

Bremisches Jahrbuch

HERAUSGEGEBEN

VON DER

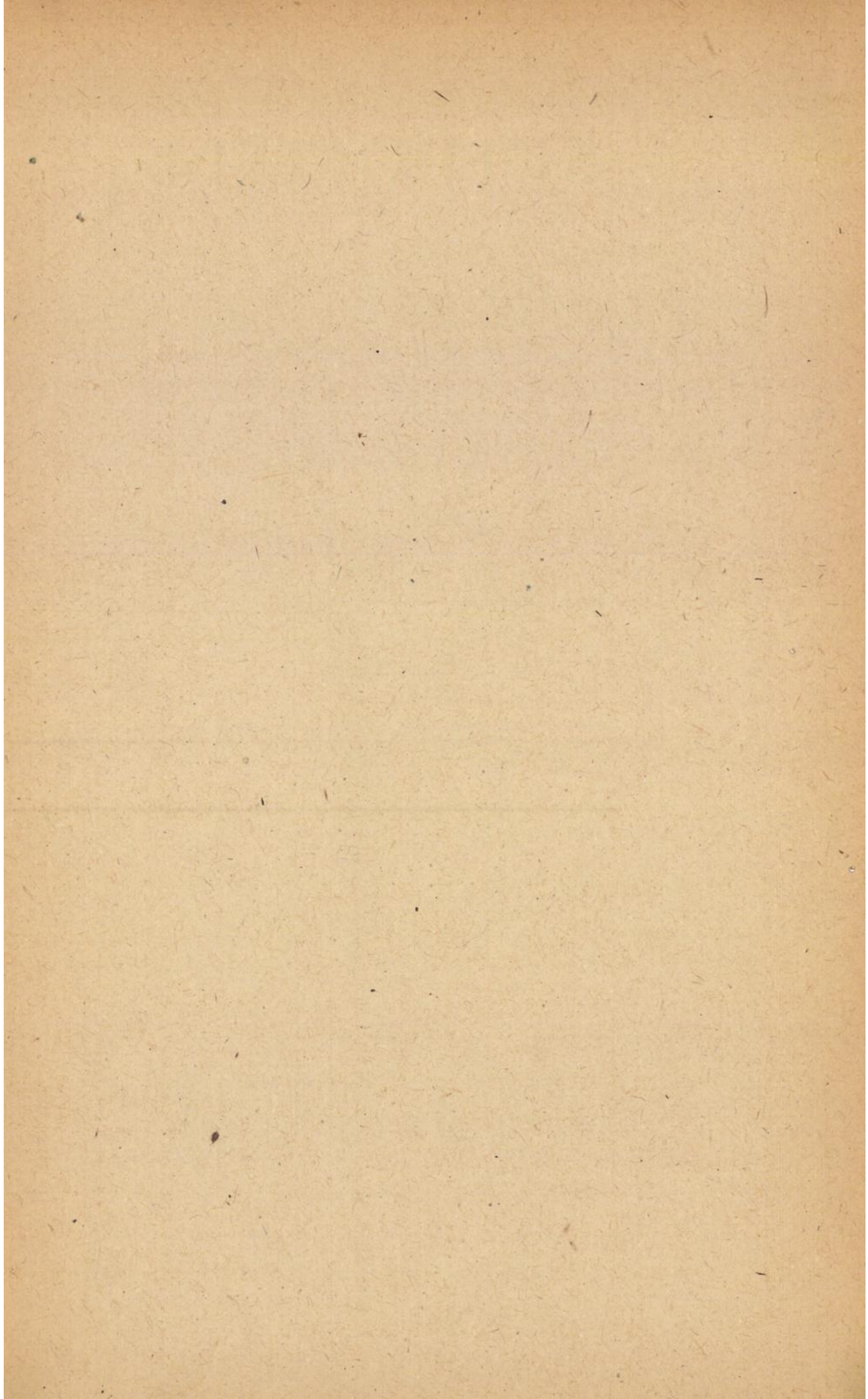
HISTORISCHEN GESELLSCHAFT

ZWEIUNDVIERZIGSTER BAND

1947

FRIEDRICH TRÜJEN VERLAG · BREMEN

1000



SCHRIFTEN

DER

WITTHEIT ZU BREMEN

REIHE A: BREMISCHES JAHRBUCH

42. BAND

1947

FRIEDRICH TRÜJEN VERLAG · BREMEN

Bremisches Jahrbuch

Herausgegeben

im Auftrage der Wittheit zu Bremen

von der

HISTORISCHEN GESELLSCHAFT
ZU BREMEN

42. BAND

1947

FRIEDRICH TRÜJEN VERLAG · BREMEN

Schriftleitung:

PROF. DR. H. ENTHOLT, PROF. DR. H. TARDEL

Manuskripte und Zuschriften werden an den Erstenannten, Archiv der Hansestadt Bremen, erbeten

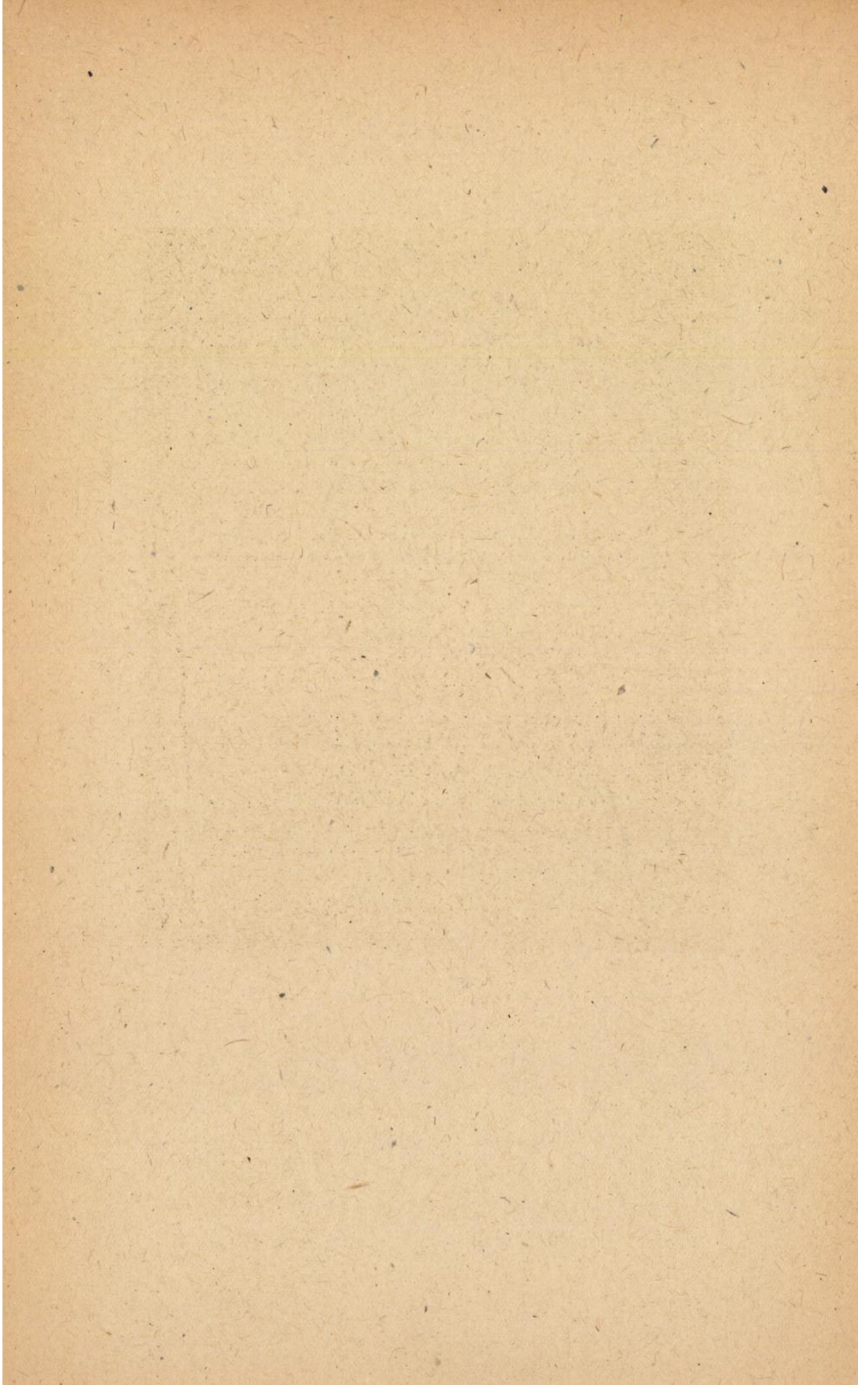
Das von der Historischen Gesellschaft herausgegebene Bremische Jahrbuch erscheint vom 40. Band ab als Reihe A der Schriften der Wittheit zu Bremen

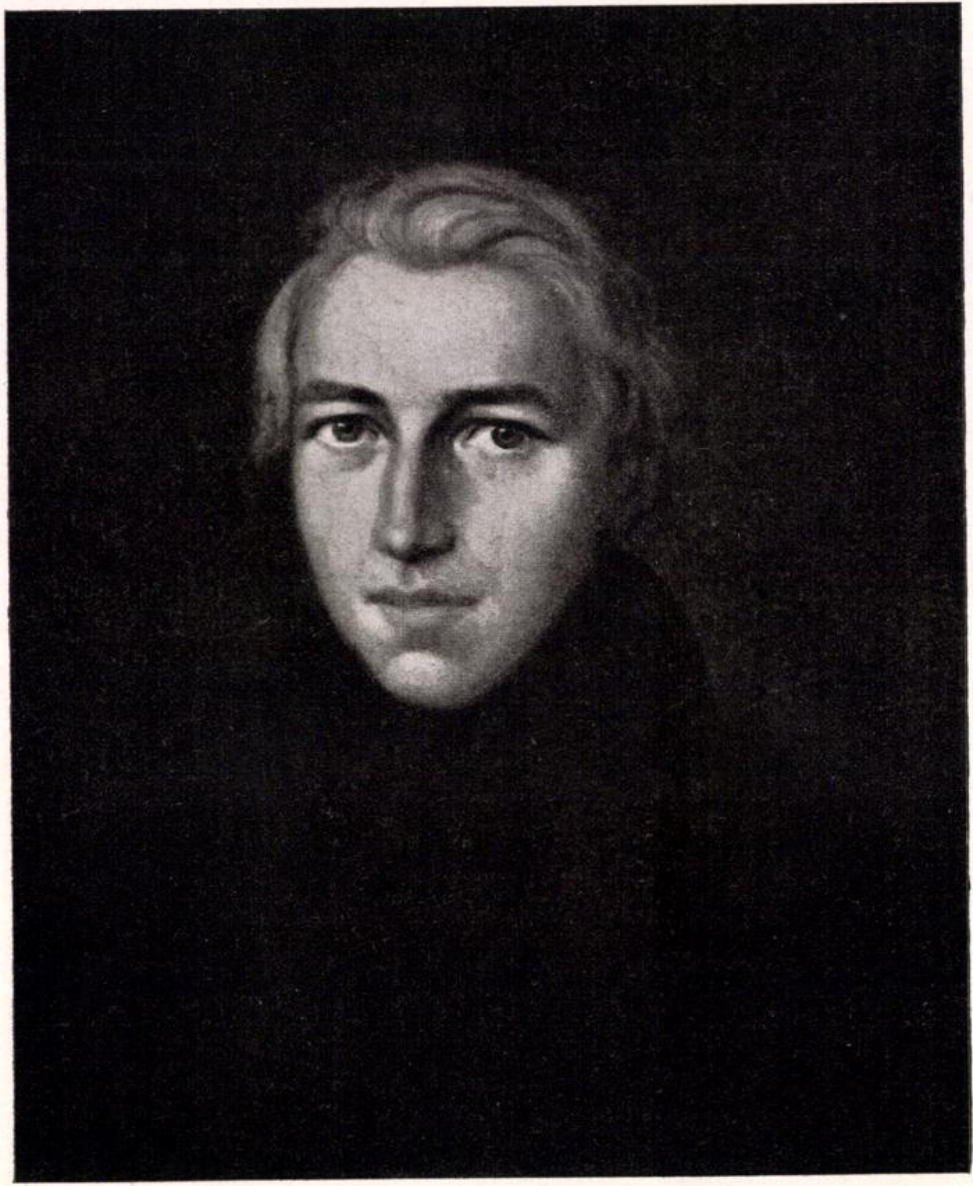
Veröffentlicht unter der Zulassung US-W-1031 der Nachrichtenkontrolle der amerikanischen Militärregierung bei Friedrich Trüjen, Bremen, 1947.

2000. 15. I. 1947. Printed in Germany.

Inhaltsverzeichnis.

	Seite
Titelbild und Erläuterung: Ferdinand Donandt	VII
Einundachtzigster bis dreiundachtzigster Bericht des Vorstandes der Historischen Gesellschaft	XI
I. Reich und Reichsverfassung im Wandel der Geschichte. Von Studienrat Dr. E. Schwartz	1
II. Bürgermeister Smidt und seine Korrespondenten. Von Prof. Dr. Hermann Entholt	11
III. Ansicht der Geschichte Bremens im dritten Viertel des 19. Jahrhunderts 1850—1875. Von Prof. Dr. Hermann Entholt	52
IV. Der Gang nach Ceylon. Die Gründung des Hauses Freudenberg & Co. in Colombo und ihre geschichtlichen Voraussetzungen. Von Studienrat Dr. E. Schwartz	82
V. Die Pagentorner Bauerschaft. Von Hanna Lampe	97
VI. Zur bremischen Theatergeschichte. Fortsetzung (1792—1796). Von Prof. Dr. Hermann Tardel	154
VII. Geschichte von Dunge und Lesumbrok. Von Prof. Alwin Lonke	203
VIII. Nachrufe	213
Heinrich Schecker. Von Prof. Dr. Hermann Entholt	213
Wilhelm Böhmert. Von Rechtsanwalt Dr. Otto Wellmann	214
Rudolf Jacobs. Von Architekt Heinrich W. Behrens	217
Philipp Heinrich Behrens. Von Bürgermeister Dr. Theodor Spitta	218
Eduard Gildemeister. Von Kunstmaler Hermann Fitger	222
IX. Die Toten der Berichtszeit Oktober 1943 bis September 1946	227







Ferdinand Donandt.

Unter den um das bremische Gemeinwohl verdienten Männern des 19. Jahrhunderts ragt nächst Smidt und Duckwitz ein Name hervor, der durch die Vielseitigkeit seiner Begabung nicht minder wie durch seinen vortrefflichen Charakter und seinen maßvollen Sinn vor anderen sich auszeichnete und in bewegter Zeit zum Besten der Stadt eine führende Stellung gewann: Ferdinand Donandt.

Die Familie war aus Magdeburg eingewandert und hatte in Bremen schnell Wurzel gefaßt. Der Vater, Christian Donandt, ein energischer, vorwärtsstrebender Mann, hatte sein Schneidergeschäft zu einem ansehnlichen Tuchhandel zu entwickeln verstanden und in einer Reihe von zäh durchgeführten Prozessen, wie sie damals bei den in starker gegenseitiger Konkurrenz stehenden Zünften an der Tagesordnung waren, oftmals seinen Standpunkt behauptet. Der Sohn, Ferdinand, 1803 geboren, studierte in Göttingen die Rechte und wurde, nicht ohne die Anfechtungen stürmischer und leidenschaftlicher Jugendjahre, beizeiten ein angesehener Sachwalter. Was ihn vor seinen Altersgenossen hervorhob, waren aber seine großen wissenschaftlichen Fähigkeiten, die ihn zu einem der namhaftesten bremischen Rechtshistoriker machten.

Mit 27 Jahren veröffentlichte er seine zweibändige Geschichte des bremischen Stadtrechts, die noch heute sich der größten wissenschaftlichen Wertschätzung erfreut, obgleich sie, was ewig zu beklagen ist, nur eine Geschichte der älteren bremischen Verfassung und eine solche der ältesten Statuten bietet. Ihr Verfasser ist in viel späterer Zeit noch einmal auf diese Studien zurückgekommen, als er im Jahre 1870 den umfangreichen Aufsatz über den bremischen Civilprozeß im 14. Jahrhundert veröffentlichte (Brem. Jahrb. Bd. V). Auf der älteren Arbeit fußt auch der berühmte Aufsatz des Jahres 1876: „Zur Geschichte der Demokratie in der bremischen Verfassung“, der den Gedanken entwickelt, daß hier seit der Verfassung von 1433 durch die Bestimmung, die Gemeinheit, die Kaufleute und Zünfte sollten bei ihren althergebrachten Rechten verbleiben, stets ein demokratisches Element sich erhalten habe und der Willkür eine Schranke gesetzt sei. Was den Arbeiten Donandts aus dieser Zeit den Stempel gibt, ist das edle Pathos der Sprache, die den Geist der Romantik

VIII

nicht verleugnet. Er erscheint ja auch auf dem Porträt aus den Jugendjahren, einem von zarten Farben überhauchten Aquarell.

Wenn das Stadtrechtswerk unvollendet blieb, so lag die Ursache in der seit den dreißiger Jahren lebhafter werdenden politischen Bewegung, die seinen Verfasser zu starker Teilnahme trieb. Zwar hat die von ihm gegründete Zeitschrift, das Bremische Magazin, mit seinen Aufsätzen, die die bremischen Zustände in der verschiedensten Weise beleuchten sollten, nur wenige Jahre bestanden. Aber was er wollte, konnte er seit 1833 auch in der „Bremer Zeitung“ zum Ausdruck bringen, die er bis 1839 als ihr Redakteur leitete.

Die vierziger Jahre brachten große Erregungen vielfacher Gestalt. Friedrich Wilhelm IV. wirkte auf die Zeitgenossen mit Hoffnungen und Enttäuschungen, in der Mitte des Jahrzehnts wütete eine Hungersnot landauf und -ab, in Bremen wurden kurz darauf die bedeutsamsten wirtschaftlichen Erfolge errungen, dann kamen die Vorboten der Revolution und diese selbst. Donandt nahm an allen Erscheinungen der Zeit den lebhaftesten Anteil. Die revolutionäre Bürgerschaft fand in ihm ihr aktivstes, kenntnisreichstes Mitglied, ergriffen von der Unabweisbarkeit der Forderungen des Tages und zugleich ein Vorkämpfer des gemäßigten Fortschritts. Er war die Seele der Verfassungsdeputation und auch ihr Referent. Den grundlegenden Gedanken des § 6, der bei Meinungsverschiedenheiten zwischen Senat und Bürgerschaft die Gleichberechtigung der beiden Gewalten vorsah, während das Minoritätserachten den Schwerpunkt der Macht in die Bürgerschaft legte, focht er siegreich durch. Es war für jene Zeit das Höchstmaß des Erreichbaren. Seine treibende Kraft förderte die Durchberatung der Verfassung in kaum vier Monaten, und wenn er schmerzlich die Divergenz der Ansichten im Schoße der Deputation beklagte, wenn er den Wunsch aussprach, daß unter dem Segen Gottes die Beratungen von leidenschaftsloser Besonnenheit, von vernehmlichem Bürgersinn, von jener Weisheit Zeugnis geben möchten, die nicht mit gefesseltem Blick auf der Gegenwart ruhe, die aus der Erfahrung der Geschichte und der sich immer gleichbleibenden Natur der Menschen gelernt habe, das Dauernde von dem Vergänglichen zu scheiden, daß die Freiheit sich gründe auf Gerechtigkeit und für Jahrhunderte baue, indem sie Maß halte in allem — so blieb ihm auch die Hochachtung seiner Gegner von der linken Seite nicht versagt. Die radikale Bürgerschaft von 1849 wählte ihn zu ihrem Vize-

präsidenten, wenige Monate später wurde er zum Richter gekoren, dann zum Präsidenten der Bürgerschaft und 1852 gelangte er durch das provisorische Ratswahlgesetz in den Senat — später als viele andere vor und nach ihm, aber weiser an Erfahrung als die meisten. Die rein wissenschaftliche Epoche seines Lebens lag jetzt wohl hinter ihm, die des aktiven Politikers desgleichen. Am Tage seiner Richterswahl überreichten ihm eine große Zahl der angesehensten Mitbürger ein für eine Familienstiftung bestimmtes Kapital von 5000 Th. Gold, in dankbarer Anerkennung seiner ausgezeichneten Verdienste um die Ausarbeitung der vor wenigen Monaten ins Leben getretenen Verfassung. Die letzten zwanzig Jahre seines Lebens waren der Mitarbeit an der Verwaltung des Staates gewidmet und hier besonders dem Justizwesen in seinen verschiedenen Zweigen.

Dennoch ließ ihn auch da die gelehrte Arbeit nicht los, die diesmal aus theoretischen Studien zu praktischer Anwendung führte. Schon 1844 hatte der alte Bürgerkonvent eine Deputation zur Entwerfung eines Kriminalgesetzbuchs eingesetzt; die Bürgerschaft von 1849 griff die Sache von neuem auf und wählte Donandt zum Vizepräsidenten der Deputation, bei der er dann seit 1852 als Senatskommissar tätig war. Er erkannte bald, daß der Gesetzentwurf nicht Sache einer vielgliedrigen Körperschaft, sondern nur die eines Einzelnen sein könne und machte sich an die Arbeit, indem er zugleich eine Reform des Strafprozesses mit seinen schriftlichen geheimen Untersuchungsverfahren in den Kreis der Betrachtung zog und eine Verbesserung des Gefängnisystems in Auge faßte. Bei allem galt es, große Mängel zu beseitigen und dem „fast gesetzlos zu nennenden Zustande unserer Strafjustizpflege“ ein Ende zu machen, „die weitaus wichtigste und schwierigste Aufgabe, die je der bremischen Gesetzgebung gestellt ist“. Nach mehr als 100 langen Sitzungen und unausgesetzten Privatstudien konnte der erste Entwurf 1861 gedruckt werden. Über zwanzig bremische Juristen waren daran beteiligt.

Und wieder wurde die Sache — wir wissen nicht, aus welchem Grunde — von den zuständigen Instanzen verschleppt, 1864 war gelegentlich noch einmal die Rede davon. Dann kamen die Kriege von 1864 und 1866 dazwischen, und als das Werk 1868 zum Spruche stand, von den ersten deutschen Kriminalisten mit den höchsten Lobeserhebungen bedacht, da war inzwischen die Welt eine andere geworden. Der Norddeutsche Reichstag erklärte sich für die Straf-

X

gesetzgebung zuständig und förderte sie durch seine Beauftragten in raschem Zuge. Donandt hatte „das Gefühl eines Vaters, der sein ausgewachsenes lebensfähiges Kind kurz vor der Geburt ums Leben gebracht sehen muß“. Vergebens begründete er seine Ansicht, daß in den nächsten zehn Jahren kein Bundesstrafgesetz ins Leben treten werde, verwies er auch auf das Vorgehen anderer Bundesstaaten, die sich in ihern Absichten nicht stören ließen. Vergebens auch setzte sich der Senat für ihn ein. Die Bürgerschaft lehnte den ganzen Entwurf 1868 und noch einmal 1869 völlig ab. Es war ein karger Trost für den hochverdienten Verfasser, daß er von der preußischen Justizverwaltung zur Durchberatung ihres eigenen Entwurfs im Herbst 1869 mit herangezogen wurde. Die entsagungsreiche Geschichte deutscher Gelehrtenarbeit konnte durch das ihm widerfahrene Schicksal ein neues Kapitel verbuchen. Seine Wirksamkeit in verschiedenen anderen Zweigen der Verwaltung, wie das in früherer Zeit beim Senat üblich war, mag hier nur beiläufig erwähnt werden.

Aus diesen späteren Jahren wird das zweite der oben wiedergegebenen Bilder stammen. Trotz des großen Unterschieds der Zeiten werden dem aufmerksamen Beobachter Ähnlichkeiten nicht entgehen, auch hier der durchdringende Verstand, die charaktervollen Züge eines edlen Mannes von tiefer innerlicher Frömmigkeit. Sein Tod am 1. März 1872 beendete das Leben eines der besten bremischen Bürger.

H. Entholt.

Einundachtzigster Bericht des Vorstandes der Historischen Gesellschaft

Herbst 1943 bis Herbst 1944.

Der immer noch nicht beendete ungeheure Krieg, der in zunehmendem Maße alle Interessen, Hoffnungen und Sorgen in Anspruch nimmt, ließ im Berichtsjahre nur in beschränktem Maße ein Vereinsleben zu. Doch konnte zu unserer Freude der sehr starke 41. Band des Bremischen Jahrbuchs ausgegeben werden. Der Vorstand und mit ihm die wissenschaftliche Bearbeitung der bremischen Geschichte erlitt eine empfindliche Einbuße durch den im Osten fern der Heimat erfolgten Tod des Oberstudienrates Dr. Heinr. Schecker, der einem immer zunehmenden Gehirnleiden erlag. Weiter und immer weiter, weit über den Kreis der bremischen Studien hinaus, hat er seine Kreise gezogen, in der schier unglaublichen Fülle seiner Gelehrsamkeit der Kenner der alten und neueren Sprachen, der Kunstgeschichte, der durchgebildete Theologe. Jedem, der ihm nahte, ließ er freigebig und in stets gleicher Liebenswürdigkeit aus dem Schatze seines Wissens zukommen, was er wünschte. Wer ihn gekannt hat, wird den Eindruck seiner an die Polyhistoriker des 17. Jahrhunderts erinnernden Persönlichkeit nicht vergessen und seines edlen, humanen Wollens eingedenk bleiben.

Es wurden im abgelaufenen Vereinsjahre folgende Vorträge gehalten:

Prof. Dr. Paul Kirn, Universität Frankfurt a. M.: Nationale Gegensätze und nationale Einheit im Mittelalter.

Museumsdirektor Dr. Grohne: Erzbischofsgräber im Dom zu Bremen (mit Lichtbildern).

Archivdirektor Dr. Prüser: Bremische Stiftsgeistliche im späten Mittelalter in ihren Familienbeziehungen.

Archivassessor Dr. Schwebel: Das Haus Seefahrt, seine Kaufleute und Kapitäne.

Prof. Dr. Entholt: Bürgermeister Smidt und seine Korrespondenten.

Am 5. März 1944 starb unser Ehrenmitglied, Herr Prof. Dr. Hermann Wätjen, ord. Professor der Geschichte an der Universität Münster. Ein treuer Sohn seiner bremischen Vaterstadt, hat er uns durch manchen von seinen zahlreichen hiesigen Freunden gern gehörten Vortrag erfreut. Seine Wirksamkeit als wissenschaftlicher Forscher zu würdigen, mag einer berufeneren Feder überlassen bleiben. Mit seinem vornehmen Charakter, seiner oft bewährten Hilfsbereitschaft, seiner gewinnenden Liebenswürdigkeit hat er sich in unserem Kreise ein dauerndes herzliches Andenken gesichert.

Am 23. März 1944 entschlief nach längerem Leiden der langjährige Verleger der Historischen Gesellschaft, der Buchhändler Herr Arthur Geist, dessen Andenken hier zu ehren, uns eine gern erfüllte Pflicht ist.

Zweiundachtzigster Bericht des Vorstandes der Historischen Gesellschaft

Herbst 1944 bis Herbst 1945.

Dieser Bericht ist kürzer, als wohl jemals ein anderer in der langen Zeit unseres Bestehens, in 83 schicksalsvollen Jahren, geschrieben worden ist. Denn die ungeheuren, die schrecklichen Ereignisse dieses Jahres mit ihrer Katastrophe, die die deutsche Zukunft auf eine nicht abzusehende Zeit zerstörend bestimmt — sie stehen ja in umgekehrtem Verhältnis zu dem winzigen Inhalt der Arbeiten eines lokal begrenzten Geschichtsvereins, und in dem Geheul der Sirenen, dem Krachen der Bomben, dem donnernden Fall des Reiches konnten die eine stille Sammlung erfordernden Forschungen über die Vergangenheit unserer Stadt nicht gedeihen. Auch auswärtige Redner konnten ihre Schritte nicht mehr zu uns lenken, seitdem im November 1944 noch einmal Herr Prof. Dr. Friedrich Baethgen von der Universität Berlin über den Hohenstaufen Friedrich II., seine Persönlichkeit und Bedeutung einen stark besuchten und viel beachteten Vortrag in unserem Kreise gehalten hatte. Was unserem Vaterlande, unserer zur größeren Hälfte in Trümmern liegenden Stadt, deren alten historischen Kern samt dem Archivgebäude der furchtbare Angriff vom 6. Oktober 1944 vernichtend getroffen hat, und mit ihr unserem Verein weiterhin beschieden ist, das liegt in einem Dunkel, das heute noch kein sterbliches Auge zu durchdringen vermag. Und dennoch gilt es, nicht zu klagen, nicht ganz zu verzagen, die Arbeit des Tages zu tun, die für einen historischen Verein nur eine sein kann: sie soll mit unermüdlichem Ernst die Fäden zu einer Vergangenheit aufdecken, die in jeder Periode des mehr als 1100jährigen Bestehens unserer Vaterstadt schöner war als die Gegenwart, und so Erkenntnisse gewinnen, die einen tieferen Blick in geschichtliches Werden und seine Bedingungen vermitteln. Möchte solche Arbeit der Seele Sturm beschwichtigen, möchte sie uns Klarheit bringen, daß wir aus ihr jenen Mut schöpfen, der gewaltiger ist als das Schicksal und es unerschüttert trägt!

Unter den vielen Toten, deren Abscheiden die Zahl unserer Mitglieder lichtete, sei der Heimgang des Herrn Carl Honigsheim hervorgehoben, der am 18. April d. J. abgerufen wurde. Der stille Mann, dessen Interessen zwar in erster Linie auf geographischem Gebiet lagen, war auch in unseren Sitzungen lange Zeit ein regelmäßiges Mitglied. Mit seiner vielseitigen Bildung und seinem liebenswürdigen Wesen bleibt er uns unvergessen.

Aber auch unter den Ehrenmitgliedern des Vereins hat der Tod wieder eine Lücke gerissen. Am 31. Juli d. J., nur einen Tag nach seinem 80. Geburtstage, starb in Hamburg der Senior der hamburgischen Geschichtsforschung, Herr Prof. Dr. Hans Nirrnheim. Unermüdlich schaffend, fast bis in seine letzten Tage, war er für die Geschichtsfreunde der Schwesterstadt seit langen Jahrzehnten ein Vorbild unverdrossener Forschung, die in ihrer

Akribie Werke erstehen ließ, die für lange Zeiträume jeder Kritik standhalten und ein Fundament bilden für alle Arbeit zukünftiger Geschlechter — oft das Ergebnis entsagungsvoller Mühewaltung, aber um so mehr ein leuchtendes Beispiel deutschen idealistischen Gelehrtenlebens. Prof. Hans Nirrnheim hat auch in unserer Historischen Gesellschaft dankbar aufgenommene Vorträge gehalten. Wer ihm menschlich nähertrat, empfand immer wieder den Eindruck seiner über allen Zweifel erhabenen charaktervollen Persönlichkeit.

Dreiundachtzigster Bericht des Vorstandes der Historischen Gesellschaft

Herbst 1945 bis Herbst 1946

Unter völlig geänderten Verhältnissen konnte die Historische Gesellschaft, nachdem die Militärregierung ihre Genehmigung erteilt und auch der Senat keine Bedenken geäußert hatte, am 21. Februar 1946 mit einem Vortrage des Vorsitzenden ihre Arbeit wieder aufnehmen. Gleichzeitig wurden die in demokratischem Geiste umgestalteten Satzungen von der Versammlung genehmigt und ihr mitgeteilt, daß aus politischen Gründen die Herren Landgerichtsdirektor Dr. Steengrafe, Archivdirektor Dr. Prüser und Studienrat Dr. Beutin aus dem Vorstand ausgetreten seien. Es verblieben noch im Vorstand die Herren Prof. Dr. Entholt, Prof. Lonke, Studienrat H. Tidemann, Prof. Dr. Tarjel, Direktor Dr. Grohne und Carl Russell. Indessen sah sich der letztere zu unserem großen Bedauern durch langandauernde Erkrankung genötigt, sein Amt als Rechnungsführer niederzulegen und ebenfalls seinen Rücktritt zu erklären. Der Dank der Historischen Gesellschaft für seine Mitarbeit bleibt ihm gesichert. In den Vorstand wurde Herr Studienrat Dr. Schwartze neu hinzugewählt. Endlich wurde der Verwaltungsoberinspektor Herr Fritz Peters dem Vorstand als Sekretär beigeordnet.

Unter den Toten des Berichtsjahres sei der Heimgang unseres Ehrenmitgliedes, Geh. Reg.-Rat Prof. Dr. Karl Brandi am 9. März 1946 besonders vermerkt. Der hervorragende deutsche Historiker wird in der großen Wissenschaft nach Gebühr gewürdigt werden. Unser Kreis verdankt ihm manchen gediegenen, anregenden Vortrag. Ein warmer Freund Bremens ist mit ihm dahingegangen. Die Historische Gesellschaft wird auch in der neuen Epoche ihres Daseins eine Tätigkeit fortsetzen, zu der sie sich aus einem inneren Notzwang berufen fühlt. Denn mehr als je zuvor wird es Pflicht sein, daß die Teile des zerstückelten Vaterlandes die Grundlagen ihrer Exi-

XIV

stanz erforschen und so Vergangenheit und Gegenwart zu einem unzerstörbaren, lebendigen Ganzen verbinden.

Im verflossenen Vereinsjahre wurden folgende Vorträge gehalten:

Prof. Dr. Entholt: „Bremens Geschichte im dritten Viertel des 19. Jahrhunderts (1850 bis 1875).“

Archivrat Dr. Schwebel: „Streifzüge durch das bremische Landgebiet. Von Gutsherrn und Bauern im alten Dorfe Borgfeld.“

Cand. phil. Ursula Branding: „Die Einführung der Gewerbefreiheit in Bremen und ihre Folgen.“

Der 42. Band des Bremischen Jahrbuchs ist in Vorbereitung und wird bald ausgegeben werden können.

Rechnung über das Jahr 1943/44

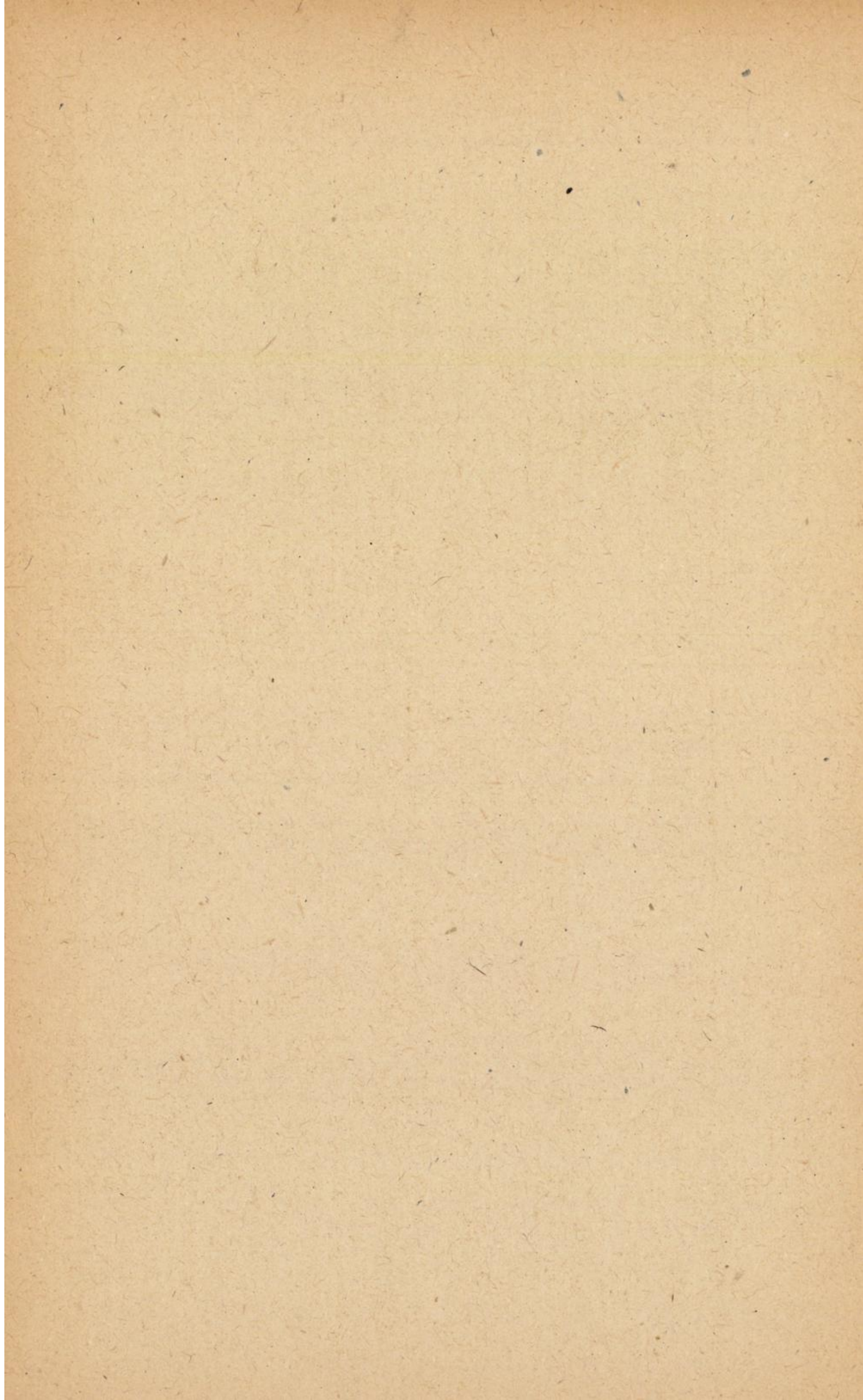
Guthaben am 1. Oktober 1943	RM 5 500,63	
Einnahmen im Vereinsjahr	RM 5 017,69	
		<u>RM 10 518,32</u>
Ausgaben laufender Art		RM 6 074,74
Wertpapiere RM 1 800,—		<u>RM 1 800,—</u>
u. holl. Gulden 4000,—		
Vermögensbestand am 1. Oktober 1944	RM 6 243,58	
u. holl. Gulden		<u>4 000,—</u>

Rechnung über das Jahr 1944/45

Guthaben am 1. Oktober 1944	RM 4 443,58	
Einnahmen im Vereinsjahr	RM 4 041,90	
		<u>RM 8 485,48</u>
Ausgaben laufender Art		RM 287,39
Guthaben am 1. Oktober 1945		<u>RM 8 198,09</u>
Wertpapiere RM 1 800,—		RM 1 800,—
u. holl. Gulden 4000,—		
Vermögensbestand am 1. Oktober 1945	RM 9 998,09	
u. holl. Gulden		<u>4 000,—</u>

Rechnung über das Jahr 1945/46

Guthaben am 1. Oktober 1945	RM 8 198,09	
Einnahmen im Vereinsjahr	RM 2 246,—	
		<u>RM 10 444,09</u>
Ausgaben laufender Art		RM 3 966,06
		<u>RM 6 478,03</u>
Guthaben am 1. Oktober 1946		RM 1 800,—
Wertpapiere RM 1800,—		RM 1 800,—
u. holl. Gulden 4000,—		
		<u>RM 8 278,03</u>
Vermögensbestand am 1. Oktober 1946		u. holl. Gulden 4 000,—
		<u><u>4 000,—</u></u>



I.

Reich und Reichsverfassung im Wandel der Geschichte¹⁾.

Von E. Schwartz.

Auch in diesem Jahre, das gerade in den letzten Wochen leidenschaftliche Kämpfe und Auseinandersetzungen gebracht hat um die Grundfragen unserer Staatsordnung, soll gleichwohl mit Recht der Verfassungstag mit einer Gedenkfeier begangen werden. Denn so sehr auch die Verfassung selbst von der geschichtlichen und politischen Bewegung ergriffen worden ist, so unzweifelhaft bleibt sie doch die feste Grundlage, auf der die widerstreitenden Meinungen allein ihren Ausgleich verantwortungsvoller Weise suchen können.

Die Bedeutung der Weimarer Verfassung vom 11. August 1919 wird immer deutlicher erkennbar in dieser doppelten Richtung. Sie unternimmt einerseits den Versuch einer radikalen Neuordnung des Staates im demokratischen Sinne, sie ist aber andererseits der Ausdruck historischer Kontinuität durch Fortführung und Sicherung der Reichsidee gegenüber inneren und äußeren zersetzenden Gewalten. Um der Weimarer Verfassung, soweit ihre Bedeutung uns schon jetzt historisch erkennbar ist, gerecht zu werden, sei es daher gestattet, am Wandel der Reichsidee die deutsche Verfassungsentwicklung der letzten Jahrhunderte aufzuzeigen und abzuschätzen.

Die Verfassung eines Volkes ist der Ausdruck und zugleich die Sicherung des zum Leben notwendigen Gleichgewichtes seiner gesamten politischen und geschichtlichen Kräfte. Die Mittellage unseres Volkes aber hat in dieser Beziehung unser deutsches Volk von seinen geschichtlichen Anfängen an vor die schwerste Aufgabe gestellt. Denn durch seine Lage ist unser Volk neben den innerstaatlichen Aufgaben mit der allgemeinen belastet: in dem Raum, in dem sich

¹⁾ Als Vortrag gehalten am 11. August 1932 bei der Verfassungsfeier in der Halle des alten Rathauses. Wir stellen diesen Aufsatz an die Spitze unseres neuen Jahrbuchbandes, weil wir ihn in vieler Beziehung als richtungweisend für die veränderte Zeit, in die wir eingetreten sind, ansprechen müssen. D. Herausg.

alle politischen und geistigen Kraftlinien Europas überschneiden und durchdringen, die europäischen Gegensätze auszugleichen und dabei sich selbst in seiner nationalen Existenz selbständig zu behaupten. So erklärt die Geschichte die immer von neuem aufbrechenden inneren Gegensätze, durch die der Zusammenhalt unseres Volkes in immer neuen Krisen wieder bedroht wird. Immer wieder traf gegen unseren Staat äußerer Angriff zusammen mit innerem Gegensatz. Wenn anderen Völkern ihre Geschichte erlaubt, sich in die nationalen und politischen Voraussetzungen ihres Staates einzuleben, so zerreißen uns wieder und wieder elementare Katastrophen den geschichtlichen Zusammenhang und stellen, was selbstverständlich und fest geworden zu sein schien, von neuem in Frage.

So ist die Verfassungsentwicklung Deutschlands der der westeuropäischen Länder, insbesondere der Frankreichs, entgegengesetzt. In Frankreich erfolgt seit der Mitte des 15. Jahrhunderts im Zusammenhang mit dem hundertjährigen Kampf gegen England die Überwindung der mittelalterlichen Verfassungszustände und die Zurückdrängung der feudalen Partikulargewalten unter Führung des Königtums. In Deutschland dagegen scheitern immer wieder die Versuche, eine Reichsreform durchzuführen. Schon die Hausmacht des luxemburgischen, erst recht die ihrer Nachfolgerin und Erbin, des habsburgischen Kaisertums, wurde durch ihre Lage in den kolonialen Randgebieten des Ostens und durch ihre Verbindung mit außerdeutschen Gebieten an einer Konsolidierung der deutschen Verhältnisse gehindert. Andererseits mißlang auch der im insularen England glückende Versuch, auf ständischer Grundlage zu einer Reichsreform zu gelangen; die kurfürstlichen Reichsreformversuche um die Wende des 15. zum 16. Jahrhundert gehen unter in den Stürmen der Reformation und der größten deutschen Revolution: des Bauernkrieges. Luther selbst wies mit Recht die Versuchung von sich, die Doppelrolle des religiösen und politischen Reformators zu spielen. So verbindet sich in Deutschland die Reformation mit dem Landesfürstentum und aus den letzten religiösen und geistigen Antrieben ist nun für die Folgezeit darüber entschieden, daß die politische Entwicklung Deutschlands partikularistisch und föderalistisch verlaufen muß. Während im Osten der habsburgische und neben ihm langsam der brandenburgisch-preußische Territorialstaat zu Staaten von europäischem Rang aufwachsen, während die Habsburger die Türken aus Ungarn und

über die Donau zurückwerfen und die großen Hohenzollern die deutsche Ostgrenze aufbauen, bröckelt gegen Frankreich die Westgrenze ab. Im Bunde mit Schweden, Polen und Türken etabliert Ludwig XIV. zum erstenmal in Europa die französische Hegemonie. Der seit der Stauferzeit in tausend Reichsritterschaften, in unzählige geistliche und weltliche Klein- und Mittelstaaten zerspaltene Süden und Westen des Reiches wechselt in militärischer Ohnmacht je nach der Konjunktur der großen europäischen Politik zwischen habsburgischer und französischer Gefolgschaft. Die Wehrkraft dieser ältesten deutschen Lande wird in ausländischem Sold verbraucht und das Blut deutscher Offiziere und Soldaten fließt auf allen Schlachtfeldern der alten und neuen Welt.

England und Frankreich bauen koloniale Weltreiche auf; Deutschland sammelt nach dem Dreißigjährigen Kriege im 17. und 18. Jahrhundert in allmählichem Aufstieg wieder geistige Kraft. Mancher tüchtige deutsche Fürst betätigt Willenskraft und Fantasie als Kunstmäzen und als Baumeister des Barock; langsam wächst auch das Bürgertum, in Leipzig und Hamburg voran, den höfischen Kulturzentren nach. Die Philosophie und die neue bürgerliche Literatur legen den geistigen Grund zu einer neuen Staats- und Gesellschaftsordnung, und das Weltbürgertum der Humanitätsepoche bildet durch die Freiheitsidee der autonomen Persönlichkeit den Nationalstaat des 19. Jahrhunderts vor, der die Freiheit dann erst politisch realisiert.

So steigt geistig das neue Deutschland auf, während das alte römische Reich deutscher Nation unter den Schlägen Napoleons zusammenbricht. In die Reichsverfassung, die um Jahrhunderte hinter den Weltverhältnissen zurückgeblieben ist, fährt der Sturmgeist der französischen Revolution. Die geistlichen Fürstentümer werden säkularisiert, und die Entfeudalisierung der katholischen Kirche leitet ihre für die weitere innerpolitische Entwicklung bedeutsame Verbindung mit der kommenden Demokratie ein. Das nach der Triasidee Napoleons auf Kosten der Kirche und der kleinen Herren vergrößerte mittelstaatliche Deutschland, die Könige und Großherzöge von Frankreichs Gnaden, werden der französischen Rheinbundpolitik dienstbar gemacht. Nach Leipzig aber gewinnen die Rheinbundfürsten mit Ausnahme Sachsens noch rechtzeitig Anschluß an die siegreiche Sache und erscheinen so mit vertraglich gesicherten Ansprüchen auf dem

Wiener Kongreß, der für ein inhaltreiches halbes Jahrhundert über die Neuordnung Deutschlands bestimmt.

Der Wiener Kongreß, der die Freiheitskriege schließt, leitet zugleich die Epoche Metternichs ein. Der nationale Gedanke, in den Freiheitskriegen zum erstenmal — vor allem im preußischen Lager — Gestalt gewinnend in politischer Tat, muß nach erreichtem Kriegsziel in veränderter Weltlage resignieren gegenüber den Mächten der Restauration. Nach einem Menschenalter ganz Europa erschütternder und umwälzender Kriege setzen sich Ruhebedürfnis und ein konservatives System der Erhaltung durch. Das monarchische Europa erklärt unter Metternichs Führung in der Heiligen Allianz der Revolution gegenüber seine Solidarität; der nationalen Bewegung aber fehlt es bei innerer Unreife und Unklarheit über die Wege zur Verwirklichung ihrer Ziele an jeder realen politischen Macht. So wird der Kampf um die Vorherrschaft zwischen Preußen und Österreich zur Niederhaltung der Revolution um ein halbes Jahrhundert vertagt, indem das Preußen Steins, Blüchers und Gneisenaus den friederizianischen Traditionen bis zum Anbruch der neuen Ära unter Wilhelm I. entsagt. England, Frankreich, Preußen, Österreich und Rußland bilden als Pentarchie der Großmächte wieder wie vor der napoleonischen Zeit den europäischen Areopag. Nationale Bewegungen, nunmehr als jakobinisch verdächtigt, dürfen das wiederhergestellte europäische Gleichgewicht nicht stören, und Deutschland bleibt wie Italien im Interesse der alten Mächte, die die Sicherheit der andern gefährdende Einheit versagt. Das alte Reich hatte sich wenigstens im Kaisertum noch ein nationales Symbol bewahrt; der 1815 unter europäischer Garantie geschaffene Deutsche Bund war zugunsten Europas und der deutschen Partikulargewalten ein nach seiner Bestimmung nur defensiv wirkendes loses Staatsgefüge ohne militärische, außenpolitische, rechtliche und wirtschaftliche Einheit. Im Innern legen sich auf die zur politischen Verantwortung und zur Mitarbeit am Staat strebenden Schichten Demagogenverfolgung und Reaktion und vergiften mit dem falschen Einsatz überängstlicher Staatsautorität zum Teil auch die Zukunft noch der nachwachsenden Generation. Nur die Mittel- und Kleinstaaten leisten sich den Luxus, vorsichtig dosierte Verfassungen meist nach dem Vorbild der bourbonischen Charte von 1814 einzuführen, in deren einer sich im § 4 die dem Geist des Biedermeier

entsprechende Bestimmung findet: „Abgeordnete müssen von verträglicher Gemütsart sein.“

Das System der Heiligen Allianz wurde von den Flügeln her zurückgedrängt auf die Mitte Europas, für die es sich aber in gewisser Weise bis zum Weltkrieg widerstandskräftig erwiesen hat. In der südamerikanischen Frage löst sich, dem amerikanischen Präsidenten Monroe sekundierend, England, in der griechischen Frage Rußland los; in der Julirevolution zündet es an einzelnen Stellen schon in der Mitte des Systems, um 1848 dann durch einen Angriff auf das Zentrum Wien den Bestand des ganzen monarchischen Europas in Frage zu stellen. Aber in Frankreich mündet die Revolution in ein napoleonisches Cäsarentum, und in Italien und Ungarn, in Budapest und Prag siegen, zuletzt mit russischer Hilfe, das habsburgische Kaisertum und die österreichische Reichsidee über den Selbstständigkeitsdrang der Nationalitäten. Preußen beschreitet zwar nunmehr den konstitutionellen Weg, aber das schnell wieder zu Kräften gekommene Königtum baut in die oktroyierte Verfassung starke monarchische Sicherungen ein.

Damit wird dem Frankfurter Reichsgründungsversuch der Wind aus dem Segel genommen. Der Zusammenstoß mit dem kleinen Dänemark in der Schleswigschen Frage offenbarte, als Preußen sich im Waffenstillstand von Malmö vom nationalen Kriege zurückzog, die hoffnungslose Machtlosigkeit der Paulskirche, und diese Niederlage wurde zu einer Demütigung der provisorischen Reichsregierung, von der sich ihr Ansehen nicht mehr erholen sollte. Das Paulsparlament, das erlesenste und das einzige großdeutsche Parlament unserer Geschichte, hat zwar das Verfassungswerk in Frankfurt und seine Beratungen zu Ende geführt. Die besten Köpfe dieser an Persönlichkeiten reichen Generation haben in männlicher Besonnenheit, mit Kopf und Herz die Schicksalsfragen unseres nationalen Daseins durchdacht und für ihre Lösung im ganzen eine Form gefunden, die bis auf den — dann freilich doch eine Wendung bedeutenden Zusatz persönlicher Tat — wesentlich der bismarckschen Reichsgründung nahe kommt. Aber Friedrich Wilhelm IV. wagt nicht den Pakt mit der nationalen Revolution, nicht den kühnen Griff nach einem weite Bahnen der deutschen und europäischen Geschichte eröffnenden demokratischen Kaisertum. Gegenüber der doppelten, der europäischen und der innerpolitisch-revolutionären Gefahr zieht er sich nach Olmütz,

wieder der Entscheidung ausweichend, auf das System der Heiligen Allianz zurück. Der nationale Frühling Deutschlands endet in neuer Reaktion; Schopenhauers Philosophie, jetzt erst in Mode kommend, wird zum Ausdruck einer um ihr Lebenswerk betrogenen Generation, und Karl Marx geht — bedeutungs- und schicksalsvoll auch das — in das englische Exil, von wo aus er die Internationale organisiert.

Aber von derselben Revolution von 48 nimmt der Gegenspieler Bismarck seinen Ausgang. Von Anfang an mit der Rückversicherung universaler, dynastischer Verbindung, mit der steten Rückzugslinie auf das System der Heiligen Allianz — besitzt er zugleich den Mut des heroisch handelnden Staatsmannes und Staatslenkers, mit den aufstrebenden Kräften seines Jahrhunderts und seines Volkes den Bund zu schließen, um das Höchste zu vollbringen, was einem Staatsmann beschieden werden kann: Volk und Staat aus den Zwängen einer tausendjährigen stolzen, aber tragischen Geschichte auf die von der Vorsehung bestimmte Höhe zu führen. Es ist der großartigste Vorgang unserer politischen wie geistigen Geschichte — wie Politik und Geist in ihrem Grunde eins sind —: dieses Zusammenwachsen aller tragenden Kräfte unseres Volkes in einem großen persönlichen Lebenswerk. Ost und West und Nord und Süd, Preußen und Deutschland, Dynastie und Volk, ostelbisches Junker- und Bauerntum und das Bürgertum hanseatischer, rheinischer und süddeutscher Städte schließen — widerstrebende Gewalten mit sich reißend und einschmelzend — den Ring, der die Lebenslinien unserer Nation wieder zum Reich und Kaisertum zusammenfügt. So ist die Bismarcksche Reichsverfassung, mit der man — ohne ungerecht zu werden — das Verfassungswerk weder von 1815 noch von Frankfurt oder Weimar vergleichen darf, von jenem einheitlichen Guß, den nur der Einsatz überragender persönlicher Tat auch an durcheinanderwogenden geistigen Massen und Kräften zustandebringt.

Auf die Höhe folgt in dem wechselvollen Ablauf unserer deutschen Geschichte neuer Sturz. Aber das Leben müßte dem Menschen kaum erträglich sein, wenn ihm nicht neben der Höhe des Glücks und der Tat auch die Kraft des Leidens und die Pflicht des Aushaltens gegeben wäre. Bismarcks Reich ruhte auf dem Zusammenhalt von Krone und Kanzler und dem Widerspiel autoritärer und parlamentarischer Gewalten; zugleich auf der Verbindung europäischer Bündnispolitik mit dem endlich erfüllten Lebensrecht nationaler Freiheit und Einheit.

Aus der Geschichte der Reichsgründung, die sich unter dem Gewehranschlag fast des ganzen übrigen Europa in drei politisch lokalisierten und darum militärisch siegreichen Kriegen vollzog, ergab sich die organische Verbindung der Militärmacht Preußen mit dem übrigen Deutschland. Durch diese, neben der Personalunion, in der Struktur des Bundesrates gegebene hegemoniale Verbindung Preußens mit den anderen deutschen Staaten war der Demokratisierung und Parlamentarisierung der deutschen Reichsverfassung ein fester Damm entgegengestellt, da ja die Monarchie in Preußen mit Oktroyierung der Verfassung von 1850 das Prinzip des auf religiösem Auftrag beruhenden Gottesgnadentums keineswegs verlassen hatte. Es kommt hier nicht darauf an, die Motive darzustellen, aus denen heraus Bismarck den Kampf gegen die parlamentarische Demokratie mit den großen Mitteln seiner das Innere und Äußere gegeneinander abwägenden und ausspielenden Politik geführt hat. Darauf aber ist auch in unserem Zusammenhang hinzuweisen, daß diese Politik von einer großartigen grundsätzlichen Auffassung getragen war, in der die Idee des religiösen Auftrags mit der Idee des überpersönlichen und unparteiischen Staates zusammenging; und darauf ferner, daß dieser Kampf gegen den Parlamentarismus bei Bismarck zusammenhing mit entscheidenden Motiven seiner äußeren Politik, mit der Sorge vor der Entfesselung der demokratisch-nationalistischen Tendenzen, an denen mit der Habsburgermonarchie auch das gesamte mitteleuropäische System und damit die Stellung des Deutschtums überhaupt in der Welt zerbrechen konnte.

Die Verfassung, mit der und auf der das Reich begründet war, erhielt den ersten entscheidenden Stoß bereits mit Bismarcks Sturz. Der Kaiser, der sein eigener Kanzler sein wollte, exponierte damit in verhängnisvoller Weise die monarchische Autorität und vertauschte die verfassungsmäßige Abhängigkeit von seinen ministeriellen Beratern mit der anonymen Abhängigkeit von Parlament und öffentlicher Meinung. So wuchs mit geschichtlicher Notwendigkeit die Bedeutung des Parlaments, freilich ohne daß die Rollen vertauschter oder verschobener Verantwortung den Beteiligten hätten zu wirklichem Bewußtsein kommen können. Und so blieb des weiteren die Wilhelminische Ära ungenutzt für die organische Weiterbildung unserer Verfassung, deren Notwendigkeit sich aus der in schnellem Tempo sich vollziehenden sozialen Strukturwandlung ergab.

Dann kam 1918 die bei Verlust eines großen Krieges schon von Bismarck, bei Ausbruch des Weltkrieges von Tirpitz vorausgesagte Stunde der Demokratie. Aber sie kam in der furchtbarsten Not unseres Staates und überschattet von einem der härtesten Waffenstillstands- und Friedensverträge der Weltgeschichte. Sie kam in jenen Novembertagen, als hungernde Massen, durch die sich überschlagenden Ereignisse in Taumel versetzt, sich der Verzweiflung in die Arme warfen; sie kam, als die alten, bisher herrschenden Schichten, durch den Zusammenbruch eines politischen Weltsystems selbst überwältigt, kampflös beiseite standen und als die in den Städten um sich greifende Revolution schon das Chaos entfesselte, in dem Volk und Staat geschichtslos zu versinken drohten. Daß in diesen Schicksalstagen innerer und äußerer Not das Reich gerettet wurde durch die Freimachung des Weges nach Weimar, ist das Verdienst der Männer, deren Namen schon jetzt historisch mit diesem Ereignis der deutschen und europäischen Geschichte verbunden sind. Vor allem waren es zwei, die sich verbündeten: Ebert und Hindenburg! Der aus Süddeutschland und vom Katholizismus herkommende Arbeiterführer, der im Kriege zwei Söhne hergegeben hatte, und der ostelbische Gutsherr und preußische Protestant, in seiner Person und seinem Rang der Repräsentant des alten kaiserlichen Deutschland. Wie beide über alle persönliche Gebundenheit hinaus sich in der Idee des Staates zusammenfanden, wurde das Reich über die Kluft der Revolution hinübergerettet in den Lebensraum der Geschichte.

Mit diesen Betrachtungen aber kommen wir bereits der Gegenwart nah, mit der die Politik beginnt und die Geschichte endet. Der Geschichte ist an diesem Punkt höchstens noch zu fragen erlaubt. Was aber an unserem gegenwärtigen Zustand in Frage steht, ist vor allem das Verhältnis Preußens zum Reich. Mit dieser eigentlichen Lebensfrage hängen alle anderen Fragen zusammen. Von der brandenburgisch-preußischen, ostelbischen Hausmacht her ist im 19. Jahrhundert das Reich erobert worden. Die preußische Staatsbildung aber wiederum, beruhend auf der Verbindung altdeutscher und kolonialer Gebiete, war nur auf dynastischer Grundlage geschichtlich möglich. 1848 schon war im Zusammenhang mit der ganzen wirtschaftlichen, technischen und geistigen Entwicklung das demokratisch-bürgerliche und volkhafte Element so stark herangewachsen, daß das Aufgehen Preußens in Deutschland und damit der Sieg des Reichsgedankens

über das dynastisch-sonderstaatliche Element für einen Augenblick möglich erschien. Aber in den allgemeinen Voraussetzungen der europäischen Politik lag es begründet, daß die Reichsgründung sich dann doch unter preußisch-dynastischer Führung vollzog. Die damit mögliche konservative Rückversicherung leistete unter Bismarcks außenpolitischer Leitung auch nach 1871 dem neuen Reich, dem scheinbar angesehenen Emporkömmling und Revolutionär im europäischen Staatensystem, ihren lebenswichtigen Dienst. 1918 ist aber in der Tat ein politisches Weltssystem zugrunde gegangen. Die Rückwirkung dieser allgemeinen Vorgänge auf uns scheint die Überlegenheit und den Sieg der Reichsidee gegenüber allen nord- wie süddeutschen partikularen Tendenzen mit sich zu bringen und den Föderalismus noch mehr, als es sich schon unter Bismarck angebahnt hatte, auf das Gebiet der reinen Verwaltung zu verweisen. Auch die großdeutsche Frage dürfte nur auf dieser neuen Grundlage der demokratischen Reichsidee lösbar sein; diese Grundlage in der Stunde höchster Gefahr neu gelegt und gefestigt zu haben, ist das historische Verdienst der Männer von Weimar.

Der Tag, an dem vor 13 Jahren der Sieg des Rechtsgedankens über Revolution und Diktatur durch Sanktionierung der neuen Verfassung seinen Ausdruck fand, mag uns daran mahnen, daß letzten Endes die Staatsverfassung auf denselben Kräften beruht, auf denen — platonisch gesprochen — die rechte Verfassung der Einzelseele beruht. Die Staatsverfassung als lebendige Ordnung ist darum nicht nur in Paragraphen und Buchstaben gegründet, nicht nur in äußerer Legalität, sondern vor allem in der Gesinnung der einzelnen, die sich politisch als Vaterlandsliebe und Gemeinschaftsinn zu bewähren hat. Solche Gemeinschaft will gepflegt sein und erhalten sein an den ihr natürlichen Stätten: in den Familien, den Berufs- und Arbeiterverbänden, in Kirche und Schule und in welchen Kreisen sonst sich Menschen noch natürlich und unmittelbar begegnen. Die uns zuletzt alle aber umfassende und tragende Gemeinschaft ist das Reich, dem jeder einzelne mit seiner materiellen und geistigen Existenz verbunden und verantwortlich ist. Wie es in diesen Tagen eine junge Mannschaft uns allen zur Lehre mit dem Tode besiegelte: Schiffahrt ist not, aber des Lebens als einer bloßen Erhaltung gleichgültiger und gefahrloser Gegenwart bedarf es nicht.

In Liebe zu Volk und Heimat geben wir dem Glauben an die Zukunft unseres Reiches und der Ehrfurcht vor seiner Geschichte Ausdruck in dem Ruf: Das deutsche Volk und sein Reich, die deutsche Republik, sie leben hoch!

II.

Bürgermeister Smidt und seine Korrespondenten.

Von Hermann Entholt.

Wenn man es unternimmt, das reiche Leben des größten bremischen Bürgermeisters zu studieren, so kann man an den Briefen aus seinem Nachlaß nicht vorbeigehen, die in üppiger Fülle als Depositum der Smidtstiftung im bremischen Archiv gesammelt liegen, gesichtet und geordnet erst später durch die treue Sorgfalt seiner Hinterbliebenen, insbesondere seines Sohnes Heinrich, der als Archivar, Syndikus und Senator an den diplomatischen Geschäften seines Vaters selbst erheblich beteiligt war.

Aus dem Umstand, daß auch die geringfügigsten dem Verkehr des Tages dienenden Billetts darin ihre Ruhestätte gefunden haben, darf man wohl schließen, daß die Sammlung an sich vollständig ist und kaum etwas verloren ging. Aber wesentliche Einschränkungen müssen doch gemacht werden. Da es noch keine Schreibmaschinen gab, die Kopierpresse recht mangelhaft war und Schreiber oft nicht zur Hand, besteht der ganze Fonds zum großen Teil aus Briefen an Smidt, ausgenommen die von ihm an die Familie geschriebenen, die sämtlich aufbewahrt und beigelegt sind. Im übrigen ist von Smidts Hand nur eine größere Anzahl von Durchschlägen vorhanden, diese freilich stets bedeutenden Inhalts, leider oft schwer lesbar in ihren auseinandergelaufenen, das Seiden- oder Löschpapier nicht immer gut berührenden Schriftzügen. Die Gegenbriefe Smidts, die den betreffenden Sachverhalt oft erst recht klarstellen würden, müßten auswärts gesucht werden — eine schwierige, heute nicht durchführbare Arbeit. Die Nachlässe der Staatsmänner jener Zeit dürften immerhin noch manches ergeben.

Des weiteren bringt es die Natur der Dinge mit sich, daß die Briefe Smidts vorwiegend in den Jahren geschrieben sind, wo er von Bremen fern war. Zu Hause hat er weniger korrespondiert und mit seinen Angehörigen natürlich überhaupt nicht. Die meisten Mittei-

lungen an ihn gehen nach Frankfurt oder nehmen von dort ihren Ausgang. Die Berichte an den Senat werden noch eine notwendige Ergänzung abgeben. Aber auch ohnedies ist der Inhalt sehr reich — enttäuschend nur insofern, als die Berühmtheiten, deren Smidt so viele gut kannte, oft nur ein simples persönliches Anliegen vorbrachten; hochpolitische oder geistreich tiefsinnige Erörterungen sucht man da vergebens. So betreffen die Briefe Herbarts nur die Mißhelligkeiten im Elternhause, bei denen der doch selbst noch recht jugendliche Smidt den Vermittler machte¹⁾. Einst hatte er in den Jenenser Studentenjahren dem Hause Fichtes sehr nahegestanden. Aber Frau Fichte schreibt später einmal, von ihrem Manne dürfe er keine Briefe verlangen. Er wisse ja, wie es bei den Gelehrten gehe; sie seien froh, wenn sie nur die tägliche notwendige Schreibearbeit erledigen könnten.

Männer in exponierter Stellung mochten auch aus anderen Gründen Bedenken tragen, sich vertraulich zu äußern. In der Zeit Metternichs war das Briefgeheimnis schlecht gewahrt. Seine geheime Staatspolizei und das ihr eng verbundene Haus Thurn und Taxis hatte ihre schwarzen Kabinette an vielen Orten; ein solches bestand natürlich auch in Frankfurt, und eins der berüchtigtsten war in Eisenach. Die Zeitgenossen halfen sich, so gut es ging. Man schrieb an bekannte Buchhändler oder an kaufmännische Firmen. Smidt war darin sehr erfinderisch. Er gibt Anweisung, wie mit chemischer Tinte eingestreute Zeilen zu lesen sind oder zu schreiben: Schreibe mit einer ganz neuen Feder, mit Milch und fange den Brief mit einem O an, z. B. mit Ob, wie auch ich es machen werde. Um es zu entziffern, hält man das Blatt über ein Kohlenfeuer oder geht mit einem heißen Eisen darüber. Schreibt einer von uns: Ich habe den Brief mit besonderem Ver-

¹⁾ Einige Bemerkungen über diesen verdienen wiedergegeben zu werden. Der dänische Konferenzrat Rist in Schleswig, Smidts alter Freund, schreibt: Die Sommerferien 1795 in Jena mußte ich mitten in den rohesten Studentenhändeln zubringen. Herbart sah ich zuerst in Dornburg, „wo er mit seiner tief ins Gesicht gedrückten Kappe und schlotterndem Gang in dem Wirtshaus auf- und niederging. Die Burschen, die mit mir waren, zeigten ihn mir wie eine gewaltige unnahbare Größe tiefsten Gehalts, mit der ich keine Beziehung möglich sah.“ Es fehlte Herbart an allem Spieltrieb und damit an einer „freien Beweglichkeit auf den Wellenlinien des ideellen und praktischen Lebens“. Der Jenenser Woltmann äußert damals, daß ihm von der Natur zu wenig „von jenem äolischen Harfenspiel, der Einbildungskraft und der Empfindung verliehen wurde, wodurch der Mensch in ewiger Jugend zauberisch erhalten wird“. Ihm fehlte „die Genialität der Jugend“.

gnügen gelesen, so heißt das: Ich habe diese Geheimschrift entziffert. Natürlich bedient man sich in vielen Fällen auch der Chiffren, oder Smidt ersetzt die Namen der Bundestagsgesandten, wie sie die Reihenfolge in den amtlichen Protokollen aufzeigt, durch bremische Persönlichkeiten, die Senatoren, den Pastor von Borgfeld, den Inspektor der Neunaugenbrater u. a.

Ein erheblicher Teil all dieser Briefe, wie sie ungefähr in dem Zeitraum von 1815 bis 1847 entstanden sind, also in dem Menschenalter, das man die vormärzliche Zeit zu nennen pflegt, bildet die Erkenntnisquelle für die vorliegende Darstellung. Es sind ihrer 5—6000.

Wir begleiten Smidt, der den Wiener Kongreß hinter sich hat, auf seiner Reise von Bremen nach Frankfurt zur Eröffnung des Bundestages. Die Wege im nördlichen Hannover sind schrecklich. Einmal bricht zwischen Bruchhausen und Syke die Hinterachse. Aber einige Jahre später kaufte er sich in Wien einen neuen Wagen mit beweglichen Achsen, den die Leute auf der Straße anstauten. Er hatte silbergraues Tuch und war hellgelb lackiert, mit Öllampen statt der Wachslichter. Er kostete 1900 Papiergulden, aber in Wirklichkeit kostete er gar nichts, denn Smidt hatte alles im L'Hombre oder Whist gewonnen und noch 11 Gulden überher.

Auf der Reise wird in Göttingen haltgemacht, wo man die Gebrüder Grimm besucht, die längst zu den Intimen des Hauses gehören, aber auch vier dort studierende junge Bremer zum Abendessen einlädt. In Kassel war der Arzt Dr. Harnier ein alter Freund, ebenso wie sein Bruder, der großherzoglich hessische Bundesgesandte. In Marburg las jahrelang Victor Aimé Huber, einst Lehrer an der bremischen Hauptschule, über die neueren Sprachen. Zur Zeit des Carlistenkrieges erzählte er, daß in den spanischen Klöstern noch eine Menge der kostbarsten Manuskripte und Urkunden läge, die von den beiden kriegführenden Parteien zu Patronen verbraucht würden. Für 6000 Taler könnte man viel erwerben, vielleicht auch einen ganzen Livius in arabischer Sprache. Smidt schlug eine Organisation von 60 Aktien zu je 100 Talern vor, die auf die deutschen Bibliotheken zu verteilen wären. Es ist aber nichts daraus geworden.

Nach Frankfurt nahm er seine Familie mit, Frau Mine und die ältesten Kinder; die beiden Knaben besuchten dort die Schule. Von ihnen entwickelte sich Heinrich in tropischem Wachstum. Mit zwölf Jahren schrieb er Dramen, seine Gemälde waren so, daß namhafte

Künstler rieten, ihn ausbilden zu lassen. In Bremen stand er einmal vier Stunden auf einer Leiter und durchmusterte die väterliche Bibliothek, ein Buch nach dem andern. Die Dienstmädchen wurden aus Bremen mitgebracht, denn die Kinder sollten plattdeutsch sprechen, obwohl Smidt tadelnd bemerkte, daß man das in seiner Jugend viel besser und reiner gekonnt habe. Auch zwei männliche Bediente waren dabei, von denen der eine als Schreiber tätig war. Er sucht einen Bedienten, „der deutsch und französisch zierlich abschreiben kann, keine Verse macht, keine sentimentalen Tagebücher schreibt, nicht über sich selbst reflektiert, nicht, wenn er abschreibt, den Sekretär machen will, sondern sich in keinem Wege schämt, ein Bedienter zu sein“. Ihre Livree war blau mit gelben Knöpfen, blaue Hose, gelb und schwarz gestreifte Weste — die Farben des Smidtschen Wappens blau-gelb-schwarz — dazu ein runder Hut mit darüber vorstehender schwarzer Kokarde.

Nur jedes vierte Halbjahr hatte Smidt die Stimmführung in der 17. Kurie, die die vier Städte vereinigte, aber er war wie seine Kollegen berechtigt, auch in den anderen Monaten den Verhandlungen in passiver Assistenz beizuwohnen, und schon seit Wien war seine geistvolle Persönlichkeit so sehr hervorgetreten, daß ihm eine führende Rolle ungewollt auch in der Geselligkeit zufiel. Schnell bildeten sich unter den Bundesgesandten engere Zirkel. So vereinigten sich in den ersten Jahren der Mecklenburger Plessen, der württembergische Gesandte von Wangenheim, den Smidt später so manches Mal auf der Heimreise nach Bremen in seinem Wohnsitz Coburg besuchte, der sarkastische hamburgische Syndikus Gries nebst seinem Adlatus, dem jungen Rumpff mit ihm zu geistsprudelnden Dinern. Bei dem Holsteiner Pechlin gab es wohl ein „Certamen“ mit dem Bayern v. Mieg und dem Badener v. Dusch, wo es galt, das Gebet der Maria Stuart im Kerker ins Deutsche zu übersetzen und die Reime in der Mitte und am Ende wiederherauszubringen. Aber Dusch klagt dann: Seit Ihrer Abreise haben keine poetischen und keine Vorlesungsabende mehr stattgefunden. Es gab auch Maskenbälle, wie jener, wo Smidt einen sog. italienischen Mantel angezogen hatte und nach einer Stunde das „crève-cœur“ erleben mußte, daß Mine zu ihm trat und ihm zuflüsterte: Du hast das Kostüm verkehrt angezogen, die Hinterseite nach vorne! Auch Dinern bei Rothschild wurden besucht. In späteren Jahren erschien in dem Kreise der Gesandten der preußische

Militärattaché, Major v. Radowitz, und setzte die Gesellschaft in Erstaunen durch seine vielseitigen Gaben. Er war unerschöpflich in Paradoxieen, verteidigte z. B. die Bettelei und sagte dabei die geistreichsten Sachen. Berühmt war seine Autographensammlung. Einmal besuchte man den Mechaniker Wagner, um seine elektro-magnetische Lokomotive in Augenschein zu nehmen (1838). Smidt schreibt: „Wenn das so fortgeht, welche Macht gewinnen die Menschen über Zeit und Raum, welches Fortschreiten zur Gemeinschaftlichkeit der menschlichen Gesellschaft, der Sitte, der Gesetze wird daraus resultieren, wie werden die Scheidewände der Staaten darüber fallen. Um wieviel mehr Dinge wird man sich künftig zu bekümmern und sie in seine Reflexionen mit aufzunehmen haben, um seine Entschlüsse zu fassen — mir schwindelt bei solchen Gedanken.“

Beim Senator Guaita hing ein Gemälde aus der altdeutschen Schule, die heilige Christine darstellend, mit einer Samtmütze, nach der sich seine Frau eine Haube hatte machen lassen. Sie gefiel Smidt so gut, daß er für die seinige auch eine solche anfertigen ließ und meinte, wenn sie wollten, könnten sich alle Ratsherrenfrauen eine ähnliche herstellen lassen, worüber die Ältermänninnen vor Neid bersten würden. Es waren reiche Leute, diese Frankfurter, die „Fußdecken“ — also Teppiche — in jedem Zimmer hatten, Fenstervorhänge und seidene Tapeten, was man in Bremen noch nicht kannte. Allgemein wurde auch gespielt. Auf einer Gesellschaft beim Buchhändler Wilmanns wurde bei Tische gesungen, und um 12 Uhr küßte man sich, was so Herkommens sei, aber Frau Mine nicht besonders anstand. 1811 hatte das Kometenjahr einen wundervollen Rheinwein gezeitigt, dem die Frankfurter Ärzte einen großen Einfluß auf die Fruchtbarkeit zuschrieben. Viele kinderlose Ehepaare seien dadurch „mit dem ehelichen Segen“ erfreut und die Kinder besonders kräftig und schön geworden.

Es versteht sich, daß es in solcher Geselligkeit auch an Klatsch nicht fehlte. So wurde Smidts Tochter Johanne mit dem badischen Diplomaten von Blittersdorff verlobt gesagt, was den Vater zu einer charakteristischen Äußerung veranlaßt: Wir würden nur im äußersten Falle unsere Zustimmung zu einer Verlobung mit einem Nichtbremer geben, am wenigsten mit einem Adligen. Jeder Krämer in Bremen wäre mir lieber. Ein freier Bürger in unseren Städten, und wäre er auch nur ein guter Handwerksmann, ist zehnmal besser dran als ein

preußischer Beamter vom ersten Rang. Ich gehe hier täglich mit den vertrautesten und geachtetsten Dienern von Kaisern, Königen und Fürsten um, aber sie sind und bleiben alle mehr oder minder Diener, und ich tausche mit keinem.

Das Leben im Hause Smidt verlief allerdings wesentlich einfacher, aber der Tag, der schon sehr früh begann, war darum nicht eintönig. Um 6 Uhr wurde schon die Oberpostamtszeitung gelesen und abends mit der Augsburger Allgemeinen geschlossen, bis um Mitternacht der letzte Qualm das Zimmer füllte. Denn man kann doch nicht wie ein Schwein zu Bette gehen, sagte man und zündete sich noch eine Pfeife an. Abends lasen die Frauen etwa Schlossers Geschichte des 18. Jahrhunderts, und Smidt gab dann, wenn er Zeit hatte, dazu die Erläuterungen. Über Tag gab es unendliche Korrespondenz — es wäre wohl nicht möglich, einen schreiblustigeren Mann zu finden, wie Smidt, der immer und immer wieder den großen Kreis seiner Bekannten anfeuerte, ihm doch bald seine Fragen zu beantworten und über alles zu berichten. Was er selbst auf diesem Gebiete leistete, mit seiner steten Unterschrift ‚vale‘ oder ‚vale faveque‘, war freilich auch unübertrefflich. Schwerlich, sagte Sieveking, hat Ranke im venezianischen Archiv den Ihrigen vergleichbare Berichte gefunden. Kamen solche von auswärts an, dann mußte alles, was schreiben konnte, ohne Gnade mit abschreiben. Eben war Gröning aus Bremen angelangt, eben der junge Lübecker Wattenbach, dann war man bis $\frac{1}{2}$ 12 miteinander vergnügt und bis 2 Uhr nachts wurde geschrieben. Auch die Knaben wurden schon früh herangezogen. Besucher kamen von nah und fern, zur Sommerszeit die Badegäste, die in Schwalbach, in Soden oder Homburg die Kur gebrauchen wollten. Hin und wieder kam Reimund Freimar, d. h. Rückert von Stuttgart herüber. Allen Bremer Landsleuten stand sein Haus offen. „Ich bin noch gar nicht aus der Beweglichkeit herausgekommen“, schreibt er einmal munter nach Hause. „Wenn ich nicht die Feder bewege, lasse ich mich bewegen auf Eisenbahnen oder Dampfschiffen.“ Manchmal traf aus Bremen mit der fahrenden Post eine Fischsendung ein, Schellfisch oder Kabeljau. Dann wurden schnell ein paar Freunde eingeladen, oft Friedrich Schlegel, der zeitweilig als Legationssekretär des Präsidialgesandten am Bundestage tätig war, mit seiner geistreichen Frau, ein Ehepaar, mit dem die Familie Smidt seit dem Wiener Kongreß befreundet war. Berühmt war alljährlich sein großes Austern-

frühstück für die Kollegen vom Bundestag, die auch durch manche Sendung weißen Portweins oder Bremer Zigarren erfreut wurden.

Diese „Geschäftsmänner“, wie man sie zu nennen pflegte, waren ja meistens hochkonservative Leute, und in gewissem Sinne war Smidt das auch. Nicht zum wenigsten verstand er sich darin mit dem Frankfurter Bürgermeister Thomas. Dieser Mann, dessen vorzeitiges, jähes Abscheiden Smidt 1838 mit dem tiefsten Schmerze erfüllte, war eine der eigenartigsten Gestalten jener romantischen Epoche. Als Diplomat mit den wichtigsten Geschäften seiner Vaterstadt betraut, hat er zugleich als Gelehrter historische und rechtsgeschichtliche Arbeiten hinterlassen, die ihn lange überlebt haben. Nahe befreundet mit Johann Friedrich Böhmer und den Brüdern Grimm, nicht minder aber mit Goethe und den Boisserées, war er verheiratet mit Rosette Staedel, der geborenen Willemer, die mit ihrer jugendlichen Stiefmutter, der Marianne-Suleika, in schwesterlicher Freundschaft lebte. Seine hohe Bildung hinderte Thomas aber nicht, politisch dem strengsten Konservativismus, ja einem absolut reaktionären Geiste zu huldigen, und die bitteren Erfahrungen, die er in dem Frankfurt des Wachensturms von 1833 machte, konnten ihn nur darin bestärken. Den ständischen Vertretungen, soweit sie vorhanden waren, sagte er ein baldiges Absterben voraus: Sie werden in fünf bis sechs Jahren nicht mehr vorhanden sein, indem sie sich selbst zerstören und die ganze Welt nach einem starken Korporal seufzt (1834). „Die ganze Tendenz des Liberalismus ist ein Jucken nach einer Tracht Schläge.“ Er spricht von der „Profanierung des Mysteriums der Führung“ und der „platten Idee der allgemeinen Bildung“. „Was für jedermann ist, soweit es Menschen hervorgebracht haben, kann nicht von Bedeutung sein, und es ist Wahnsinn, die geistige Aristokratie abzuleugnen.“

Auch Smidt sah das Ständewesen mit zweifelnden Augen an und fand nach dem Besuch der Landtage in Hannover und Karlsruhe, wo Dusch ihm zu Ehren das ganze Staatsministerium eingeladen hatte, daß dabei mit Reden unglaublich viel Zeit und Kraft verloren gehe. Wenn er die österreichische Bundespolitik verurteilte, war er doch kein Feind Metternichs, wie er ihn denn manches Mal auf dem Johannisberg besucht hat, wo der Fürst während seiner Amtszeit von Geschäften erdrückt war und die von ihm selbst mit Anweisungen ver-

sehenen Kuriere in jagender Eile kamen und gingen¹⁾. Und vom Kaiser Franz sagt Thomas bei dessen Tode 1835: „Das gemüthliche Verhältnis, das alle Welt zu ihm hatte, wird noch lange, und zwar durch seinen schönen und erhebenden Tod gesteigert, fort dauern.“ Man bemerkt die Verschiedenheit der Beurteilung und bleibt nicht ohne Zweifel an dem einseitig liberalistischen Verdikt, wie es dann durch Treitschke nach seiner Weise kanonifiziert ist.

Es paßt hierzu eine Bemerkung Smidts vom Jahre 1845 über die liberale Presse, die die von den Fürsten den Völkern 1813 gegebenen Zusicherungen irrig schildere: Unter Freiheit dachte man sich die Befreiung Deutschlands, unter Verfassung die Befestigung dieses Freiheitszustandes, Stände sollten die Steuerbewilligung in Händen haben, um die kleinen Fürsten nicht zugunsten Frankreichs auftreten zu lassen. Die Verfassungen der Mittelstaaten gingen weniger aus dem Drängen der Untertanen, als aus der Politik der Regierungen hervor, die sich gegen weitere Mediatisierungen sichern wollten. Erst die Charte Ludwigs XVIII. erweckte die Sehnsucht nach einer geschriebenen Verfassung, und man begann sich den Unterschied zwischen ständischen und repräsentativen Verfassungen klarzumachen. Aber die Kammern fraternisierten bald auch mit den Franzosen. In den einzelnen Staaten bildeten sich französische Zustände heraus, von den britischen hatte man keinen Begriff, sonst würde vielmehr von der Teilnahme an der Verwaltung die Rede sein. Eine sehr bedenkliche Eigenschaft des Repräsentativsystems ist die, daß bei jeder Budgetbewilligung die ganze Existenz des Staates in Frage gestellt wird. — Bald darauf empfiehlt er, bleibende und nur in den Personen wechselnde Ausschüsse der Kammern zu einer gewissen Teilnahme an der Verwaltung zu ernennen. „In diesen Ausschüssen würde bald Mini-

¹⁾ „Sollte man wohl glauben“, sagte Metternich 1839 zu Gagern, „daß ich Talleyrands Tod bedaure und ihn vermisse?“ Und jener: „Gewiß! Die österreichische Monarchie stünde heute nicht so da ohne Talleyrands große und ‚innige‘ Parteilichkeit für sie.“ Ein Lübecker Besucher schildert ihn 1846 auf seinem Schlosse Hohenwart in Böhmen: „Der Fürst hat in seiner würdigen festen Haltung, in seiner gemessenen Rede, seiner tiefen Baßstimme noch etwas ungemein Rüstiges und Imponierendes, doch wird die Unterhaltung erschwert durch seine Harthörigkeit und die ungewöhnliche Langsamkeit seiner oft mit französischen Floskeln untermischten Rede, weniger durch die kleinen Störungen des den Fürsten überall umgebenden Schoßhündchens, das sofort zwischen dem Fürsten und mir auf dem Sopha Platz nahm.“

sterholz genug wachsen, um das Staatsschiff von Zeit zu Zeit mit neuen Planken zu versehen.“

Die Tendenz zum Beharren im Hergebrachten beherrschte den bremischen Bürgermeister besonders in der Frage eines Umbaus der alten heimischen Verfassung, woran seit etwa zwei Jahrzehnten, stets mit großen Unterbrechungen, gearbeitet wurde¹⁾. Smidt hielt die aufgeregten Jahre nach der Julirevolution gar nicht für geeignet zu einer völligen Neugestaltung des staatlichen Lebens und glaubte mit einigen zusätzlichen Verbesserungen, überhaupt aber mit einer langsamen organischen Fortbildung auskommen zu können, zumal da Bremen in seinem Bürgerkonvent schon eine gewisse, wenn auch sehr beschränkte Volksvertretung besaß. Sein Zorn loderte daher auf, als er erfuhr, daß man unter dem Druck der öffentlichen Meinung in seiner Abwesenheit mit den Beratungen fortfahren wollte. „Wenn man das tut“, schreibt er 1833, „werde ich den größten éclat nicht scheuen. Es gilt jetzt Sein oder Nichtsein. Soll unsere Verfassung nur verbessert werden oder einer neuen papiernen Platz machen? Ich sehe schwere Zeiten kommen, man wird die Kriegsdrommete wieder erschallen hören, und unser kleiner Staat kann nicht unversehrt durch das Gedränge kommen, wenn er statt des gewohnten Ganges, dessen seine Füße mächtig sind, sich die constitutionellen Stelzen unterbindet.“ Dieser Ton wirkte, und sein Schwager Noltenius beeilte sich, ihm mitzuteilen, daß die Verhandlungen sofort eingestellt werden würden. Nach einigen Jahren kam es noch zu einem Entwurf, der jedoch eine Annahme und Ausführung nicht fand. Thomas war von diesem Ausgang sehr befriedigt und erklärte es als Smidts größtes Verdienst, daß er Bremen vor einer übereilten Konstitutionsmacherei bewahrt habe. Die Folge war freilich, daß das ganze Werk ins Stocken kam, bis das Sturmgeheul von 1848 eine andere Melodie anstimmte.

Aber Smidt war, wie fast alle seine Kollegen, ein Mann des Rechts, und darum verlangte er, daß der Artikel 13 der Bundesakte, der den deutschen Staaten eine Verfassung versprach, eine Wahrheit werde. Und darum teilte er auch die allgemeine Empörung über den hannoverschen Verfassungsbruch, wie manche schätzbare Eigen-

¹⁾ Vgl. darüber den ausgezeichneten Aufsatz von Heinrich Tidemann im Brem. Jahrb. Bd. 37, 1937, der diese verwickelten Verhältnisse gründlich durchforscht hat.

schaften er an dem klugen alten Ernst August entdeckte, der vor der Geschichte gleichfalls nicht in der gehässigen Beleuchtung verbleiben dürfte, in die Treitschke, unablässig Zensuren erteilend, ihn gerückt hat.

Die Majestät des Rechtes sollte bestehen gegen Antastungen von oben wie von unten, und so, um so mehr, als er damit den staatsrechtlichen Bestand der freien Städte selbst gefährdet sah, erhebt er sich gegen das Frankfurter Attentat von 1833 zu einem furchtbaren flammenden Zorn. Thomas muß es von ihm lesen, daß Frankfurt als der Sitz des Bundestages zeigen müsse, daß es die deutsche Amphiktyonenversammlung zu schützen wisse und daß auch eine Republik der größten Energie fähig sei. Fremde Gäste, die durch Revolution und Unordnung das Gastrecht schänden, haben den Schutz der Gesetze verwirkt. Ein Galgen voll Studenten muß vor der Hauptwache aufgerichtet stehen, ein anderer vor der Konstablerwache, ein dritter mit den Bonameser Galgenvögeln vor dem Friedberger Tor. Das würde einen Effekt durch ganz Europa machen, und selbst die Unbedingten aus der Sandschen Schule dürften sich künftig dreimal besinnen. Die Meßgäste dürfen nicht wieder abreisen, ehe sie die Exekution mit angesehen haben. Keine jahrelang dauernden Kriminalprozesse! Wie die Tat in die Welt hineingeschrien hat, muß die Sühne wieder ausschreien! Nicht von Füsiliereu muß die Rede sein, sondern geradezu vom Galgen. — Daß ganz Süddeutschland unterwühlt sei, wußte man seit langem, und mit grimmigem Humor vernimmt er die Kunde, daß Straßburger Jakobiner zum 1. Mai auf die Höhe bei Aschaffenburg zum Stelldichein aufgefordert haben. Er ist gespannt, ob sich hier als auf dem süddeutschen Blocksberge einige Teufelsbraten einfinden werden, für welche die Bayern, wenn sie nicht auf den Kopf gefallen sind, ohne Zweifel den Rost bereit halten werden.

Smidt hat doch auch fernerhin sich um die Frankfurter Angelegenheiten gesorgt, weil er eben glaubte, daß Glück und Unglück allen freien Städten gemeinsam sei. So hat er sich um die Frankfurter Verfassung gekümmert und hat Berichte, Aufsätze, Laufereien nicht gescheut, um die Stadt von der Mainzer Garnison zu erlösen, die ihr seit dem schlimmen Jahre 1833 auferlegt war. Nur daß er von ihrem Vertreter beim Bundestag, dem alten Syndikus v. Meyer, gar nicht unterstützt wurde. Er sitzt neben mir, spottet er, unschuldig wie Joseph, sieht nichts, hört nichts, fragt nichts nach von allen außer der

Sitzung vorkommenden Sachen, spricht keine Silbe mit mir über die Garnisonangelegenheit; wo man mit der Bundesversammlung in Berührung kommt, hat man nur das „Nix, nix, du willst mich betrügen, Schütz!“ im Kopf. Freilich ein Unterschied vom Bürgermeister von Bremen. Und doch war auch dieser v. Meyer eine eigenartige Persönlichkeit, der Verfasser namhafter archäologischer, philologischer, belletristischer Schriften, der Herausgeber einer neuen Bibelübersetzung, der im Zeichnen, im Malen, im Harfenspiel hervortrat.

In jenen Jahren war die Hoffnung auf den Bundestag wie bei anderen, so auch bei Smidt bereits tief gesunken. Wie zukunftsfröh hatte er ihn bei seinem Entstehen begrüßt. 1816 sandte er ein Epigramm an Rückert für das Stuttgarter Morgenblatt, das reinen Optimismus atmete:

„Ist mühsam abgestreift die träge Raupenhülle,
Liegt eine Weile noch die Pupp' in Todesstille.
Nun regt ein Leben sich, das mächtig wird entfaltet,
Bis sich der Schmetterling in voller Pracht gestaltet,
Und Blüt auf Blüte dann sich ihm zur Nahrung beut.
Sein Flügel trägt den Staub, und Früchte bringt die Zeit.“

Bei dem Göttinger Heeren bestellte er sich Bemerkungen „über den Deutschen Bund im Verhältnis zum europäischen Staatensystem“.

Noch 1818 schrieb er, fasziniert von den Anläufen, die die preussische Regierung damals zunächst in den neu erworbenen Rheinlanden zu einer konstitutionellen Entwicklung der Dinge, unter den starken Antrieben durch Görres, genommen, an Varnhagen: Görres ist ein Beschwörer und Thaumaturg in bewundernswürdigem Geiste. „Den geweihten Boden des altrheinischen Landes mit seinem Zauberstabe berührend, ersteht eine vorläufige Repräsentation, welche die Lebenden mit aller Kunst ihrer gerühmten Staatspolitik nicht auf die Beine zu bringen vermochten, gleichsam wie aus den Gräbern. Die Stunde ist gekommen, wo gelandtagt werden soll, man mag wollen oder nicht. Und siehe da — es geschieht. Der taube Kanzler hört, der stumme Kanzler redet, alle Beschwerden werden vorgetragen, auf alle wird geantwortet, Abhilfe wird versprochen, Zusicherungen werden erteilt, Geduld wird empfohlen. Man geht getröstet nach Hause, nichts wird geheim gehalten, die Kunde von dem, was vorgefallen, geht durch das ganze Land, in dem man nun wieder eine Heimat begründet glaubt und kein abgerissenes Erbteil fremder Völker mehr

sieht. Und was hier im kleinen gleichsam zur Probe sichtbar geworden, wird bald im großen wiederholt. Regierung und Volk haben miteinander geredet, sind sich keine Fremden mehr. Huttens Wahl-spruch: ‚Ich hab's gewagt‘, hat sich aufs neue glänzend bewährt.

Wieviel erwartete Smidt von einer spontanen Entfaltung aller Energien. Er verwies den württembergischen Gesandten von Schmitz-Grollenburg in München auf die Kräfte, die selbsttätig, ohne auf die Hilfe der oberen Regionen zu warten, sich zu vereinigen trachteten, wie ehemals Landwehr und Landsturm und die Frauenvereine, und die Regierungen mußten eilen zuzustimmen, wenn sie es sich nicht abdringen lassen wollten. Ganz Deutschland begehrte ein jährliches Volksfest zur Erinnerung an die Wiedergeburt des Staates, die Regierungen scheuten sich, behandelten es wie einen Bastard, dem man die Türe verschloß, mußten ihn aber schließlich doch hereinlassen und ihm ein gemästetes Kalb schlachten. Selbsttätige Hilfsvereine schützten in Preußen das Volk vor dem Verhungern. Gegen die Jesuiten erhoben sich selbständig die Bibelgesellschaften, und die getrennten Protestanten vereinigten sich. So bildete sich der Rheinische Städtebund und die Hanse. Nach dem trojanischen Kriege erblühte Griechenland beim Untergange der heraklidischen Geschlechter, und das deutsche Bürgertum ging aus den Ungarnschlachten hervor. Wenn die Regierungen nicht wollen, muß eine Gesellschaft von Actionärs aus ganz Deutschland Ländereien in Amerika erwerben zur Ansiedlung von Auswanderern und Zuchthäuslern. Eine Vereinigung von europäischen Assekuranzkompagnieen könnte den Schutz gegen die Barbaren übernehmen und Kriegsschiffe ausrüsten, woran die Regierungen sie nicht hindern dürften. Sie würde auch für Kanäle, Dampfschiffe, gleiche Münzen, Gewichte, Wagengeleise, verbesserte Flußschiffahrt und vermehrte Kunststraßen sorgen. Die Regierungen müssen nur Preßfreiheit gewähren und nicht hineinreden.

Bei dem bevorstehenden Wartburgfeste sollte man die Polizei den Studenten überlassen und ein Ausschuß es ihnen zur Ehrensache machen, daß bei dieser Gelegenheit keine einzige Schlägerei vorkomme und eine freiwillige Übereinkunft der besseren Jünglinge dem Unwesen der akademischen Zweikämpfe steuern, durch das in den letzten beiden Jahren soviel edles Blut vergossen und die Hoffnung so mancher Familie vernichtet ist. Unsere heranwachsende Jugend

will durch Ideen regiert werden, die sie freiwillig annimmt. Es fehlt nur an Männern, die diese Zügel anzulegen wissen. Uns älteren ist der Geist gebeugt worden unter dem Joche der Drangsale der Zeit — wir büßen die Schuld dieser Zeit. — Die Gegenwart kennt nur Theorieen. Während der französischen Zeit hatten wir das Zusehen und bildeten nur kritische Talente aus, und keine Theorie wurde zur Wirklichkeit.

Also Smidt, und diese Stimmung flackerte bei ihm 1822 noch einmal auf, als er seinem alten Freunde, dem niederländischen Gesandten Reinhold in Rom meldete, die Versuche Österreichs und Preußens, den Bund einfach zu majorisieren, hätten versagt. Diese Mindermächtigen haben „einmal von dem Baum der Erkenntnis gekostet und werden daher vom Festhalten an der praktischen Durchführung der Rechtsidee nicht gutwillig ablassen“. Auch werden Rußland, England und Frankreich einen übermächtigen Einfluß von Österreich und Preußen beim Bunde nicht zugeben. Diese beiden werden vielmehr einsehen, daß die „einmal ins Leben getretene republikanische Verfassung des Bundes von dieser ihrer Natur nicht abstrahiren kann“ und der Bund daher nur „durch vorherrschende Intelligenz und praktische Gewandtheit des Benehmens“ zu regieren ist. Die größeren Machtverhältnisse können nur „nach eingegangener Wahlverwandtschaft mit der größeren Intelligenz“ sich geltend machen.

Zwischendurch war er aber auch schon von trüben Ahnungen ergriffen. 1819 bekennt er Eichhorn seine dunkle Ansicht der Dinge. Immer stärker werde der Drang nach Nationalität und der Durst nach Nationalehre, die gerade von den größten deutschen Mächten am wenigsten gefördert würden. Die Regierungen müßten nationale Institutionen schaffen, Preußen vor allem die liberalen Ideen begünstigen.

Schon 1815 sagte der Jenenser Historiker Luden, der vielgenannte Herausgeber der Zeitschrift Nemesis, mit dem Smidt damals wegen Übernahme der bremischen Zeitungsredaktion und auch über das Rektorat des Gymnasiums verhandelte: Wenn Sie schreiben, daß nur Übelgesinnte glauben können, es sei den großen Herren mit dem Bunde kein rechter Ernst, so gehöre auch ich zu diesen Mißtrauischen. 1816 meldete Varnhagen Ähnliches. Viele glaubten schon, daß es mit dem Bundestage nicht gehen würde. Es müßten Protektorate gebildet

werden. Auch an das Kaisertum denkt niemand. Die größeren Regierungen haben den Bundestag ja überhaupt nicht gewollt, sondern nur dem Drange der öffentlichen Meinung und der Kleinen nachgegeben. Varnhagen berichtet dazu eine Geschichte aus Karlsruhe, wo ein badischer Offizier im Theater „seinen Freund Napoleon“ hoch leben ließ. Die Regierung entließ ihn sofort, eine Deputation badischer Offiziere suchte ihn dann in russischen oder österreichischen Diensten unterzubringen. Zur gleichen Zeit knüpfte Smidt mit einem anderen alten Freunde, dem großen Kriminalisten Anselm Feuerbach in München wegen einer in Aussicht genommenen Berufung an das im Entstehen begriffene Oberappellationsgericht in Lübeck an und mußte von ihm hören, daß dort keine Spur von deutscher Gesinnung vorhanden sei. Wer sie hege, müsse sie still für sich behalten.

So kam denn auch in Wirklichkeit alles ganz anders als gehofft.

Wir begreifen heute, daß der Deutsche Bund ein unmögliches Gebilde war, daß zwei gleich mächtige rivalisierende Große nicht eine Verbindung mit vielen mittleren und kleinen Staaten eingehen konnten, denen nominell dieselben Rechte zugestanden waren. Die Zeitgenossen mußten erst durch die immer erneuten bitteren Erfahrungen, die schimpfliche Schwäche der Bundesversammlung in der Luxemburger Frage, die Passivität beim hannoverschen Verfassungsbruch, die lächerliche Zeitvergeudung mit der Erörterung törichter Titelfragen belehrt werden, daß an den Bundesgesetzen nur soviel Wahrheit war, wie die größeren Bundesglieder es jedesmal erlaubten. Die Gesandten der Mittelstaaten fanden ihre Rolle fast unerträglich. Der Bayer von Mieg sprach von dieser „entmündigten, gelähmten, täglich mehr nullifizierten Versammlung“. 1835 kam, nach Amerika auswandernd, Karl Richter durch Bremen, vordem Lehrer, Prediger und Redakteur in seiner sächsischen Heimat und von dort vertrieben. Er schrieb an Smidt: „Es tut mir leid um Sie, daß Sie neben dem ehrenvollen Beruf in Bremen die fluchwürdige Bestimmung haben, Mitglied einer diplomatischen Bande zu sein, deren notorischer Zweck kein anderer ist als die Ukase des osteuropäischen Despotismus hochverräterischerweise in deutscher Form publizieren helfen zu müssen.“

Um die gleiche Zeit schrieb Smidt die merkwürdigen Worte: Die englischen Zeitungen mißachten den Bundestag und sagen, ihre Achtung vor der deutschen Nation werde sich danach richten, ob

diese sich ohne Widerrede so durch Ordonnanzen einschüchtern lasse. Die englischen Radikalen errichteten schon Sozietäten zur Aufrechterhaltung der freien deutschen Presse und erboten sich, in England eine deutsche Zeitung zu gründen. Oder mit einem von ihm oft gebrauchten Bilde: Wie manche ihr gebotene Schäferstunde hat die Bundesversammlung verschlafen, deren augenblickliche Benutzung ihr eine ganz andere Stellung gegeben hätte!

Tiefer blickende Beobachter sahen schon damals, daß die Gefahr des Umsturzes immer dringender wurde, daß das Schicksal der Welt nicht mehr in den Händen der Kabinette lag. Die Leidenschaften der Massen, die Einwirkungen der Assoziationen schienen schon 1831 zu mächtig. 1846 äußert sich der Professor v. Martius in Jena: Ich sehe dem großartigen Vorspiel einer weltgeschichtlichen Katastrophe, der die 28 Millionen deutschen Geblüts in ihren alten Wohnsitzen entgegengehen, mit der Resignation eines Naturforschers zu.

Die vierziger Jahre brachten eine Auflockerung des Systems, große Hoffnungen knüpften sich an Friedrich Wilhelm IV. Als er Eichhorn zum Kultusminister ernannte, mit dem Smidt seit 1813 auf dem vertrautesten Fuße stand, richtete dieser an ihn noch einen freilich vergeblichen Appell in der sein Herz besonders nahe berührenden Kirchenfrage: Die Einheit in der Kirche fehlt noch, solange man „im Dogma nicht sowohl ein Vehikel als die Quelle der Religion sieht“. Mit Posas Freimut möchte ich Ihnen zurufen: Gestatten Sie Gewissens- und Glaubensfreiheit. Meiden Sie jede Schattierung eines protestantischen Katholizismus. Zügeln Sie den Übermut eines jeden, der den Geist Gottes allein zu besitzen sich rühmt und seine Brüder verdammt, weil sie nicht denken und meinen können wie er.

Auch anderer Orten wehte freiheitliche Luft.

In Bayern wurde der Freisinn auf eine besondere Weise gefördert. Lola Montez kämpfte in München gegen Jesuiten und Ultramontane. Die Medisance der Frankfurter Gesellschaft wußte über sie ergötzliche Dinge zu berichten. Der König wollte sie auf den Rat seines Freundes, des Herrn von der Tann, nicht mit nach seiner Residenz Aschaffenburg nehmen, fürchtete jedoch, sie würde dann ganz fortgehen. Aber von der Tann erwiderte, wer an einer Goldquelle sitze, laufe nicht weg. Der König nennt sie mein Heldenmädchen. Er hat sein Verhältnis zu ihr in eine Theorie gebracht. Wenn der Mensch die Last und Hitze der Tagesarbeit getragen hat,

sagt er, so ist ihm des Abends eine Erholung wohl zu gönnen, durch die er sich zu der Arbeit des folgenden Tages stärkt. Der eine geht ins Schauspiel, der andere macht eine Partie, der dritte setzt sich hinter die Flasche. Jeder muß selbst am besten wissen, was ihm zur Erholung zusagt. Die meinige ist die Unterhaltung mit diesem lebhaften Frauenzimmer. Wer mir die nicht gönnt, der benimmt sich feindlich gegen mich und erschwert mir zugleich die Regierungslast, benachteiligt also dadurch auch mein Volk, dem mein Leben gewidmet ist. — Sie hatte noch einen anderen Verehrer, einen Offizier namens Nußbaum. Als der König ihn im Januar 1847 in eine entfernte Garnison versetzte, prangten an den Straßenecken Plakate: Man verpflanzt nicht Nußbäume in dieser Jahreszeit.

Das Jahr 1846 sah einen politischen Aufschwung edelster Art, als die große Germanistenversammlung in Frankfurt zusammentrat. Da waren Grimms, Gervinus, Dahlmann, Beseler mit ihren Frauen bei Smidt zu Gaste. Auch Ranke erschien, „kreuzfidel!“ Mit Pertz, Uhland und dem Hamburger Wurm speiste er bei ihm. Jakob Grimm war der Präsident der Versammlung; Smidt hatte angeregt, ihn dazu durch einen allgemein beliebten Mann, nämlich Uhland, per Akklamation zu wählen, was auch geschah. Beseler sprach über die Natur der Verbindung von Schleswig und Holstein. Smidt berichtet weiter: Dahlmann gab eine interessante Geschichte der Geschworenengerichte, die er von den Normannen ableitete. Auch Mittermaier hörte ich, der seine Beispiele so gewählt hatte, daß er besonders die Gunst der Frauen gewann, die bei Tisch auch seine Gesundheit ausbrachten. Wie Grimm als Ort der nächsten Versammlung Lübeck vorschlug, riefen mehrere: das ist zu weit! Ich sagte, da man soviel Teilnahme für Schleswig-Holstein zeige, dürften sie auch Lübeck nicht vergessen, das von gleicher Seite ähnliche Bedrängnis erfahre und, wenn auch von allen Seiten eingeengt, doch den Mut gehabt habe, sich zunächst selbst zu befreien, indem es die Schnürbrust einer Verfassung, die nicht mehr paßte, herzhaft von sich geworfen. Mit lautem Beifall erfolgte nun die Annahme. Viele hatten Berlin vorgeschlagen, aber ich sagte: In Berlin sei alles Geistige verwässert, was nicht vor dem Hengstenbergschen Baal die Kniee beuge. Am Abend zuvor hatte schon Wilhelm Grimm meiner gedacht, was ich aber nicht gehört. Heute tat es wieder Jakob Grimm, der seine ältesten Bekannten hervorhob. Ich antwortete: ihr Lob sei schon in

aller Kinder Munde und bei Männern und Greisen fortwährend lebendig geblieben — so könnte ich nur einen Tropfen zum Eimer fügen. Daß sie viel wüßten, wisse jeder; daß sie aber auch viel wollten, hätten wir in diesen drei Tagen gesehen, wo sie das Deutschland der Zukunft so lebendig ergriffen, daß wir hätten glauben müssen, es sei schon erschienen. — Zur Berichterstattung bei der nächsten Germanistenversammlung für Aufrechthaltung der deutschen Sprache in den nicht zu Deutschland gehörenden Staaten wurde eine Kommission gewählt: Dahlmann, Lappenberg, Wurm und ich. Die Stimmung ging hoch, am Abend im Weidenhof wurden 370 Bouteillen Champagner getrunken.

Bei Jakob Grimms Toast auf mich fiel mir übrigens ein Wort ein, das ich vor 50 Jahren, als ich in Jena zu Schillers Füßen saß und mit Goethe in geselligen Zirkeln verkehrte, aus dem Munde von Goethes Mutter vernahm, wo ich, nach Frankfurt kommend, ihr zur Entschuldigung meines Besuches von ihres Sohnes erster öffentlicher Äußerung über sein Jugendleben erzählte. Sie sagte, wenn er einen berühmt machen wollte, so sollte er einem doch vorher einen Wink davon geben, damit man sich danach einrichten könnte.

Solche heiteren Momente rüttelten ihn aus der im ganzen pessimistischen Anschauung dieser Tage immer wieder auf. So schrieb er dem sächsischen Bundestagsgesandten v. Nostiz-Jänkendorf, mit dem er im engsten Vertrauen stand: Als ich 1811 Talleyrand von den finsternen Wolken sprach, die sich durch Napoleon über den Hansestädten versammelt hatten, sagte er: Monsieur, il faut attendre! So müssen wir bedenken, daß uns ohne nächtliches Dunkel keine Morgenröte erscheint — die Zeit steht nicht stille.

Gegenüber Süddeutschland müssen wir uns im Norden „durch fortwährende Sorge für Erhaltung des allgemeinen Wohls eine Arche bauen, in der wir Schutz finden, wenn die Sündflut der Revolution losbricht“. —

Smidts beweglicher Geist wußte auch die aufgezwungene Untätigkeit in Frankfurt zu überwinden. Nicht nur durch Umhören und Nachrichten einsammeln, wie sie kein anderer Diplomat in solcher Fülle besaß. Auch seine Ausflüge und Reisen dienten ihm zu diesem Zwecke. Da waren die amtlichen, zu denen man auch die Besuche beim Bayernkönig in Aschaffenburg und die Teilnahme am Dombau fest in Cöln rechnen kann, wozu ihn der König von Preußen 1842

eingeladen hatte. Im November 1819 reiste er nach Wien zu den Verhandlungen, welche zur Abfassung der Wiener Schlußakte führten. Er war da nicht der offizielle Vertreter der Hansestädte, aber der Senat wünschte seine Anwesenheit zur Wahrnehmung der bremischen Interessen, und es gelang ihm allmählich, die Wolke von Klatsch zu zerstreuen, die sich um sein Kommen verbreitet hatte. Eine anderthalbstündige Unterredung mit Metternich half ihm, seine Position zu gewinnen. Auf der Reise dahin stand er jeden Tag um $\frac{1}{2}4$ auf, fuhr um $\frac{1}{2}5$ ab, blieb den ganzen Tag im Wagen, kam um 9 Uhr abends ins Wirtshaus, schrieb noch einen kleinen Brief an seine Frau und legte sich zur Ruhe. Soeben, schreibt er, erhielt ich Besuch von jemand, der mit offenen Armen auf mich zukam und eine recht kindliche Freude bezeugte, mich wiederzusehen. Wer war das? Der türkische Gesandte. Auf der Rückreise besuchte er in München Cornelius und Niethammer; nach Stuttgart sollten ihm Briefe zu Dannecker oder den Boisserées geschickt werden.

Einmal fuhr er von Frankfurt nach Wiesbaden, um Zschokke wiederzusehen, ein Schriftsteller, der sich mit den „Stunden der Andacht“ und anderen Schriften die Liebe und Zuneigung des deutschen Publikums erworben hatte wie wenige seinesgleichen. Viele Male, alle die Jahre hindurch, führte ihn sein Wagen nach Hornau im Taunus, wo sein Freund Hans Christoph von Gagern wohnte, der alte Reichsritter, vom Wiener Kongreß her wohlbekannt als Vertreter des Triasgedankens, in dem er die „Mindermächtigen“ einigen wollte, ein bis ins hohe Alter ideenreicher Geist, ein originaler, wenn auch unorganisierter Denker, der seine Freundschaft mit Smidt aus innerstem Herzen bekannte. Nach Zürich reiste Smidt zur Hochzeit von Gildemeister und Christine Stolz. Es fiel ihm auf, daß dort nicht der Gebrauch herrschte, die Ringe zu wechseln. Das Symbol bestand vielmehr bloß darin, daß das Paar sich die Hände gab. „Das ist viel besser als die Spielerei mit den Ringen, die mir jeden Händedruck verleiden und die wir wie die Ohren- und Nasenringe den Südseeinsulanern überlassen sollten. Die Ärzte werden es gewiß auch noch einmal auffinden, daß es in solch feierlichen Momenten gefährlich ist, sich mit metallischen Dingen abzugeben und galvanische Versuche zu treiben, wobei der Teufel leicht sein Spiel haben kann.

Sonst aber ging es zur Sommerszeit rheinauf und -ab durch das schöne Land. Oft kehrte er in Bonn bei Arndt ein, der ihn einmal 3 Meilen zu

Fuß begleitete. In Koblenz kam er zu Schiff um 9 Uhr abends an und ging gleich zu Görres, um sich ihm bekannt zu machen. Denn dieser hatte in seinem Rheinischen Merkur Bremen zu Unrecht gescholten, daß die Bremer Zeitung nicht in den Geist der Zeit einstimme. Görres empfing ihn freundlich und bat ihn zum Essen. Am anderen Morgen war er schon um 6 Uhr wieder auf dem Schiff, wo eine lustige Gesellschaft aus Frankfurt beisammen war: ein Pfarrer, ein Arzt, ein Schauspieldirektor, ein Professor, der Direktor einer Erziehungsanstalt, ein Polizeisekretär und ein Landprediger.

In Köln wie am Rhein überhaupt war man antipreußisch und antimonarchisch. Ein Mann aus Höxter belehrte seine beiden Töchter, daß der König von Preußen nicht als solcher ihr Monarch sei, sondern weil er zugleich auch Fürst von Paderborn und Corvey sei.

Rheinaufwärts führte gar manches Mal der Weg nach Heidelberg. Mit dem ersten Sonnenstrahl um $\frac{1}{4}$ sprang er auf. Auf dem Dampfer in Mannheim war ein Mann, der fragte, warum die Hansestädte nicht in den Zollverein eintreten wollten, mit den bekannten Vorwürfen über Undeutschheit, Dienstbarkeit für die britischen Interessen usw., worauf ein daneben sitzender dicker Mann, der wie ein Scheunendrescher aß und trank, rief: jamais! und auf die Frage, warum denn nicht, bloß sagte: Ich bin ein Hamburger! und sich den Mund wieder voll Beefsteak steckte.

In Heidelberg lebte dem Bürgermeister manch guter Freund von alten Zeiten her. 1846 besuchte er da wieder einmal den 85jährigen Theologen Prof. Paulus, den verkörperten Rationalismus. Er hatte vor 31 Jahren einen Schlaganfall und war vor 12 Jahren in einem Zustand, in dem er sein Gedächtnis verlor. Jetzt las er in seinem Garten ein Paket Zeitungen noch ohne Brille, er war in der ganzen Tagesliteratur zu Hause, in Theologie, Geschichte und Politik. Ein anderer Freund war Friedrich Christoph Schlosser, der Jahr um Jahr seine Weltgeschichte fortführte, mit der er einen so großen Einfluß auf seine Zeit übte. Dann ging es zu Stiftschlossers, so genannt, weil sie im Stift Neuburg bei Heidelberg wohnten. Fritz Schlosser war der Neffe von Goethes Schwester Cornelia, war in Wien zum Katholizismus übergetreten und führte ein Haus voller Geist, Gastlichkeit und Freundschaftsgesinnung. Der Gläubigste ist auch der Duldsamste, war sein Wort. Mit Welcker wurde auf dem alten Schloß

Kaffee getrunken, und am andern Morgen um 4 Uhr mußte man das Mannheimer Schiff wieder erreichen.

Am Mittelrhein wurden Trauben gegessen und in Lorchhausen bestellte Smidt wieder den Alandwein, von dem der Ratskeller stets einen Vorrat führen mußte. —

Über allen Strebungen und Gegenstrebungen der großen Politik, über allem Reiz einer lieblichen historischen Landschaft war aber in Smidts Seele beherrschend ein Gedanke, immer der gleiche, durch die langen Jahrzehnte dieses begnadeten Lebens wirkend mit nie verminderter Kraft: *B r e m e n*, *s e i n* Bremen, die liebe alte Stadt mit ihren 55 000 Einwohnern, noch eingezwängt in den engen Gürtel aus vergangenen Tagen, abgeschlossen von der übrigen Welt durch weite Strecken unwegsamer Heide- und Moorgebiete und doch über Land und Meer hinausgreifend mit ihrem großartigen Handel, im Inneren voll von altväterischem Zopfkrum, aber in der Buchtstraße stand sein Haus und später die Wohnungen seiner Söhne, und draußen vor dem Bischofstor lag sein Garten, wo er jede Blume, jeden Strauch mit eifersüchtiger Liebe hütete, und endlich die Dunge, wo er inmitten der Kinder- und Enkelschar sich erging in karg bemessenen Mußestunden und die Besuche fremder Staatsmänner empfing, die immer aufs neue angetan waren von dem Zauber dieses patriarchalischen Waltens voller Geist, voller Einfachheit und Güte.

So war es für ihn stets das schönste, wenn er aus der Fremde zu oft nur kurzen Ferien nach Hause kam, mochte auch dort bald wieder aufgestapelte Arbeit seiner warten und „des Überlaufs kein Ende“ sein. Aber er machte es den Daheimgebliebenen zur Pflicht, ja niemanden den Termin seiner Rückkehr bekanntzugeben, denn nichts war ihm unangenehmer, als wenn dann gleich alles angelaufen kam. Ein solcher Tag war 1820, als es ihm gelungen war, den Elsflether Zoll abzuwälzen, und die ganze Stadt, die doch vom Handel lebte, voran die Elterleute, sonst des Rates geschworene Feinde, ihm jubelnd Beifall gaben. Im Theater wurde damals ein Stück „Der Hanseat“ gespielt, wo in einer Szene Gesundheit getrunken wurden und ein Schauspieler extemporierte: dann sollte man auch auf das Wohl des braven Mannes in Frankfurt trinken, der die Weser befreien helfen, was lebhaft beklatscht wurde.

Kaum hatte Smidt die Kleider abgelegt, so ging er nach dem Rathause, wo er äußerst herzlich empfangen wurde und bis 9 Uhr

blieb. Sein Abendessen mußte er in drei Teile zerlegen, so auch bei seinem Arzte Dr. Treviranus. Sein Freund, der Syndikus Gröning, sagte zu ihm: Wenn du etwas Gutes vorzuschlagen hast, so nimm es wahr. Man schlägt dir nichts ab. Eine Deputation der Elterleute erschien in zwei Wagen, um ihn zu einem solennen Mahl im Schütting einzuladen, was er unter der Bedingung annahm, daß alle persönliche Auszeichnung dabei wegfalle. Dort brachte der „furchtbar stumpf gewordene“ Bürgermeister Georg Gröning den Toast aus, dem Smidt das Erforderliche zuflüsterte. Er selbst trank auf die bremische Republik: „Möge sie immer fest und sicher stehen im Deutschen Bunde, möge das Anwogen des monarchischen Prinzips sie nimmer gefährden.“ Der ganze Schütting war abends illuminiert, auf der Schlachte wurde mit Kanonen geschossen, alle Schiffe ließen Wimpel und Flagge wehen. Dann ließ der Senat ihn zu einer großen fête durch die beiden Syndiker persönlich einladen, und auch das Collegium Seniorum, das erste Mal seit Jahrhunderten, daß das geschah. „Die Bremer treiben, wie du weißt, gern Abgötterei und nachher gereut es sie.“ Denn Smidt fürchtete, wie so oft in seinem Leben, die Nemesis — seltsam, wie dieser Gedanke seinen so ganz rationalistischen Geist fort und fort gefangen nahm. — 1821 erhob ihn der Senat zur Bürgermeisterwürde.

Schreibt, schreibt, jede Kleinigkeit interessiert mich, so ergeht immer aufs neue sein Ruf aus der Ferne nach Hause, an die Seinen, an die Freunde aus dem Rat. Hier waren es nur wenige, die seinem Rufe folgten, viele überaltert, die doch, wie auch in den andern Hansestädten, den kurulischen Sessel nicht verlassen wollten, wie der erblindete Bürgermeister Heineken, wie später der hypochondrische Bürgermeister Duntze, bedeutend als Jurist, mit krankhaftem Widerwillen gegen die Pflichten der Repräsentation, der auf dem Walle spazieren ritt und nachmittags sein Haus verschlossen hielt, mit gemessenem Befehl an die Schildwache, bis 5 Uhr nicht zu öffnen, mochten auch die wichtigsten Briefe Einlaß begehren. Andere waren bequem, verwalteten mit Lässigkeit ihr Ressort, wie es jeder Regierungsrat besser gekonnt hätte, wenige waren von einem Funken Smidtschen Geistes durchglüht. Aber der Senator Fritz Heineken, Sohn des Bürgermeisters, muß doch genannt werden. Er war ein schwer zu behandelnder Murrkopf, die Hemmungen seiner Seele auflockernd in stachligem Humor, ein Charakter mit erheblichen Mängeln, der seine

Oberneulander Bauern schlecht behandelte, aber ein kenntnisreicher unermüdlicher Arbeiter, auf vielen Gebieten bewährt, in der Weserschiffahrtskommission wie in den auswärtigen Angelegenheiten tätig, Smidts treuer und eifriger Korrespondent. Er starb im März 1848, an der Schwelle einer neuen Zeit, in die er am wenigsten sich hätte hineinfinden können.

Versuchen wir es, aus hundert kleinen bunten Fäden ein Gewebe zu gestalten, das uns ein Bild gewähren möge jener Zeit, die mit Unrecht als stille bezeichnet wird, die von den Mitlebenden als mit Siebenmeilenstiefeln vorwärts eilend empfunden wurde, mit ihren Rückständigkeiten, mit ihrem tastenden Hinaus- und Aufwärtstreben.

Alljährlich drohen die Überschwemmungen. 1834 toben wütende Stürme und Regengüsse, auf S. Martini dringt das Wasser in Pastor Treviranus' Haus und erfüllt es, so daß die Köchin einen Kahn besteigen muß, um an den Feuerherd zu gelangen. Das Volk glaubt, daß eine Sonnenfinsternis mit einem Erdbeben verbunden sei, weshalb einige Leute auf dem Lande das ganze Inventar ihres Hauses auf dem Erdboden ausbreiten, jedes Stück von dem anderen getrennt, damit sie nicht aufeinanderfallen können. 1838 baten die Anwohner der Remberti- und Kohlhöckerstraße um Gassenbeleuchtung. In der Verwaltung ist der Schlendrian verbreitet. Die Kirchen- und Armenkassenrechnung von Walle und Gröpelingen ist seit zwanzig Jahren nicht zugeschrieben. Die Deputation wegen der Feuerlöschverbesserung ist auch seit Jahren nicht zusammengewesen. So stehen die Spritzen bei einem Großfeuer in der Osterstraße eine halbe Stunde ohne Wasser. Die Feuerleute halfen früher unentgeltlich, jetzt erhalten sie Bezahlung und erbrechen bei einem Brande in der Wachtstraße den Weinkeller, rohes nächtliches Singen ertönt, und unaufhörlich knallen die Champagnerpfropfen.

Das öffentliche geistige Leben blüht allmählich auf, wenn auch langsam. Im Museum hält Dr. Ruperti Vorträge über altdeutsche Poesie vor 100 Zuhörern, aber die Stadtbibliothek bekommt jährlich nur 100 Taler Zuschuß, und einer der Elterleute fühlt sich geniert, als man ihm in Frankfurt die dortige Bibliothek zeigt mit ihrer reichen Dotierung im prächtigen Hause. 1842 gründet der Arzt Dr. Hirschfeld eine literarische Gesellschaft, „eine zwanglose Vereinigung verwandter Geister nach süddeutscher Art“, die im Anschluß an die

Vorlesungen im Ratskeller zusammenkommt; der Lehrer Dr. Sonnenburg, Pastor Paniel und Dr. Donandt sind dabei, und keine noch so heterogene Richtung soll ausgeschlossen sein, Pastor Mallet wird kommen, aber auch zwei Hegelianer. Uhland konnte schon von ihr Notiz nehmen, als er auf der Suche nach niederdeutschen Volksliedern nach Bremen kam, trocken und zugeknöpft, seine Schale viel weniger ansprechend als sein Kern. Gustav Schwab war weit liebenswürdiger. „Mache nur“, schreibt Smidt 1846 an seinen Sohn, „daß unser historischer Verein bald ins Leben tritt. Wir müssen uns ja vor Lübeck, Hamburg und Frankfurt schämen“. Es dauerte jedoch noch 16 Jahre, bis dieser Wunsch in Erfüllung ging — Bremen, was gedechtig . . . Mit ihrer lieblichen Kunst setzte Jenny Lind alle Gemüter in Bewegung, aber die Schaubühne siechte kümmerlich hin. Der Direktor Gerber bat einmal, seine schlechten Finanzen durch Maskenbälle im Theater aufbessern zu dürfen. Abgeschlagen! sagt Heineken, da wir schon genug uneheliche Kinder in Bremen haben.

Gerade die besten Familien pflegten ihre häusliche Kultur. So Smidts ihre Sonntagsgesellschaft. Um an ihr teilzunehmen, hätte Smidt gern manche rauschende Festlichkeit preisgegeben. Seine Tochter berichtet von einer Heißweckpartie, an der auch der neugewonnene Redakteur der Bremer Zeitung, Dr. Bercht, teilnahm, ein alter Lützower, den man nur mit Mühe bewogen hatte, seinen demokratischen Schnurrbart abnehmen zu lassen. Jeder mußte eine Bouille von seinem besten Wein mitbringen und je 3 Grote für Kaneelnüsse und Bonbons, mit welchen Karten gespielt wurde. Dann spielten die Frauen Schnipp, Schnapp, Schnurr, die Männer das Affenspiel, wobei sie gewaltig lachten. Bei Tisch erhielt jeder einen kleinen Heißweck mit Heringssalat und Glühwein.

Dazwischen machen die Originale in Bremen von sich reden, so der verdrehte homöopathische Arzt Dr. Meyerhoff, der Erfinder der altdeutschen Burschentracht, der die Patienten mit Streukügelchen aus der Ferne behandelte, ohne sie gesehen zu haben und sie so zu Tode brachte. Schließlich wurde ihm das bei hoher Strafe verboten, doch hatte er Freunde auch im Senat. Zum Senator Gildemeister kam Dr. Müller, der Narr, den wir aus seiner Goethe- und Beethovenverehrung kennen. Er wollte kondolieren, weil jener seine junge Frau verloren hatte und sagte: „Sie haben Ihre Frau verloren, die Sie sehr liebten. Ich wünsche seit 28 Jahren nichts sehnlicher, als daß meine

alte Schachtel endlich abschurte, die mir unausstehlich ist, und immer wird nichts draus.“

Vom mehr Persönlichen zum Allgemeinen übergehend, bemerken wir, wie wenig die Formen auch in wichtigen Angelegenheiten entwickelt waren. Als der neue preußische Gesandte von Hänlein seinen Antrittsbesuch machte, brachte man nur mit Mühe einige Senatsmitglieder zusammen, um ihn zu bewillkommen. Eine Hauptschwierigkeit war dabei im Staatswagen der Herrendiener Hirdes, der gar nicht sprechen konnte, sondern nur komische Kapriolen machte. Die Kinder spielten auf der Straße „Hirdes“.

Was hier zu wenig geschah, wurde in anderer Hinsicht übertrieben. Mit Unmut gewährte Smidt die gesteigerte Devotion in der auswärtigen Korrespondenz. Warum das Glückwunschsreiben an den König von Frankreich wieder mit «les plus humbles et les plus obéissants serviteurs»? „Warum so fley? Ich habe mich nun jahrelang bemüht, uns aus dem Kot dieser Servilität herauszuziehen, und kaum wende ich den Rücken, so plumpst man mit beiden Füßen wieder hinein.“

Einmal kam der Erbgroßherzog von Oldenburg zu Besuch mit seiner jungen Gemahlin. Alle Schiffe an der Schlachte flaggten, nur die Oldenburger nicht, die sagten, sie hätten von dem alten Herrn Last genug und hätten nicht Ursache, von dem jungen etwas Besseres zu erwarten. Die Butjadinger überreichten dem jungen Paare bei seiner Ankunft einen fetten Ochsen mit einem plattdeutschen Gedicht, worin es hieß, dies wäre wohl ein großer Ochs, doch gäbe es noch weit größere im Lande.

Noch klingt die Begeisterung von 1813 bis 1815 nach, und als der Oberst Lützow nach Bremen kam, wurde er hoch geehrt. Die bremischen Lützower gaben ihm einen Ball auf der Börse; in einem Konzert von Riem wurde Lützows wilde verwegene Jagd von 40 Sängern herrlich wiedergegeben. Lützow, der so viele Wunden hatte, daß er kaum gehen konnte und das Steigen zu Pferd und in den Wagen ihm die größte Mühe machte, zeigte sich ziemlich schweigsam. Auf der Börse wurde ihm ein Lorbeerkrantz überreicht, den er im Namen des Fürsten Blücher dankend annahm.

Auch die Freiheitskämpferin Anna Lühring von der Brautstraße wurde noch viel genannt. Sie sollte aus Zuneigung zu einem Lützower Offizier ins Feld gegangen sein. Der Vater war erst sehr aufgebracht,

nahm sie aber doch wieder zu sich, auf Zureden des Lützowers Kulenkamp, der sich bereit erklärte, sie öffentlich spazieren zu führen. Senator Horn meinte, der Staat könne ihr wohl eine Aussteuer bewilligen. Wenn ihr Myrtenkranz etwas entblättert sei, müßte er mit Lorbeeren durchflochten werden.

Von den hanseatischen Soldaten war im übrigen nicht viel Ruhmens zu machen. Gildemeister sagte, was da im Spätjahr 1813 ausrückte, war „das schlechteste Gesindel unter der Sonne, Lumpenvolk“, das nur durch die furchtbarsten körperlichen Züchtigungen verhindert werden konnte, sich in eine Räuberbande aufzulösen. Die jungen Leute aus den höheren Ständen gingen zu den freiwilligen Jägern. Und mit der neuformierten Bürgerwehr war es nicht viel besser. Wer sich nicht selbst ausrüsten wollte, sollte in ein Korps von nichtuniformierten Pikenträgern eintreten, und J. G. Oelrichs erklärte: Mit unsäglicher Mühe haben wir die Bürgergarde dahin gebracht, daß wir alle militärischen Bewegungen damit ausführen können. Aber nur einzelne Offiziere haben wirklich etwas gelernt. Die Mannschaften können nicht gegen einen Feind kämpfen, weil sie keine Subordination kennen. Noch 1838 wollte der Bürgerkonvent von einer allgemeinen Wehrpflicht nichts wissen. Hier wie auf anderen Gebieten war die Kaufmannschaft mit ihren Elterleuten das Hindernis jeglichen Fortschritts, der Geld kostete. Gaben die größeren Staaten $\frac{1}{3}$ bis $\frac{1}{2}$, die mittleren und kleineren $\frac{1}{4}$ bis $\frac{1}{8}$ der Staatseinkünfte für ihre Kriegsmacht aus, so Bremen $\frac{1}{14}$, und in den anderen Städten war es ebenso. Dafür waren die Gewehre abgenutzt, und die hanseatische Brigade hatte nicht einmal eine einheitliche Bewaffnung. Als der Senat der Bürgerschaft von einer drohenden Inspektion von Bundeswegen und von Staatsehre sprach, sagte einer der Elterleute: Ach wat, dat hett nix to seggen. Dafür haben wir die Apostel[weine], und ein guter Weinzettel, dem Inspizienten in die Hand gedrückt, bringt alles in Ordnung.

Aber der Handel wuchs mächtig an. Wohl gab es einmal schlechte Jahre, wie 1817, wo Fallissements den bremischen Kredit herunterbrachten und ein hamburgisches Wort im Schwange ging: es ist niemand zu trauen als Gott und Johann Schuback, der nie einen Wechsel akzeptierte und stets bar bezahlte. Die allgemeine Aufwärtsbewegung konnte das nicht hindern, und das gewaltige Anschwellen, das der Vermögensschoß aufwies, zeigte das mit besonderer Deutlichkeit.

1815 belief sich die Tabakeinfuhr auf 6000 Faß, 1838 auf 35 000. Die Schiffahrt ging in demselben Tempo voran. 1827 kamen 47 amerikanische Schiffe ein gegen 15 bremische; 1835 27 amerikanische gegen 55 bremische. Die Unterweser sollte auf 6 Fuß Tiefe gebracht werden. 1832 wollte Lange ein Schiff von 50 Pferdekraft bauen, das täglich, ohne Ebbe und Flut zu berücksichtigen, in 4 Stunden nach Bremerhaven und zurück fuhr. Das früher von Schröder erbaute hatte 7—8 Pferdekraft. Ichon plante eine Dampfschiffsverbindung nach London und wollte die Schiffe so konstruiert wissen, daß sie im Ernstfalle sofort in Kriegsschiffe umgewandelt werden könnten. In den vierziger Jahren wurde die Linie New York—Bremerhaven gewonnen — wir haben für Deutschland gearbeitet, während Oesterreich und Preußen schliefen, frohlockte Smidt in Frankfurt. 1834 war der Geldüberfluß so groß, daß die Diskontokasse die Zinsen auf 2% herabsetzte und neue Kapitalien nur zu $\frac{1}{4}$ % annahm. Gold schien das überflüssigste Metall zu sein, das niemand haben wollte.

Die Weserzeitung macht 1844 über die Entwicklung der bremischen Wirtschaft interessante Bemerkungen: Bremen ist gewohnt, einen Industriezweig, der sich nicht mehr lohnt, statt um Schutzzölle zu werben, aufzugeben und einen anderen zu suchen. So wurde nach der Reformation auf den Stockfischhandel verzichtet, da in Norddeutschland keine Fastenspeise mehr nötig war. So auch auf die zahlreichen Bierbrauereien, seitdem die holländische Marine sich nicht mehr in Bremen versorgte. Gegen 500 Strumpfwirkereien haben aufgehört, seitdem Portugal dies Fabrikat nicht mehr begehrte. Die großen Kattundruckereien, die Menge der Zuckersiedereien, die Tabakfabriken, die Zichorienbrennereien des 18. Jahrhunderts sind verschwunden. Der Weinhandel beträgt nur noch ein Viertel seines früheren Umsatzes. London, Liverpool, Bordeaux, Bayonne, Nantes, Marseille, Lissabon, Oporto, Cadix, Malaga haben aufgehört, einträgliche Märkte für den bremischen Verkehr zu bilden. Stattdessen sind New York, Baltimore, New Orleans, Veracruz, Tampico, Mazatlan, Port au Prince, La Guayra, Valparaiso, Rio, Buenos Aires, Singapore an die Stelle getreten. Die Eisenbahnfragen bewegten seit den 30er Jahren die deutschen Staatsmänner überall, obwohl sie nicht ohne zweifelnde Kritik blieben¹⁾.

¹⁾ Der Lübecker Th. Curtius schreibt: Über die Eisenbahnen hörte ich in Frankfurt einen Mann von Einsicht sagen: für höchstens ein Drittel der Bevöl-

Es ist hier nicht möglich, auf diese Verhältnisse näher einzugehen, die ja auch schon des öfteren behandelt sind. Große Probleme waren zu bemeistern, neben dem Eisenbahnbau das Verhältnis zum Zollverein. Smidt hatte überall die Hand im Spiele. Er meinte, wenn Bremen die Hälfte der Kosten für den Eisenbahnbau tragen sollte, müßten ihm auch die Hälfte der Schätze, die bei den Erdarbeiten gefunden würden, gehören, so die Fossilien, „und da man noch nicht weiß, wo der campus Idistavicus lag, kann man noch auf eine römische oder germanische Kriegskasse stoßen“. Aber es war doch in erster Linie Sache der Kaufmannschaft. Smidt nennt einmal die maßgeblichsten unter ihnen: Fritze, der nach Westindien handelte, aber auch ein großartiges Schiff für den Südseewalfang hatte bauen lassen, mit einem Arzt an Bord und einem Prediger, der bereit war, als Missionar auf Neuseeland zu bleiben, Da war Hartlaub, der Teilhaber von Joh. Lange Sohns Wwe. & Co., dessen große Unternehmungen nach Ostindien und Singapore sich erstreckten. Da war endlich Duckwitz mit seinem La Plata-Geschäft.

Und eben ihn ist es Pflicht, vor allen anderen zu nennen. Er war die Seele all dieser Bestrebungen; seitdem er 1841 in den Senat gekommen war, gewissermaßen auch von Amts wegen befugt, in die erste Linie vorzurücken. Seine Bedeutung ist durch die Forschungen der letzten Jahrzehnte in helles Licht gerückt, aber jeder seiner Briefe ist wirklich auch ein Genuß zu lesen, ein Mann von unendlicher Frische und Impulsivität, der engste Mitarbeiter Smidts in allen kommerziellen Fragen, ihn vorwärtstreibend, wo das bedächtige Alter zurückhielt, der bei allen Ministern in Hannover beliebte Unterhändler, der für Häfen und Eisenbahnbau oft um gutes Wetter bitten mußte. Smidt erzählt, daß dort von ihm mit der größten Achtung gesprochen werde. Nur wollte man über die zweite Hälfte seines Namens Aufschluß erhalten, ob er vielleicht polnischer, russischer, ungarischer oder türkischer Abkunft sei, worüber ich sie beruhigte und es nur zweifelhaft ließ, ob er nicht vielleicht von den Hunnen

kerung kann die Eile auf diesen Schnellbahnen wesentlichen Nutzen haben. Für ein zweites Drittel, welchem die allenthalben errichteten Kunststraßen genügen, sind sie entbehrlich. Dem dritten Drittel sind sie sogar schädlich. Welche Folgen würde die Verwendung ungezählter Millionen für diese durch die Wut des Zeitalters beständig vervielfältigten Anlagen haben? Milliarden werden anderen Zwecken entzogen. Dem Handelsverkehr, der selten große Eile hat, genügen gewiß gute Wege zu Wasser und zu Lande.

abstammte, die bekanntlich in uralten Zeiten Bremen einmal überfallen haben sollten. Doch was könnte seine ganze Art besser schildern, als jener Brief von 1842: „Frau und Kinder habe ich nach Osterholz auf die Weide gebracht, und da ich mein revolutionäres Gemüt nicht mehr an Senat und Elterleuten reiben kann, habe ich die Abwesenheit meiner Frau benutzt, um allerlei Unheil in meinem Hause anzurichten und Mauerleute, Zimmerleute, Steinhauer, Tischler, Maler, Tapezierer, Glaser allesamt auf einmal in Bewegung zu setzen, so daß jetzt ein rasender Spektakel im Hause ist.“

Die Frage des Verhältnisses der Hansestädte zum Zollverein kann hier nicht ausführlich entwickelt werden. In Süddeutschland wollte man sie zum Anschluß drängen, List und mit ihm die Augsburger Allgemeine Zeitung trieben in immer neuen scharfen Artikeln nach dieser Richtung. Daß sie sich nicht anschließen konnten, bevor nicht Hannover und die anderen kleinen norddeutschen Küstenstaaten den entscheidenden Schritt getan hatten, war klar. Aber so einsichtige Kaufleute wie Fritze und Duckwitz verkannten darum die Notwendigkeit nicht. Sie hielten eine nähere Verbindung mit dem Zollverein unter Beibehaltung eines Freihafens für die einzige Grundlage einer bedeutenden Erweiterung der bremischen Wirksamkeit und sahen nur darin eine Möglichkeit, einen Einfluß auf die Handelspolitik des Vereins auszuüben. In Duckwitz' Haupte zeichneten sich die Grundlinien der späteren Entwicklung bereits deutlich ab: Ein Teil des Gebiets wird einverleibt werden müssen, sonst wandert unsere Industrie über die hannoversche Grenze. Unser Staat besteht nicht nur aus Kaufleuten, sondern die größere Zahl, darunter auch die Hälfte der Kaufmannschaft können für ihren Betrieb gar nicht außerhalb der Grenzen des Zollvereins bleiben. Verweigern wir den Anschluß, so müssen wir uns später auf Gnade und Ungnade ergeben. Ich weiß wohl, daß man im Senat auf diese Interessen nicht so achtet, wie es sein sollte. Fragen Sie die bedeutenderen Kaufleute meines Alters — sie werden alle dasselbe sagen. Fragen Sie aber die bequem gewordenen Herren, denen das Wohl ihrer Mitbürger gleichgültig ist, wenn man sie nur ungeniert läßt, so vernehmen Sie andere Meinungen.

Smidt hielt zurück, er hatte zu List nur ein halbes Vertrauen und konnte seine Abneigung gegen Preußen mit seinen Ausdehnungsgelüsten niemals ganz überwinden. Ihm kam dabei eine Erinnerung an Napoleon. Als dieser die Hand nach den Hansestädten ausstreckte,

verglich Jean Paul in einer Druckschrift die Städte mit diamantenen Früchten, die von dem Wanderer begierig gebrochen werden, aber in seiner Tasche am anderen Morgen nur taube Nüsse sind. Preußen könnte in eine ähnliche Lage kommen. Was die Hansestädte sind, das sind sie nur infolge ihrer individuellen Lebendigkeit. „Gleich eng verbundenen konvexen und konkaven Gläsern verschwistert sich mittelst ihrer der Welthandel mit dem Binnenhandel. Zerbricht oder verdunkelt man sie, so ist die klare Anschauung dahin.“ Und gegenüber dem erneuten Andrängen auf Differentialzölle gegen England finden sich 1842 in einem Briefe an den hamburgischen Politiker Wurm noch einmal bedeutungsvolle Worte.

Immerhin trat Smidt, wie bemerkt, bei der Behandlung der wirtschaftlichen Fragen in die zweite Reihe. Sein Feld war die Politik, waren auch zwei Bezirke des Lebens, die gerade damals mit ihr eng zusammenhingen, die Kirche und die Presse. In den hochgehenden Wogen der kirchlichen Streitigkeiten galt es eine feste Haltung zu nehmen, und für den Jünger Fichtes war der Platz nur auf der linken Seite zu finden. Die eingangs erwähnte Lückenhaftigkeit in Smidts Briefwechsel verhindert leider die Erkenntnis seiner Stellungnahme zu bedeutenden Zeiterscheinungen, z. B. zu D. Fr. Strauß' Leben Jesu, das 1835 herauskam. Als Vorsitzender der kirchlichen Kommission des Senats galt sein lebhaftes Interesse jeder neuen Pfarrerwahl. Er erkundigt sich nach den Bewerbern im Inlande, lädt sie zu Gaste, hört ihre Predigt. Er war ein unbedingter Feind der Orthodoxie oder, wie man damals sagte, des Pietismus, dem in Bremen eine zahlenmäßig geringe, aber eifrige Minderheit anhing. In der Energie ihrer Betätigung witterte er Herrschsucht, und die Vorgänge in Preußen schienen ihm recht zu geben. Wir gedachten schon seines Schreibens an den Kultusminister Eichhorn. Er sucht den Eindruck zu verstärken durch einen gleichzeitigen Brief an den Geh. Rat Eilers, den er so gut kannte aus jenen früheren Jahren, da er in Bremen lehrte. Durch die ganze Weltgeschichte, sagt er, geht der Kampf zwischen Dogmatismus und Religion. Die religiösen Reformatoren mußten immer von den Ruinen jenes caput mortuum soviel beseitigen, daß das religiöse Element wieder Raum gewinne. Eine solche Krise geht jetzt durch Deutschland. Wollen Sie den Kampf mit Rom siegreich beenden, so lassen Sie den Hermesianern freie Hand, und beim Protestantismus greifen Sie der alles reifenden Zeit nicht vor. Er verteidigt den bremischen

Zustand: Bremen hat außer 1500 Katholiken $\frac{2}{3}$ Lutheraner, $\frac{1}{3}$ Reformierte. Die Lutheraner sind meist Rationalisten, die Reformierten meist Pietisten. Der Gottesdienst wird bei uns so fleißig besucht, wie in wenigen anderen Städten. Diese Freiheit hat bewirkt, daß sich hier weder deutsch-katholische noch lichtfreundliche Absonderungen vollzogen haben, weil sie überflüssig waren. Von 100 Protestanten hat die Augsburger Konfession kaum einer gelesen. Das Athanasische Symbolum würde den meisten als eine Art von Ratten- und Mäusefallen erscheinen, um Ketzer darin zu fangen. Wir haben Kirchen, aber keine Kirche. Wir hüten uns vor Synoden, binden die Gemeinden weder durch Agenden noch durch symbolische Bücher. Diese Dezentralisation ist das einzige Mittel zur Aufrechterhaltung wahrer Religiosität — ohne Orthodoxie und ohne Katholizismus. Auch in England hat sich die Religiosität zu den Dissenters geflüchtet. Man muß den Rahmen nach dem Gemälde zuschneiden, nicht umgekehrt. So der Theologe Smidt.

Wenn Smidt somit glaubte, sein Bremen gegen kirchliche Unruhen gefeit zu sehen, was doch, wie die gehässigen Streitigkeiten der vierziger Jahre zeigen, nicht ganz zutraf, so bereitete ihm die Presse manchen Ärger. Verglichen mit ihrer Fesselung in den größeren deutschen Staaten, war sie allerdings in Hamburg und Bremen sehr frei, und wenn Smidt meinte, daß die Deutschen erst durch drakonische Gesetze zum Gebrauch der Preßfreiheit erzogen werden müßten, so hatte er die Heimat damit nicht im Sinne. Falls die Bremer Zeitung und später die Weserzeitung nicht gar zu heftig und scharf ins Zeug gingen oder auswärtige Regierungen angriffen, wollte er sie gewähren lassen und schlug höchstens vor, sie zur Aufnahme offizieller Widerlegungen zu zwingen, ja sogar unter erheblicher Honorierung derselben zugunsten einer öffentlichen Anstalt. Also Preßfreiheit mit Sicherung gegen ihre Mißbräuche im Rahmen der allgemeinen Bundesgesetzgebung. Unsere Lokalblätter genießen große Freiheit, schrieb er an den Syndicus Banks in Hamburg, tadeln alles, was hier beschlossen wird oder wollen Einrichtungen eines anderen Staates gleich nachgeahmt haben. Sie sind ein Ableiter für die unteren Stände, die nicht am Bürgerkonvent teilhaben. Theater und Konzert sind ihre Domänen, wo sie nach Art des Jungen Deutschlands jedes Individuum als eine *persona publica* behandeln und kritisieren und ihren Weltschmerz ausschwitzen, wie es jetzt Dichtermode ist.

Ein andermal äußerte er gegen den preußischen Minister von Canitz, in einer Seehandelsstadt, wo viel ausländische Zeitungen mit ihren Parteikämpfen gelesen würden, habe man sich an einen freieren Zustand gewöhnt. Preußen kann bei seinem deutschen Beruf eben nicht ignoriert werden, besonders seitdem die Einheit Deutschlands ein erlaubtes Ideal geworden ist. Die konservative Richtung unserer Blätter wird im Gegensatz zu den radikalen Zeitungen, welche von den aus Deutschland ausgewanderten Demagogen redigiert werden — eine „Bajazzoliteratur“ — als besonders zuverlässig anerkannt.

Smidt hat viel Verdruß von seinen Zeitungen gehabt, Dr. Bercht mußte weichen, weil er gar zu rücksichtslos schrieb, Otto Gilde-meister konnte, wie Smidt klagte, von dem malitiösen Ton nicht lassen, Pastor Dräsekes Predigt brachte ihn in Konflikt mit Met-ternich, die Weserzeitung wurde schließlich in Preußen verboten und der österreichische Gesandte bei den Hansestädten abgerufen. Aber trotz alledem behielt er seine liberale Auffassung von der Pflicht einer anständigen Presse bei, wie er 1831 an den oldenburgischen Minister von Berg geschrieben hatte: Die Karlsbader Beschlüsse, die den deutschen Zeitungsschreibern mit der Lust auch die Fähigkeit benommen haben, zu räsonnieren, bestrafen sich jetzt. Bei einem Kriege müßten wir sofort einen neuen Rheinischen Merkur wünschen.

Er hat 1815 einmal seine Ansicht von den Obliegenheiten eines Redakteurs, als er einen solchen für die neu ins Leben gerufene Bremer Zeitung suchte, in höchst interessanter Weise ausgesprochen. „Es erfordert eine große Kunst, eine Zeitung gut zu redigieren, und wer ihrer einigermaßen mächtig ist, darf sich leise gestehen, daß er nicht ohne Anteil an der Weltregierung sei. Seine täglich sich erneuernde unmerkliche Einwirkung auf die Gemüter gleicht der eines unaufhörlich fallenden Tropfens. Es bildet sich ein taktisches Talent bei ihm aus, das auch den geringfügigsten Umständen Bedeutung zu geben weiß. Die bloße Reihenfolge der Artikel und die dadurch motivierte Gedankenreihe der Lesenden wird ihm schon zu einem Gegenstande der Überlegung und des Entschlusses, sie gehört dem Reiche der Ideen an, sobald er sie dem des Zufalls entreißt. Das Unterstreichen einzelner Wörter und Sätze, die Periode, bei der ein Artikel, der den Umständen nach nicht vollständig in demselben Blatte gegeben werden kann, gerade abgebrochen wird, der Total-eindruck, den das Aggregat der in ein und demselben Blatte mit-

getheilten Nachrichten geben muß, die Rückweisung und Erinnerung an früher darin mitgeteilte Data, die Wiederholung dieser und jener Facta unter anderen Formen und Einkleidungen, die Bildung der Sprache bei den Übersetzungen und Auszügen und hundert andere Dinge der Art verwandeln unter seinen Händen anscheinend handwerksmäßige Arbeit in ein geistiges und höchst interessantes Geschäft, in welchem die Pflichten des Menschen, des Staatsbürgers und des Weltbürgers wie in wenigen anderen eine folgenreiche Sphäre der Ausübung finden. Ist der Redakteur einmal von diesen Ansichten beseelt, stehen Talente und Kenntnisse bei ihm in gehörigem Verhältnis zu demselben, ist er mithin von einem lebendigen Gefühl der Bedeutung seines Geschäfts ergriffen, so kann es nicht fehlen, daß er sich auch mit Eifer den immer mehr oder minder bei denselben vorkommenden mechanischen Arbeiten unterziehen werde. Einen Redakteur unserer Zeitung mit solchem Sinne aufzufinden, wird mein Bemühen sein." Smidt ist erfreut über den zunehmenden Sinn für Publizität in Bremen. Unsere kleine Republik zeigt damit, sagt er, daß sie die Kinderschuhe ausgezogen hat. Die unvernünftige Scheu vor der Publizität ist einzig schuld, daß sich ein public spirit für die Staatsehre erst jetzt bei uns gestaltet. —

1843 führten den Bürgermeister seine amtlichen Geschäfte aufs neue nach Berlin. Wieder suchte er auch die Kreise auf, in denen er sich vor einigen Jahren wohlgeföhlt hatte. Der alte Fürst Wittgenstein lud ihn ein für alle Mal ein, jeden Sonntag bei ihm zu soupieren. Bei Savigny traf er lauter alte Bekannte wieder. Er war mit Schellings, Pertz, Raumer zusammen, darunter auch Bettina, die mit ihren 58 Jahren noch ebenso skurril war, wie zuvor. Einmal ahmte sie die Personen einer Gesellschaft nach, die in ein unbändiges Gelächter ausgebrochen waren, und zeigte, wie jeder auf seine besondere Weise gelacht hatte. Ihre Tochter Maximiliane saß Smidt gegenüber, und dieser bemerkte, daß sie plötzlich verstohlen ihr Skizzenbuch hervorzog und ihn abzeichnete. Er tat aber, als ob er nichts sähe. Im ganzen konnte er sich mit dem preußischen Wesen doch nicht befreunden. Immerhin brachte er die Nachricht mit heim, daß man auch in Berlin die Listsche Theorie ablehne, da sie zu einer Nivellierung führe, die uns französische Zustände und am Ende eine deutsche Republik bringen würde.

Viel sympathischer war ihm die Umwelt vor seinen Toren, und zu ihr pflegte er mit Sorgfalt die Beziehungen. So zu Oldenburg, wo außer Berg auch Beaulieu, Mutzenbecher und andere auf ihn warteten und ihn manches Mal in die Literarische Gesellschaft geleiteten, in der wohl Adolph Stahr, Theodor v. Kobbe und verwandte Seelen das Wort führten. Beim Großherzog August wurde er gern gesehen.

Auf gute Nachbarschaft mit Hannover war Bremen aus vielen Gründen angewiesen, wie früher bei der Gründung Bremerhavens, so nicht minder seit der Thronbesteigung Ernst Augusts, als Eisenbahn und neue Hafengebauten ins Gesichtsfeld rückten. Es gab da immer etwas zu wünschen und auszugleichen, so wenn Hannover sich hartnäckig weigerte, die Hoyaer Brücke umzubauen, weil die Dampfschiffe den Pferdezug verdrängen könnten. Solange der Geh. Kabinettsrat Rose am Ruder war, der selbst als Knabe in Bremen die Domschule besucht hatte, kam es stets zur Verständigung; er hatte ja mit Smidt auch den Bremerhavenvertrag geschlossen, Rose, von Heineken in seinen Briefen stets vorsichtig als *flos Veneris* bezeichnet, sagte: Für Hannover kann mir alles erwünscht sein, was zu Bremens Flor dient. Aber schon 1838 entließ ihn der König in voller Ungnade, der ihm nicht verzeihen konnte, daß er die Verfassung von 1833 gemacht hatte. Er nahm in Braunschweig seinen Wohnsitz, und von da ging die vertraute Korrespondenz zwischen beiden Männern weiter. Der Verfassungsbruch von 1837 wurde ja allgemein verurteilt. Smidt sagte: Alle Verführungskünste Frankreichs, alle Umtriebe der Demagogen haben bei der Bevölkerung die Ansicht nicht zerstören können, daß die bona fides bei den Regierungen sei. Die hannoversche Angelegenheit hat aber diesen Glauben in einen völlig umgekehrten verwandelt, und man hat den Demagogen das glücklich abgekämpfte Terrain leichtsinnig wieder preisgegeben. Soll man nun abwarten, wie die revolutionären Elementargeister, deren Atome in jeder Staatsgesellschaft vorhanden sind, sich weiter mit Fleisch und Blut bekleiden und die Grenzen des hannoverschen Landes überschreitende Sympathieen aufregen? Er fühlte sich gerade damals in voller Aktionskraft. So schrieb er an Perthes: Noch ist bei mir die Richtung nicht eingetreten, in welcher die Phantasie mehr der Vergangenheit als der Zukunft huldigt. Die Elastizität des noch vorhandenen Überrestes an Lebenskraft drängt noch immer irgendeinem Ziele zu, gefällt sich noch in der Hoffnung, mit irgendeinem kleinen Gewichte

zum Sinken einer gerade zur Ungebühr steigenden Schale etwas beitragen zu können, und da unsere Zeit sich durch Willens- und Entschlußlosigkeit auszeichnet, so kommt es mir noch immer als eine Art von Beruf vor, diese verkörperte ratio dubitandi durch irgendein Wollen und Wirken befehlen zu müssen.

Aber über seine Pläne sich äußern wollte er nicht, denn wieder fürchtete er die Nemesis, die ihm seine „Luftschlösser zu Wasser machen“ könnte.

Nun mußte er sich als bremischer Staatsmann mit dem alten König dennoch auf guten Fuß setzen. Als dieser durch Bremen kam, konnte man für seine Einholung leider keine Kavallerie stellen. Sie ist, sagte Senator Droste, auch „in der kleinsten Zahl nicht produzierbar“. Sehr begreiflich, denn der städtische Rittmeister von der Borch berichtete, er habe etwa 12 eingeübte Leute, die jedoch keine Hosen hätten. Besser gelang es in Bremerhaven, wohin, der Senat einen auserlesenen Vorrat Wein von der Firma Buxtorf, Wichelhausen & Co. geschickt hatte. Im Hafen flaggten alle Schiffe, nur ein englischer Kapitän erklärte: I don't like the king of Hannover. Als man ihm aber sagte, es seien auch bremische Senatoren da, rief er: Oh, then from all my heart!

Als es sich einmal darum handelte, in einer politischen Frage eine vertrauliche Mitteilung nach Hannover ergehen zu lassen, lehnte Smidt das ab, er habe den H a m b u r g e r n sein Wort gegeben, in Zollvereinsangelegenheiten nichts ohne sie zu tun, und „die hanseatische Treue geht mir über alles“. Es war die gemeinsame republikanische Idee, es war zugleich die Überzeugung, daß im Gewoge der Zeit die freien Städte zusammenstehen müßten, wenn sie sich behaupten wollten. So hatte er schon 1815 in Wien mit sorgenvollen Augen für die freien Städte die Gefahr einer Einverleibung verfolgt, die ihnen von den Machtgelüsten der größeren Staaten drohte. „Ich habe Tag und Nacht keine Ruhe, bis der Sturm vorüber ist“, hatte er geschrieben. Er ging vorbei, für Hamburg und Bremen wurde er abgewandt durch den Einfluß Castlereaghs. Auch später blieb er auf der Wacht. Er fand bei dem Erwachen des deutschen Nationalgefühls in den vierziger Jahren eine ungünstige Beurteilung der Hansestädte für diese sehr gefährlich. Es trachtet nun einmal alles nach Emanzipation. „Wir haben uns vor nichts mehr zu hüten, als in den Ruf des polnischen Adels zu geraten, der die Freiheit nur für sich mono-

polisiren wollte und darüber am Ende ganz verlor." Gewiß gab es große Gegensätze mit Hamburg, wo man dem Zollanschluß viel abgeneigter war als in Bremen — die Verschiedenheit der Interessen zwischen dem hamburgischen Kommissionshandel und dem bremischen Proprehandel war eben zu groß. Aber der Gedanke der Gemeinsamkeit brach doch immer wieder durch. Zwar hatte einer der besten Hamburger, der Buchhändler Friedrich Christoph Perthes, der Schwiegersohn von Matthias Claudius, der feurige Patriot, der die Franzosen aus der Stadt verjagte und von sich rühmen konnte: Ich habe Gewalt, große Gewalt über die Jugend! von großherziger Weite, befreundet auch mit den Brüdern Stolberg und der Fürstin Gallitzin in Münster, schon 1822 sein Geschäft nach Gotha verlegt, aber Ferdinand Beneke war noch da, in Bremen geboren, in Hamburg als Consulent der Bürgerschaft und der Oberalten von großem Einfluß, einer der ältesten Freunde Smidts und ein stets bereiter Vermittler.

Wie manches Mal ist Smidt auch zur Winterszeit hinübergefahren, kein kleines Unternehmen, wenn er im Ewer über die hochgehende Elbe mußte und daheim seine Frau in Ängsten verging, oder im Sommer, wo man sich wohl in Lauenbrück auf halbem Wege traf und mit Karl Sieveking zusammenkam, dem glänzenden, geistreichen Syndicus, in dessen Adern noch ein Tropfen Blut seines Urgroßvaters Herm. Samuel Reimarus, des Wolfenbütteler Fragmentisten, kreiste, dem Manne der großartigen Konzeptionen, der aus den Chataminseln bei Neuseeland eine hanseatische Kolonie machen wollte, aber in das Detail einzugehen nicht liebte. Nach ihm kam der feine, etwas melancholische Syndicus Banks, beide früh vom Tode gekennzeichnet und beide dem bremischen Bürgermeister in herzlicher Verehrung ergeben.

Neben der offiziellen Politik liefen die Beziehungen zu anderen. Am Akademischen Gymnasium lehrte der Professor Wurm, ein kluger Schwabe, in England heimisch wie in Deutschland, zu seiner Zeit ein höchst beachtlicher Publizist, Mitarbeiter an Urquharts Portfolio, der die Dinge nicht so ganz vom Standpunkt des eingefleischten Hamburgers sah. Nicht so, wie die hamburgischen Zeitungen, bei denen wie im Ptolemäischen System Hamburg der Zentralpunkt ist, um den sich die ganze Welt bewegt, „wo man in ungemeiner Naivität vor allem Volke mit sich selber spricht und, wenn man erörtert, was zu Hamburgs Frommen und Nichtfrommen gereicht, den Beweis geführt zu haben glaubt, was sich weiter in der Welt bewegen dürfe,

könne und müsse“, sondern nach dem Kopernikanischen System, wo alles von der Zentralsonne Deutschlands ausgeht.

Smidt wünscht in Hamburgs Interesse die ja erst viel später erfolgte Ablösung des Stader Zolls und erwägt, wie Hannover dafür zu entschädigen sei (1843). Man könnte z. B. in dem jetzt „total heruntergekommenen“ Göttingen eine allgemeine deutsche Akademie der Wissenschaften errichten, an der Gelehrte von Ruf unter Befreiung von allen Nahrungssorgen und auch von der Verpflichtung, Vorlesungen zu halten, forschen könnten.

In der Zollvereinsfrage will man da nichts tun, bis man muß, obwohl man weiß, daß man müssen wird. Es gab immer wiederkehrende Reibungspunkte, aber wenn Smidt dann das Haus des Bürgermeisters Bartels betrat, der, ein „alter Löwe“, obwohl erblindet immer noch das Präsidium des Senats ergriff und zu Smidts Ehren die ganze hohe Körperschaft gebeten hatte, dann ertönte ein dreifaches Hoch, und nicht minder, wenn er wieder abfuhr. „Bis zum letzten Lebenshauch bin ich ganz der Ihrige“, schrieb ihm Bartels 1836. Dann kam 1842 die Not des großen Hamburger Brandes, wo die freien Städte wetteifernd halfen. Bremen sammelte Geld, schickte 50 Säcke ausgesiebtes Brot, 448 westfälische Schinken, eine Partie geräucherten Speck, 6000 Pfund Vietsbohnen, zwei Säcke Mettwurst und vieles mehr. Aber Hamburg half sich vor allem selbst, und Smidt schrieb, als er dies aus der Nähe beobachtete: Die moralische Haltung der Hamburger hat mir die größte Achtung eingeblößt. Keine Klagen, nur: Quid faciendum? Als man der Stadt von Bundes wegen anbot, ihr den Matrikularbeitrag für zehn Jahre zu erlassen, antwortete sie: sie wünsche alle ihre Pflichten zu erfüllen wie die anderen auch.

Und 1843 war man schon mitten im Wiederaufbau. Viele Tausend Handwerker waren zusammengeströmt, aber man wußte sie in Ordnung zu halten. 70 Schneidergesellen wurden fortgeschickt mit einer ihre Aufnahme erschwerenden Bemerkung in den Wanderbüchern. Daraufhin haben 16 000 Zimmergesellen, die sich bei einem Leichenbegängnis in die Parteien der runden und der dreieckigen Hüte gespalten hatten, Ruhe gehalten. Die großen Schalen wohlversüßten echten Kaffees mit einem sog. Korinthenklößen, welcher die Kipfel und Hörnchen österreichischer Luxusbäcker überbietet, ein Frühstück, das dem Handlanger bei reichlichem Tagelohn für dreiviertel

eines Silbergroschens geboten wird, sind zugleich das populärste Argument gegen den Zollverein (Sieveking).

Es kriselte doch unter diesen Elementen. Um dieselbe Zeit legten in Bremen 150 Maurergesellen in der dringlichsten Bauzeit die Arbeit nieder und spazierten Arm in Arm über die Wälle — aber ohne Skandal. Gegen das übermäßig lange Frühstück der Gesellen wagten die Meister gar nicht vorzugehen. Das geschah schon ein Vierteljahrhundert, bevor Karl Marx mit seinem Buche die Welt umzuwälzen begann. Das kommunistische Manifest war in Vorbereitung.

Die Nachdenklichsten ahnten, was sich im besonderen beim vierten Stande vorbereitete. Von Berlin aus erhob V. A. Huber, laut und doch wenig gehört, seine warnende Stimme. Wurm schrieb unerschrocken an Smidt: Über die sozialistischen Bestrebungen kann ich den Stab nicht brechen. „Es ist die größte Aufgabe unserer Zeit. Wird sie nicht gelöst, so kommt die Barbarei“ (1848). In seinem Braunschweiger Exil aber erkannte Rose die Wurzel des Übels: Solange die Fabriken auf menschlicher Kraft beruhten, fand ihre Produktion eine natürliche Grenze. Aber wo sollen die Konsumenten herkommen, wenn alle Staaten die toten Kräfte spielen lassen. Das muß zum Verderben führen; man wird nur Reiche und Arme sehen, und die Armen werden schließlich das künstliche Gebäude zertrümmern. —

Wie sehr stach doch in jenen Jahren von der tapferen Haltung Hamburgs die tiefe Gebeugtheit Lübeck's ab, wo der Syndikus Curtius, auch er Smidt seit Jugendtagen befreundet, die auswärtigen Geschäfte leitete. 1815 schon hatte der Senator Hach über die trostlose Stille der Geschäfte geklagt, das Gras wachse auf den Straßen, in der Zeit der tiefsten Erniedrigung habe er die Stadt nicht so gekannt. 1831 schrieb Heineken: Die Lübecker kommen mir so versteinert vor, als gehörten sie kaum noch zu der lebenden Generation und gemahnen mich an des Epimenides Erwachen, wenn ich sehe, wie sie sich zuweilen die Augen reiben, um sich in der sie umgebenden neuen Welt zurechtzufinden. Das war durch die Jahrzehnte nicht viel besser geworden, mochten auch gewisse rühmliche Einrichtungen von dauerndem Bestand geschaffen sein. Von Dänemark, seitdem es Lauenburg besaß, auf Schritt und Tritt gehindert, mit ihm in langjährigem Streit wegen des Transitzolles auf der Straße nach Hamburg, schwer kämpfend um die Erlaubnis einer Eisenbahn

durch Lauenburg, im Ostseehandel in harter Konkurrenz mit den anderen Küstenstädten, stockte Handel und Wandel. Der Mittelstand befand sich geradezu in revolutionärer Stimmung. Straßenunruhen erschreckten den Senat. Bei der Inspektion des Lübecker Kontingents durch den Brigadegeneral konnte man nur 70 Füsiliere, 51 Kavalleristen und 38 Pferde aufstellen. Die Zahl derer, die die Unabhängigkeit Lübecks für einen zu teuer erkaufte Luxus hielten, nahm immerfort zu. „Man kann sich einer tiefen Trauer nicht erwehren, wenn man die ehrwürdige Stadt mit ihren vielen Türmen, die reizende, mit schönen Landhäusern geschmückte Umgebung ansieht und denkt, daß alles einem fast unvermeidlichen Verfall entgegengeht“, schrieb Banks. Curtius ergab sich einer schwermütigen historischen Betrachtung: Lübeck hat vor Jahrhunderten mit aller Macht und Gewalt die Holländer und Engländer aus der Ostsee auszuschließen gesucht. Man bekommt jetzt den Gedanken an eine späte Nemesis.

Smidt machte Vorschläge zum Besseren. Ich besorge nur, meinte Sieveking, daß die Jagdhunde der Schwesterstadt das Apportieren verlernt haben. Schon vor mehreren Jahren habe ich die Zulassung einer russischen Faktorei in Travemünde empfohlen, wie Hamburg sich zu Anfang des 17. Jahrhunderts durch eine englische Faktorei gehoben. Eine Niederlassung bärtiger Russen mit ihrem Popen unter dem Schutz des hl. Andreas und gänzlicher Zollfreiheit auf der Trave würde dem lübeckischen Aktivhandel sehr förderlich sein.

In dieser Lage wurde Lübeck aufgefordert, sein Kontingent zur Teilnahme an den Bundeskorpsmanövern im Lager zu Lüneburg zu stellen. Der Senat glaubte angesichts der revolutionären Stimmung in der Stadt die Truppen nicht wegschicken zu dürfen und beschloß die Aufforderung abzulehnen. Smidt war entsetzt, als er in Frankfurt das hörte. Er schreibt: Ich erschrak ähnlich wie vor 11 Jahren, als Thomas mir die Vorfälle in Frankfurt meldete, das infolge davon zahllose Demütigungen zu bestehen hatte. Wie ich damals, ohne Erfolg, zur Entschlossenheit riet, so jetzt. Es wird heißen: Lübeck kann seine Bundespflicht nicht erfüllen. Die Bundesversammlung wird zur Aufrechterhaltung der Ordnung eine Garnison nach Lübeck legen. Lübeck darf sich nicht selbst aufgeben. „Niemand wird getreten, der sich nicht zuvor niedergelegt hat.“ Und zwei Tage später, am 16. August: „Mit Angst habe ich dem heutigen Mittag entgegengesehen, wo die offizielle Anzeige des Nichterscheinens eingehen

sollte. Die solenne Manifestirung eines nicht zu bändigenden Emeutestoffes vor allen aus ganz Deutschland im Lager versammelten Fürsten, Offizieren und Staatsmännern hätte das allerärgste Dementi gegeben, das Lübeck sich selbst geben konnte, den Übermut der dortigen Malcontenten aber auf das schlimmste gesteigert. Eine lübeckische Weigerung würde die Ernennung einer Bundeskommission zur Folge haben, und wenn diese darauf antrüge, das lübeckische Kontingent künftig zur Ergänzung der Bundesfestungen zu bestimmen, würde das eine Schmach für die Hansestädte überhaupt sein."

Da auch von Hamburg in diesem Sinne eingewirkt wurde, machte man den verhängnisvollen Beschluß rückgängig. Die Neuen Lübecker Blätter wirkten aufrüttelnd. Ein neues Lied war damals im Schwange:

Wer fällt, der bleibet liegen,
Wer steht, der kann noch siegen.
Wer fliehen will, ist schlecht,
Wer übrig bleibt, hat recht.

Als Wurm 1845 zu einer Festlichkeit in Lübeck war, fand er die Stimmung schon im Aufschwung. Er erzählt: Krone und Blume war der Ratskeller. Geibels Gedicht: Ruf von der Trave erscholl. Wullenwevers wurde mit einem Jubel gedacht, der nicht enden wollte. Die Artikel der Weserzeitung werden im Lübecker Bürgerfreund immer gleich brühwarm abgedruckt. Dann kam 1847 die Germanistenversammlung, die für alle Zweige des öffentlichen Lebens eine neue Tätigkeit entfachte. Ein Lübecker Schuster hat gesagt, er wolle Geld zusammensparen und im nächsten Jahre zur Versammlung nach Nürnberg fahren. Die Sitzungen seien so interessant.

Smidt aber war in diesen Jahren der heimliche Berater der Lübecker Politiker, dessen Hilfe sie mit tiefer Dankbarkeit anerkannten. Ihre Staatsmänner fuhren nach Bremen, um sich in ihren Verhandlungen mit Hannover, ihrem Vorgehen gegen Dänemark seinen Rat zu erbitten. Männer wie der treffliche Senator Brehmer führten die Stadt wieder aufwärts.

Aber auch gerade die Hamburger Staatsmänner, deren Gemeinwesen das bremische doch an Umfang, wirtschaftlicher Bedeutung und geistiger Potenz weit überragte, wußten ihn, wie gesagt, zu schätzen. Vom Bürgermeister Bartels war schon die Rede. Ihm schlossen sich Senator Westphalen, Hudtwalcker und andere an, am meisten die

beiden Syndiker, die ihr Amt so oft mit ihm zusammenführte. Sieveking, mit einem Anflug leichten Scherzes, erklärte 1840: Seit dem Tode Talleyrands erkenne ich nur drei Diplomaten in Europa an, den Kaiser Nikolaus, den Fürsten Metternich und Sie. Und ein andermal: „Ich fahre fort, in Ihnen, um mich eines Hegelschen Ausdrucks zu bedienen, das Selbstbewußtsein der hanseatischen Politik in seiner idealen Objektivität zu verehren.“ Banks bekennt: Wenn ich jemals bedauert habe, Sie nicht an der Spitze unserer auswärtigen Angelegenheiten zu sehen, so jetzt bei den Dresdener Verhandlungen über den Stader Zoll (1844). „So viel Gutes und Glückliches, als ich Ihnen wünsche, kann Ihnen nicht widerfahren.“

Es war letzten Endes doch der Urgrund der sittlichen Persönlichkeit, die sie in ihm bewundernd erkannten. Und so klingt es auch aus dem Munde der Fernerstehenden. Von dem amerikanischen Konsul Mann teilt Duckwitz ihm mit, daß er „Sie bei Ihrem Wirken in Frankfurt betrachtet als einen der großen Patriarchen Deutschlands, der von seinem erhabenen Sitze auf das Vaterland herabblicke wie der Gesetzgeber der alten Zeit vom Berge Sinai auf das Land Kanaan“. Und Gervinus, dem er bei der Gründung der Deutschen Zeitung seine Zustimmung zum Beitritt zu einem zensorischen Ausschuß gegeben hatte: Ihre Wirksamkeit in Ihrer Vaterstadt ruft uns die Zeit der alten und der italienischen Republiken und Kommunen ins Gedächtnis. —

Wir haben mehr als ein Menschenalter flüchtig durchwandert. Gar mancher Mann stand am Wege, viele sind genannt, andere, die es verdient hätten, nicht einmal erwähnt. Das Ende des 18. Jahrhunderts noch hätte mit einem Blicke gestreift werden können, wo Lavater dem „Johannes Schmidt“ aus Bremen versichert: So lange ich lebe, werd' ich Sie ehren und lieben; der Anfang des 19. rückt ihn uns näher, wo Georg Kerner, der Bruder des Justinus, ein Sprüh- und Wirrkopf, „Elektrizitätsträger und kometenartiger Geist“, zeitweilig nach Frankreich sich tief verirrend, mit Talleyrand im Bremer Ratskeller auf die Annexion des linken Rheinufer anstieß und doch auch mit Smidt korrespondierte. Die Malerin Ludovica Simanowicz in Ludwigsburg übersandte ihm in späteren Tagen einen Abriß aus Kerners Leben in Paris.

Jean Paul gehört in diesen Kreis, Smidts „hochgeschätzter Freund“, der Kanzler von Müller in Weimar, die beiden Cotta, Vater

und Sohn, die Smidt um sein Wohlwollen für die Augsburger Allgemeine Zeitung baten, und nicht minder Therese Huber, einst Georg Forsters, des Weltumseglers Frau und der ultramontane Wiener Publizist Pilat — alles Kinder einer unerhört geistigen Zeit. Sogar Hassenpflug bittet 1837, ihn in Kassel zu besuchen und seiner „auch ferner in Liebe und Freundschaft zu gedenken“. So tut sich eine Schaubühne auf voll sich drängender Gestalten, die meisten doch berührt von einem genialen Hauche, auf die ein Wort von Zschokke paßt: „Und wäre das Weltall ohne seinen Gott, so will ich der Gott meines Weltalls sein und ein vergänglicher Gott im Irdischen göttlich zu wirken streben.“ Mochten diese idealischen Menschen auch miteinander leben in beständiger Anziehung und Abstoßung, nur kurz und selten harmonisch zusammenklingend, Smidt ging mit ihnen allen ein Stück Weges zusammen, auch er ein Sohn jener reichen Epoche, in seinem Wesen seltsam gemischt aus rationalistischen und klassischen Elementen; aber am tiefsten glühte doch in ihm die Liebe zur Heimat, der zu dienen durch ein langes Leben ihm Aufgabe und Glück über alles schien. Die Vaterstadt, so lange sie in sich selbst beruhend lebt und ihrer Vergangenheit getreu bleibt, wird nie aufhören dürfen, seiner in Verehrung zu gedenken.

III.

Ansicht der Geschichte Bremens im dritten Viertel des 19. Jahrhunderts 1850—1875.

Von Hermann Entholt.

Wilhelm von Bippen, der Historiker Bremens, hat die Geschichte unserer Stadt bis zum Jahre 1815 in seiner Weise klar und gründlich dargestellt, indem er das oft verwickelte politische Geschehen kritisch sichtete und die Lebensbedingungen Bremens deutlich aufzeigte. Was nach 1815 sich ereignete, hat er nur noch stilisiert. Mittlerweile ist der Abschnitt bis 1847 nach vielen Richtungen durchforscht, dagegen die Revolution von 1848, die nun bald ihr 100jähriges Jubiläum feiern kann, einer genaueren Betrachtung noch nicht unterzogen worden. Das folgende Vierteljahrhundert hat nur in einzelnen Punkten eine Bearbeitung erfahren: Friedr. Hardegen, der allzufrüh dem Vaterlande seinen Blutzoll entrichtet hat, schrieb über H. H. Meier ein wertvolles Buch; über Duckwitz ist manches veröffentlicht worden, Bremens Politik vor der Reichsgründung und auch die Politik der Weserzeitung ist behandelt. Aber es gilt nun, über diese einzelnen Stücke zu einer Gesamtanschauung des Zeitraumes vorzudringen, und dieser Versuch sei hiermit gewagt.

Ein aufmerksamer Reisender, der um 1850 die Stadt Bremen betrat, bemerkte bald einen Zustand des Übergangs, in dem sie sich damals befand. Nicht nur in ihrem inneren Wesen, wo die Zeit von 1848 ihre Spuren zurückgelassen hatte. Auch äußerlich war manches anders geworden. Noch zeigte die Altstadt zwar ihr gewohntes Aussehen, aber die Tore waren größtenteils schon vor zwanzig und mehr Jahren der Spitzhacke zum Opfer gefallen; eben hatte die Bürgerschaft auch den Abbruch des Ostertores verlangt, und jenseits des Grabens erhoben sich die stattlichen Häuser der Contrescarpe, wuchsen die Vorstädte heran. Man sah hier neben Bauerngehöften zahlreiche Landhäuser mit großen Gärten, und Schmiedewerkstätten, Krugwirtschaften. Arbeiterwohnungen lagen bunt gesprenkelt dazwischen. Einige

Straßen waren schon gezogen, die Kohlhöckerstraße, die ihren Namen nicht mit Unrecht trug, bekam 1856 einen Gehsteig, doch schlich der Dobben noch zehn Jahre als ein fast stagnierender Wasserlauf dahin, und das Pagentornerfeld dehnte sich frei in die Weite. Die Humboldtstraße wurde damals als eine notwendige Zuführung zu der neuen Krankenanstalt gebaut.

Altes und Neues mischte sich. Eine nicht genug zu preisende Errungenschaft war die Bauordnung von 1847, die für die vorstädtischen Straßen die Anlage von Vorgärten verlangte, und mit ihr entstand das Einfamilienhaus. Es war die zweite gärtnerische Großtat des 19. Jahrhunderts; die Umwandlung der Wälle war vorangegangen. Als dritte kam später der Bürgerpark hinzu. So suchte der Gemeinsinn der Vorfahren die Ungunst der Natur wieder gutzumachen.

Unter diesen Umständen begann die Altstadt sich langsam zu entvölkern. Doch auch in ihr selbst regte sich frisches Leben, sogar auf der ganz aristokratischen Obernstraße entstanden Kaufläden mit vielbewunderten Spiegelscheiben.

Die 1847 dem Verkehr übergebene Eisenbahn nach Wunstorf hatte die alte Torsperre unmöglich gemacht. Sogar die Senatoren zogen jetzt hinaus ins Freie, Bürgermeister Smidt an der Spitze. Auf dem Stadtgraben hatten seine Söhne ein Ruderboot, auch ein Entenhaus nannte er dort sein eigen. Städtebaulich übte der Bahnhof auf die Entwicklung keinen günstigen Einfluß, indem er eine Ausdehnung nach Norden, wo sich ohnedies die Bürgerweide hindernd davor legte, für längere Zeit unmöglich machte. Um so mehr zogen sich die Straßen stromauf- und -abwärts die Weser entlang.

In der Stadt lebten etwa 60 000 Einwohner, die sich größtenteils vom Seehandel und daneben von einer nur in wenigen Zweigen stärker entwickelten Industrie ernährten. Aber im Sommer konnten die Seeschiffe auf dem an Untiefen reichen Flusse nicht bis zur Stadt heraufkommen, und im Winter, wo das anders war, drohten dafür die Deichbrüche. Daß in Sankt Martini kein Gottesdienst möglich war, weil die Kirche voll Wasser stand, gehörte nicht zu den Seltenheiten.

Das Regiment der Stadt führten 18 Senatoren, von denen ein Drittel dem Kaufmannsstande angehörte. Und sie regierten wirklich, eine Mittelbehörde durch rechtsgelehrte Räte war unbekannt, jeder Bürger konnte zu seinem Senator gehen, der dann oft über den Zulauf klagte. 1866 gab es nur 13 Richter und 37 Rechtsanwälte, von

denen die 16 Notare ganz getrennt waren (1856). Man hatte wenige besoldete Beamte, die dabei keinen Anspruch auf Pension hatten. Nur im Gnadenwege wurde sie vom Senat gewährt. Die Zahl der Ärzte, samt denen der Hafenstädte, hatte die 50 noch nicht erreicht, und 27 Polizeidiener sorgten für die öffentliche Sicherheit. Die höheren Schulen, durch keinen Abgangszeugniszwang beengt, wurden spärlich besucht. Die Gelehrtenschule zählte nur 38 Schüler, bei etwa 9 akademischen Lehrern, die Handelsschule etwas über 100. Eine Realschule gab es um 1850 noch nicht.

Fragt man nach dem finanziellen Rückgrat dieses Gemeinwesens, so lag die Last im wesentlichen auf den Bemittelten, die die Grund- und Gebäudesteuer zu entrichten hatten, sowie gelegentlich auch einen Vermögens- und Einkommenschoß. Das Aufkommen aus der Akzise, aus den Zöllen und Hafenabgaben, aus Post und Eisenbahn deckte weiter den Bedarf. Indirekt und drückend war nur die Konsumtionssteuer, die den Verbrauch belastete.

Die Steuerbewilligung war stets die wichtigste Waffe des alten Bürgerkonvents gewesen, zu dem nur Privilegierte eingeladen waren, in der Hauptsache Kaufleute unter der Führung ihrer Elterleute und einiger Juristen. In der neuen Bürgerschaft saßen auch viele Handwerker, deren Groll wegen ihrer Entrechtung unter dem früheren Zustand noch nachzitterte.

Die revolutionäre Welle wurde zu Anfang der fünfziger Jahre bereits rückläufig, und seit 1852 hatte der Senat die Herrschaft wieder fest in der Hand, nicht ohne die Unterstützung des aufs neue zu Kräften gekommenen Bundestags und eines zur Beendigung des bremischen Unwesens von ihm bestellten hannoverschen Generals.

In diesem Jahre gab es in Bremen eine gewaltige Sensation. Die Polizei hatte eine revolutionäre Verschwörung entdeckt, den Totenbund, so genannt nach einer Berliner Vereinigung gleichen Namens. Es war eine aufrührerische Verbindung von etwa 80 jungen Leuten, die in geheimen Versammlungen auf Umsturz sann. Die Mitglieder trugen Brustharnische und Dolche, auf dem Tische des Präsidenten lag zwischen zwei Dolchen ein Totenschädel. An der Spitze stand ein Zigarrenmacher, namens Kolby, wie denn der ganze Kreis sich aus derartigen Leuten und einigen Goldschmieden zusammensetzte. Kolby war Teilnehmer des Zigarrenmachervereins, der 1300 Mitglieder stark war. Mit 10 Jahren schon hatte er als Wickelmacher arbeiten müssen;

es war die Vorstufe jenes Gewerbes; wer Zigarrenmacher werden wollte, mußte bis zum 18. Jahre in diesem ersten Grad des Geschäftes verbleiben, andernfalls prügeln ihn die älteren Kameraden so lange, bis er reuig dahin zurückkehrte. Pastor Dulons „Wecker“ und die „Tageschronik“ bezeichnete er als die Grundlage seiner politischen Überzeugung. Kolby wollte wenigstens das Privateigentum nicht antasten. Andere gingen weiter, so der Buchdrucker Emil Meyer, der, von der Lektüre des Fiesko begeistert, einen Plan zur Ermordung der Senatoren entwickelte. Den Gerichten gegenüber waren sie verpflichtet zum Meineid.

Dieser linke Flügel stand unter der Einwirkung des „Frühlingsboten“, den der kaum zwanzigjährige Lehrer F. A. Hobelmann redigierte. Er wollte „in wahnwitzigem Fanatismus die eine Hälfte der Menschheit abschlachten, um dem Volke Freiheit, Wohlstand und Bildung zu verschaffen“. Aber derselbe Mann gab auch „Kerkerlieder“ und „Weihnachtslieder“ heraus (1851). Hinter ihnen stand die ganz demokratische Schützengilde, die vom Senat 1852 aufgelöst wurde; die führenden Männer der 48er, Dulon, Kotzenberg, Eisenhardt, Wischmann blieben diesen Bestrebungen wenigstens nicht ganz fern. Im außerbremischen Deutschland, wo die Reaktion schon fester auftrat, war die Entrüstung allgemein. Einen bremischen Paß zu haben, war auf der Reise schlimmer als gar keinen. Den Handwerksburschen war das Wandern nach Bremen verboten. Das Kriminalgericht verurteilte die Führer des Komplotts zu hohen Freiheitsstrafen, die später von der Oberappellationsinstanz jedoch wesentlich gemildert wurden.

Man muß es dem Senat nachrühmen, daß er von diesen Vorgängen nicht die Handhabe zu schärferen reaktionären Maßregeln entnahm, wie er denn überhaupt Maß zu halten wußte, als der Umschwung der Dinge ihm die Möglichkeit zu extremen Schritten geboten hätte. Das zeigte sich doch auch in der Verfassung von 1854, die in ihrer klugen Mischung von berufsständischen und aus freien Wahlen hervorgehenden Bürgerschaftsmitgliedern dem demokratischen Gedanken Zugeständnisse machte, und die Normierung der Zahl auf 150 ist gleichermaßen dahin zu rechnen. Es ist nicht uninteressant, daß schon 1873 entschiedene Demokraten eine Verminderung auf 100 wünschten, ohne damit durchdringen zu können. Der oldenburgische Landtag zählte zur selben Zeit nur 32 Abgeordnete. Die konservative Grundlage des historisch Gewordenen wurde darum nicht ganz ver-

lassen. Auch die Zusammensetzung des Senats blieb homogen, indem dieser auf Lebenszeit gewählten Körperschaft die Möglichkeit gewahrt blieb, wesensfremde Elemente fernzuhalten. Es war noch einmal ein Meisterstück Smidts, der sich ein langes Leben hindurch immer aufs neue um diese Verfassungsfragen gemüht hatte. Sechzig Jahre hat dies sein letztes Werk im Wandel der Zeiten standgehalten. Seine eigene Lebensbahn neigte sich ihrem Ende zu. Sein Tod wurde 1857 von der ganzen Stadt betrauert. Die Bevölkerung fühlte wohl, daß mit ihm Bremens größter Bürgermeister zu Grabe ging.

Die deutschen Historiker haben durch Bismarck gelernt, daß der Primat der Außenpolitik die Zukunft der Staaten beherrscht. Aber auf unsere kleine Republik findet der Satz keine Anwendung. Bremen hatte ja schon seit langem keinerlei Einwirkung auf die Entwicklung der Dinge üben können, und im 19. Jahrhundert war es nur immer wieder die Sorge seiner Diplomaten, daß das Staatsschiff nicht von den Wellen verschlungen wurde. Die fünfziger und sechziger Jahre sind eine Zeit der großen Kriege, in denen sich das Leben der Völker aufs neue formte. Der Krimkrieg und das Ringen um die Einigung Italiens bedrohten naturgemäß auch unseren Handel. Niemand konnte ja wissen, welchen Umfang diese Kriege nehmen würden. Immerhin fühlte sich Bremen noch geborgen im Deutschen Bund, so wenig er bedeuten mochte. Ein nicht regierender Bundestag sei für Bremen eigentlich das beste, meinte Duckwitz etwas elegisch.

Aber vaterländisches Hoffen und Sehnen durchdrang die deutschen Gaue. Der Gedanke an die Einigung der Nation, die 1848 mißglückt war, lebte in den Herzen der Besten. Um 1859 wirkte in diesem Sinne der Nationalverein, der in Bremen einen bereiten Boden fand. Als er 1862 hier seine Tagung hielt, fand Bennigsen schon 500 Mitglieder vor. Die Geschäftsführung hatte Albert Gröning und nach ihm Dr. Ehmck. Die Bürgerschaft wollte Geld bewilligen für eine deutsche Flotte. Wenige Jahre zuvor hatte man Schillers hundertsten Geburtstag enthusiastisch begangen. Der Marktplatz, von festlichen Torbauten an den offenen Seiten abgeschlossen, bot einen imposanten Anblick dar. Professor Wilhelm Schaefer, der Goethebiograph, hielt die Rede; Aufzüge, Feierlichkeiten, abendliche Illuminationen fehlten nicht. Man ahnte wohl, daß die Einigung nicht ohne blutige Opfer zu erkaufen sein werde. Ein Wehrverein von jungen Gelehrten und Kaufleuten unter Führung von Dr. Stachow hatte sich gebildet.

In solche Stimmung fiel der schleswig-holsteinische Konflikt. Wie sehr hatte sich die Auffassung doch verändert in kaum zwei Jahrzehnten. Als sich die Herzogtümer 1846 gegen Dänemark erhoben, hatte kein Geringerer als Duckwitz noch gemeint, es sei ganz gleichgültig, ob Schleswig bei Deutschland oder bei Dänemark wäre. Der ganze Lärm gehe nur von den Gelehrten und Zeitungsschreibern aus. Natürlich, wo war denn irgendeine Hilfe zu erwarten, wenn die dänische Flotte dem deutschen Handel einen tödlichen Schlag versetzte! Jetzt waren auch die damals Lauen mit den schon früher Begeisterten einig, aus der Mitte der Bevölkerung unterzeichneten Tausende eine Adresse an Senat und Bürgerschaft, mit der Aufforderung, beim Bundestage für die deutsche Sache einzutreten. Ein Frauenverein bildete sich für Schleswig-Holstein, eine von ihm veranstaltete Ausstellung hatte einen niemals erlebten Erfolg. Eine Gesellschaft von Geldgebern wollte für ein Tauchboot des Münchener Ingenieurs Wilhelm Bauer werben — man erklärte, daß die Zukunft des Seekrieges in den Unterseebooten liege, oder, wie man damals sagte, in der Submarine.

In diesem Sinne wurde die Erinnerung an die Völkerschlacht bei Leipzig, die sich zum 50. Male jährte, mit einer etwas tumultuarischen Feier fröhlich begangen. In diesem Sinne wurde 1865 auch das Körnerdenkmal enthüllt, „das Ideal eines deutschen Jünglings“ darstellend.

Sicher war alle Begeisterung der Massen von Unklarheit nicht frei. Das zeigte sich zumal bei dem großen deutschen Bundesschießen, das 1865 in Bremen abgehalten wurde. 1861 war auf bremische Anregung der deutsche Schützenbund in Gotha gegründet worden, und das Jahr darauf hatte das erste deutsche Bundesschießen in Frankfurt stattgefunden. Den Kern des deutschen Bürgertums umfaßte der Verein. Die Bremer Schützen selbst waren schon seit 1843 organisiert, und 1856 hatten 16 von ihnen an einem Schießen in Bern teilgenommen. Freundschaftliche Bande wurden da geknüpft, die sich noch mehr befestigten, als die Schweizer im Juli 1858 ihren Gegenbesuch machten. Die Begeisterung war groß. Die bremischen Frauen schmückten sich mit Edelweiß und kleinen Fähnchen in den Schweizer Farben. In den Straßen wogte ein Wald von Fahnen. Vom Bahnhof marschierte man, 62 an der Zahl, nach Siedenburgs Hotel, und von da nach dem Festplatz auf dem Schützenhof, wo viele Schaubuden errichtet waren und ein freimarktliches Treiben sich vollzog. Die gegenseitige Herzlichkeit wurde auch nicht gestört durch ein furchtbares

Unwetter. Auf dem Schützenhofe selbst tobte der Orkan derartig, daß die Pfannen vom Dach stürzten und viele Zuschauer sich hinwerfen mußten, um sich zu retten. Oberst Kurz aus Bern überreichte die Schweizer Fahne, wie die Bremer die ihrige in der Schweiz aufgepflanzt hatten. Der Senat spendete Wein aus dem Rose- und Apostelkeller, und am dritten Tage fuhr man auf zwei Dampfern nach Bremerhaven. Überall waren die Ufer reich geschmückt, erscholl Kanonendonner, und im Hafen lud sie der amerikanische Dampfer Ariel ein, um sie mit Champagner zu bewirten. Auf Tecklenborgs Werft taufte Oberst Kurz den Dreimaster Helvetia und übergab einen silbernen Pokal; auf der Rückfahrt sah man überall Lichtsignale, Raketen stiegen, bengalische Feuer erglänzten. Vegesack war noch um Mitternacht reich illuminiert. Ein Teil der Schweizer war auch nach Oberneuland gefahren und erfuhr dort die Gastlichkeit der bremischen Villen. Zahllose Reden wurden gehalten, man erwähnte auch die Möglichkeit eines Krieges und versprach sich treues Zusammenhalten. Alles war erfüllt von dem Gedanken an die kommende deutsche Einigung. Die Antipathie gegen das reaktionäre Preußen klang durch, man fühlte sich als Republikaner, auch in Sympathie mit den Vereinigten Staaten, die der amerikanische Konsul vertrat. 1860 waren aufs neue viele Schweizer in Bremen.

Alles aber wurde übertroffen durch das Bundesschießen von 1865, und hier standen die Nordamerikaner im Mittelpunkt, die 74 Schützen meist deutscher Abstammung entsandt hatten. Auch 3 Engländer waren zugegen. Wieder wie vor sieben Jahren zeigte der Wettergott seine Launen, aber jetzt in Form einer tropischen Hitzewelle. 28° Reaumur maß man im Schatten, viele wurden ohnmächtig. Vorsorglich hatte die Festleitung die Frauen aufgefordert, dem Zuge nicht nur Blumen zu werfen, sondern auch Flaschen an Bindfäden herunterzulassen. Der Besitzer des Hotels „Hannoversches Haus“ in der Dechanatstraße kredenzte den Vorbeimarschierenden 1500 Seidel Erlanger Bier. Silberne Tafelaufsätze als Ehrengaben waren gekommen von Herzog Ernst von Koburg, von S. Francisco, das auch ein Banner überreichte und von Honolulu, Java, Batavia, Calcutta, Singapore, aus Boston und Baltimore hatten die Deutschen ihre Grüße gesandt, nicht minder das New Yorker Schützencorps, das einen Army and Navy Revolver spendete. Es sei aber nicht vergessen, daß auch die bremischen Zigarrenmacher einen silbernen Tafelaufsatz stifteten.

Die in Bremerhaven Ankommenden erblickten vier Statuen, die von Washington, Lincoln, Stein und Smidt. Es sollte ein Nationalfest sein: des zum Zeichen erhob sich auf dem Festplatze die Germania. Einigen Geistes fühlte man sich mit den Brüdern aus den Vereinigten Staaten, es war eine Macht in den Ideen, die die Versammlung erfüllten; nur über die Form der Einheit gingen die Meinungen noch auseinander, aber alle beherrschte das Wort Attinghausens: Seid einig, einig, einig! H. D. Busch sagte: Wir sind deutsch geblieben in Sprache, Kleidung, Gesittung. In diesem Geiste klangen die Gläser mit dem Schaumwein aus Cincinnati. Im Stadttheater, „auf das jeder Bremer stolz ist, weil es an Glanz und Pracht alle Stadttheater Deutschlands übertrifft“, gab man eine Festvorstellung mit dem gefeierten Gaste Bogumil Dawison.

Es war der Erfolg von 1864, der der nationalen Begeisterung einen mächtigen Auftrieb verliehen hatte. Aber wenn wir sie verschwommen genannt haben, so geschah es, weil sie der Klarheit über den Weg entbehrte. Die verantwortlichen Staatsmänner Bremens erfüllte diese Unsicherheit mit schwerer Sorge. Sahen sie doch, wie sich der Antagonismus zwischen den deutschen Großmächten von Jahr zu Jahr verschärfte. Duckwitz, der den Frankfurter Fürstentag als Vertreter Bremens beobachtend mitmachte, obwohl von Natur optimistisch, konnte doch auch nicht verkennen, daß sich die Kluft immer verbreiterte. Der Senat, in seiner Mehrheit noch großdeutsch, sah sich dem Drängen von beiden Seiten ausgesetzt. Otto Gildemeister, der die *Weserzeitung*, das anerkannte Organ für das ganze nordwestdeutsche Wirtschaftsgebiet, beherrschte, neigte zu Preußen. Wir wollen die Einheit durch Preußen, sagte er, und durch sie dann die verfassungsmäßige freiheitliche Entwicklung Deutschlands. Am liebsten hätte man freilich den Frieden bewahrt. Denn was wurde aus der bremischen Selbständigkeit, wenn Preußen siegte? Ein Sieg Österreichs aber erschien den Patrioten als der Untergang der Kultur — dann lieber noch der autokratische Junker Bismarck, der die Verfassung gebrochen hatte. Und überdies — auf der österreichischen Seite stand Hannover, zu dem sich die Beziehungen seit dem Regierungsantritt Georgs V. sehr verschlechtert hatten. Kein Zweifel, daß es im Falle des Sieges die Wesermetropole übergeschluckt hätte. So trachtete man, aber vergebens, mit dem Bunde die völkerrechtliche Grundlage der bremischen Existenz zu erhalten. Der vortreffliche

Gesandte der Hansestädte in Frankfurt, Krüger, suchte das mit allen Mitteln zu erreichen. Indessen entwickelten sich die Dinge sehr schnell. Ganz allmählich wußte Bismarck die Städte Bremen und Lübeck, die konform gingen, während Hamburg sich absonderte, auf seinen Standpunkt herüberzuziehen. Er beharrte auch auf ihrer aktiven Teilnahme am Bruderkriege, was Krüger so gern vermieden hätte. Schließlich nahm man die preußischen Reformvorschläge an, und die Bremer rückten ins Feld, wo sie Lorbeeren ernteten in den Kämpfen an der Tauber.

Bremen wurde, wie seine Schwesterstädte, ein Glied des Norddeutschen Bundes und empfand mit Dankbarkeit, daß Bismarcks Mäßigung ihm auf vielen Gebieten die Möglichkeit freier Entfaltung beließ. Mit dem beschaulichen Stilleben früherer Zeiten war es nun endgültig vorbei, man war in größere Verhältnisse eingetreten. In den Finanzfragen mußte ein Streit mit den Mittelstaaten ausgefochten werden über die steuerliche Belastung — wohl uns, daß wir in Hermann Henrich Meier einen Vertreter im Norddeutschen Reichstag besaßen, der mit dem weiten Blick des Überseekaufmanns die Dinge von höherer Warte sah. Bismarck wußte es selbst, wenn er sagte, daß Deutschland durch Preußen eine Großmacht werden könne, aber eine Weltmacht nur durch die Hansestädte. Wieder einmal wandelte sich in diesen Jahren für unsere Seestädte die Welt. Es konnte nicht anders sein, als daß die Meinungen geteilt waren. Die jüngeren Gelehrten und Kaufleute fanden, es sei am besten, ganz preußisch zu werden. So sah Albert Gröning den Einheitsstaat kommen und sagte, er wünsche ihn auch. Die Masse der Bevölkerung war aber nicht so gestimmt. Ihr sprach Duckwitz aus der Seele, wenn er es beklagte, daß der Sinn für die alte bremische Selbständigkeit so stark im Abnehmen sei. Er äußerte: Die Bundesverfassung zeigt, daß wir im Grunde einen Oberherrn bekommen haben und uns als eine vornehme preußische Stadt betrachten müssen. Der Einheitsstaat, auf den alles hindrängt, mit seiner militärischen Glorie zu Wasser und zu Lande, mit seiner aggressiveren Tendenz erfordert ganz andere Anstrengungen und Lasten, als der mehr defensive und konservative Bundesstaat. Die Glorie muß bezahlt werden.

Doch noch war diese Entwicklung ja nicht zu Ende. Es folgte der Siebziger Krieg, der im buchstäblichen Sinne ihr die Krone aufsetzte. Frohen Mutes hielt auch Bremen seinen Einzug in das neue Reich.

Es war gewissermaßen eine Vorfeier, als 1869 König Wilhelm von Preußen seinen Besuch an der Wesermündung abstattete. Er war fast überwältigt von dem Glanz und der Fülle der Huldigungen, und aufs neue offenbarte sich die Begeisterung, bei der die Begriffe Vaterland, Einheit und Monarchie zusammenflossen. Niemals zuvor hatte man in Bremen einer fürstlichen Person solche Verehrung erwiesen. Sechs Wochen nach dem Königsbesuch wurden leider die „sehr eleganten“ Ausstattungsstücke aus dem Empfangssalon im Bahnhof meistbietend in der unteren Rathaushalle versteigert.

Dann kamen weitere Besuche, der Bundesrat und der Reichstag, eine Bewirtung folgte der anderen. Eine besondere Note hatte die Reise Moltkes nach Bremerhaven, wo er 1873 einen Lloydampfer taufte. Natürlich ging er auch an Bremen nicht vorbei, spazierte ohne Begleitung nach der Neustadt und hörte im Stadttheater die Zauberflöte. —

Verfolgt man die Entwicklung der hier zu betrachtenden Jahre, so erkennt man immer wieder, daß Bremen nur ein winzig kleines Rad an der großen deutschen Staatsmaschine war. Bei jedem wichtigen Geschehen in der Welt da draußen handelt es sich nur um Stellungnahme, Anpassung, niemals um selbsttätiges Gestalten. Darum muß, wer das Leben der Hansestadt in dieser Zeit kennenlernen will, nicht auf die Außenpolitik sehen. Er muß das frisch aufblühende Bremerhaven besuchen, er muß an die Schlachte gehen, wo die Leichter und Kähne anlaufen, die aus den hochbeladenen Schiffen die Güter der Erde herbeibringen, er muß die Böcke mustern, die sie vielleicht der Oberweser zuführen. Denn durch Handel und Kaufmannschaft ist diese Stadt groß geworden, aus diesen Wurzeln zieht sie immer aufs neue die nährenden Kräfte.

Es fehlte nicht an Widerständen, auch solchen, die nicht durch die wirtschaftliche Konkurrenz verursacht waren. Das größte Problem war seit nun fünfzig Jahren der Zollverein. Solange der Steuerverein bestand, der Hannover, Braunschweig und Oldenburg umschloß, hatte Bremen dahin exportieren können — die hohen Sätze des Zollvereins machten das unmöglich. Bremen konnte nicht eintreten, auch wenn es gewollt hätte, solange die Nachbarn nicht beitraten, und auch dann noch nicht, solange er auf Kündigung beruhte und keinen Schutz gegen das Ausland zu gewähren vermochte. Aber viele seiner Bürger dachten anders. Er rückte ja immer näher heran und erdrosselte die

Stadt auf der Landseite allmählich vollkommen. Die Gewerbetreibenden schrien auf. Sie sahen die Verkümmernng ihrer Nahrung, denn der Verein belegte alle Fertigfabrikate mit hohen Zöllen. Hunderttausende von Talern gingen alljährlich in den Zollverein für Vieh, Getreide, Torf, fast ohne Gegenleistung. Im Jahre 1851 wurden 327 624 Mille Zigarren von Bremen versandt, davon 200 000 Mille in die Vereinslande. 1854 waren es nur noch 15 000 Mille. Zählte man 1852 178 Fabriken, so 1853 nur noch 144. Vier Zuckerfabriken hatten guten Absatz nach Oldenburg und Hannover — das hörte auf, als diese auch eingetreten waren. Der einst blühende Weinhandel mußte kostspielige Kommanditen im Inland anlegen. So verlagerte sich die Fabrikation nach Hemelingen, Blumenthal, Delmenhorst. Es kam zu grotesken Zuständen. Magdeburger Kaufleute verkauften in Achim Kolonialwaren. Täglich fuhren volle Züge dahin, 1852 besuchten einmal an 5000 Menschen den dortigen Markt, besonders um Schuhe einzukaufen, die fast die Hälfte der bremischen kosteten. An den Grenzen blühte ein unerhörter Schmuggel.

Auch die Großkaufleute waren sich nicht einig. Die Baumwollmänner, dem Schutzzoll nicht abgeneigt, gründeten für ihre Interessen das Bremer Handelsblatt (1851), das in Karl Andree einen geschickten Redakteur fand. Aber die Mehrheit der Kaufleute war gegen den Anschluß, in dem sie den Anfang einer Mediatisierung sahen. So dachte die Handelskammer, die in allen bremischen Fragen überaus maßgebend war. Ja, H. H. Meier sprach es offen aus: in Bremen dürfe keine Politik gemacht werden ohne die Handelskammer. Auch Otto Gildemeister dachte so und mit ihm die Weserzeitung. Freie Beweglichkeit sei nötig, denn die Hansestädte wollten eine Vermittlerstellung haben, nicht nur Warenlager, sondern auch Warenmärkte sein. Man wies hin auf das große Rußlandgeschäft, auf die Tabakausfuhr nach Skandinavien. Auf dem deutschen Handelstage stand Meier an der Spitze der Freihändler Deutschlands. Allgemein herrschte die Furcht vor den bürokratischen Gewohnheiten des Zollvereins. Sechzig Jahre und länger haben diese Fragen die bremische Politik und den bremischen Handel in Atem gehalten.

Andere Aufgaben stellte das Verhältnis zu Hannover. Wie freundlich hatte man sich doch gestanden in den Jahren, als Bürgermeister Smidt dem Kabinettsrat Rose und seinen Ministern das Bremerhaventerrain abgewann, wie manches Mal hatten Senator Heineken,

Duckwitz und Heinrich Smidt an die hannoverschen Türen geklopft, fast nie ohne Erfolg. Mit der Thronbesteigung des blinden Königs war das anders geworden. Jetzt regierte die Adelskamarilla und das Militärkabinett, und überall warfen sie dem bremischen Drang nach vorwärts Steine in den Weg. Es hat zehn Jahre gedauert, bis Bremen endlich 1862 eine Bahn nach Geestemünde bekam.

Die Zweigbahn von da nach Bremerhaven durfte es auf eigene Kosten bauen, nach diesem Hafen, der der Ausgangspunkt der transatlantischen Dampfschiffahrt und verschiedener anderer Linien war, der Sammelpunkt von 2—3000 Fahrzeugen jährlich, die ein- und ausgehend Deutschland mit allen Teilen der Welt verbanden und Waren im Werte von 70 Millionen Talern mit sich führten, der Durchgangspunkt für den größten Auswandererstrom des Festlandes. Bis 1868 mußte, wer von Bremen nach Hamburg wollte, bei Eisgang über Magdeburg fahren, denn die hannoversche Eifersucht gestattete nicht, von Harburg nach Hamburg eine Brücke zu bauen. Auf der Oberweser waren die Zölle nur suspendiert, nicht aufgehoben, Stromverbesserungen waren hier der hannoverschen Regierung nur mit Mühe abzurufen.

Das wurde nach 1866 besser, Preußen war entschieden ein freundlicherer, weil großzügiger Nachbar. Mit dem norddeutschen Bunde kam die Freizügigkeit auf, für den Handel von den erheblichsten Folgen, im Zuge der Zeit eine Notwendigkeit, die kein freies großes Volk entbehren kann und doch eine jener historischen Errungenschaften, deren Kehrseite einmal zu betrachten ein wenn auch nur theoretisches Interesse gewähren würde.

Wenn in dem großen historischen Geschehen die allgemeinen Umstände und die materiellen Kräfte den Fortschritt bedingen, so können sie doch niemals der bedeutenden Männer entbehren, die die Entwicklung gestaltend beeinflussen. Das gilt auch für die bescheidenen Verhältnisse, von denen hier die Rede ist. War Smidt ein Großteil seines Lebens auch in der Handelskommission des Senats ein einflußreicher, aktiver Berater, so traten doch neben und nach ihm zwei andere Männer richtungweisend hervor: Duckwitz und Meier. Was Arnold Duckwitz, nach Smidt gewiß der größte bremische Bürgermeister des 19. Jahrhunderts, geleistet, ist in den Forschungen der letzten Jahrzehnte durch mehrere Arbeiten ans Licht gestellt worden, und sein eine Zeitlang verdunkeltes Bild hat, wie es recht war,

neuen Glanz erhalten. Er selbst hat gesprochen von einer 25jährigen Offensive, in der wir die Nachbarn überflügelt hätten, in der Dampfschiffahrt, im transatlantischen Handel, im Schiffbau. Daß es so werden konnte, ist zum guten Teil sein eigenes Werk, mit dem er das Beste tat an der Postdampferverbindung mit New York, an den Erweiterungen Bremerhavens; indem er 1856 das Hauptzollamt an der Tiefer errichtete, hat er den Weg gewiesen, wie sich die freie Bewegung des Handels mit den strengen Bestimmungen des Zollvereins verständigen konnte, und so vieles andere mehr. Er hat Kämpfe führen müssen — welcher namhafte Mann müßte es nicht — auch mit den eigenen Bürgern, seine Überzeugung von der Notwendigkeit eines gemäßigten Schutzzolls stieß da gegen die maßgebende Doktrin der Zeit von dem Segen des unbedingten Freihandels. Als er 1875 in den Schatten zurücktrat — eben am Ende der von uns heute zu betrachtenden Periode — war ein großes Lebenswerk getan. Er hatte jüngeren Kräften die Wege geebnet, auf denen sie die bremische Wirtschaft weiter aufwärts führten.

Duckwitz wie Hermann Henrich Meier entstammten Familien, die seit Jahrhunderten in Bremen ansässig waren. Es war auch bei Meier echtes Kaufmannsblut. In den Staaten hatte Meier selbst den nordamerikanischen Handel an der Quelle studiert. Als er nach Bremen zurückkam, trat er bald in die erste Reihe der Großhändler ein, in enger Verbindung mit der Schwesterfirma in Amerika, als Reeder, als Importeur, im Auswanderergeschäft. Seine Bark Isabella, sein Dreimaster Umland, von Johann Lange in Vegesack gebaut, gehörten zu den besten Schiffen, die den Ozean kreuzten. Nach noch nicht zwei Jahrzehnten bewiesen große Gründungen seine kaufmännische Einsicht, die Stärke seiner Energie: die Bremer Bank, der Lloyd. Was ihn aber über seine Standesgenossen erhob, war in ihm die Neigung zur Politik, zur kleinen wie zur großen. Viele Jahre saß er in der Bürgerschaft, ein durchaus freiheitlich, ja demokratisch gesinnter Mann. So in seiner Ablehnung jeglicher Minderbewertung der Juden, in dem bedauerlicherweise erfolglosen Bemühen, der bremischen Kirchenverfassung neues Leben einzuhauchen durch Begründung einer Synode aus Geistlichen und Laien. Das Jahr 48 sah ihn für kurze Zeit auch in Frankfurt. Eben in den fünfziger Jahren reihte sich ihm Erfolg an Erfolg. Als ein sinnfälliger Ausdruck dieser auch der Allgemeinheit dienenden glückhaften Unternehmungen er-

stand auf Meiers Antrieb im Jahre 1864 ein monumentaler Bau: die Neue Börse. Sieben Jahre vorher schon erteilte der Kaufmannskonvent seine Zustimmung zu dem Plane und willigte in die Erhebung einer Börsensteuer. Und nun war der gewaltige Bau fertig, der 650 000 Taler gekostet hatte und den der damals das Feld beherrschende Baumeister Heinrich Müller, eine Kraftnatur mit michelangeleskem Feuergeist geschaffen hatte. Am Geburtstage Johann Smidts, den 5. November, erfolgte die Einweihung. Nach einer Ansprache Eduard Meyers, der die Kaufmannschaft ermahnt, auch in Zukunft Treu und Glauben zu halten, nimmt sie Abschied von den Räumen, in denen sie seit 1695 getagt hat und begibt sich in feierlichem Zuge von der Alten nach der Neuen Börse. Von der Rathausgalerie ertönt der Festmarsch aus Mendelssohns Athalie, durch ein Spalier junger Leute schreitet der Kaufmann unter dem Vortritt der Handelskammer dahin. Nun tritt Heinrich Müller aus der Mitteltür des Hauptportals hervor und übergibt dem Präses der Kammer den Schlüssel. H. H. Meier hält die Eröffnungsrede und sagt: „Dies ist ein Denkmal, das unserer Vaterstadt auf Jahrhunderte zur Zierde gereichen wird. Der Name des Erbauers wird von Enkeln und Urenkeln mit aufrichtiger Bewunderung genannt werden.“ Er konnte nicht ahnen, daß der Bau achtzig Jahre später in Trümmern liegen würde. Das Prophezeien ist beschwerlich, für die Wandelbarkeit der Kunstanschauung aber haben wir hier ein beredtes Beispiel. Indessen muß der Baumeister noch gefunden werden, der mindestens ein so pittoreskes Werk wie die Börsenpassage zu schaffen imstande wäre.

Mit hochgesteigertem Selbstgefühl ging H. H. Meier seinen Weg, wenn auch die Kahnschiffer sein Haus an der Stintbrücke mit Blut bespritzten, als er die Unterweserschleppdampferfahrt begründet hatte und viel später noch bei einer Reichstagswahl seine persönliche Sicherheit bedroht wurde. Der Senat entsandte ihn 1866 in Sondermission nach Berlin, wo er nach der Schlacht von Königgrätz mit Preußen über bremische Wünsche, die nun nicht mehr von der Eifersucht Hannovers zurückgedrängt werden konnten, verhandelte. Noch 1874 glückte ihm ein Unternehmen von besonderer Art: da veranstaltete er in Bremen die glänzend und erfolgreich verlaufene internationale Landwirtschaftsausstellung. Das höchste Ehrenzeichen, das Bremen zu vergeben hat, die Medaille in Gold, wurde ihm verliehen,

und hoch angesehen war er bei Fürsten, Reichsbehörden und in einflußreichen Körperschaften des gewerblichen Lebens.

Unter solchen Führern, deren aufwärtsweisende Bahn hier nur angedeutet werden kann, ging die bremische Wirtschaft im dritten Viertel des 19. Jahrhunderts ihren Weg.

Die allgemeine Warenbewegung stand, wir sahen es, unter dem Zeichen des Freihandels, und es gehört in diesen Rahmen, daß 1862 endlich auch in Bremen die Gewerbefreiheit eingeführt wurde, abermals unter starkem Antrieb Meiers. An die Stelle der abgelebten Zünfte trat die Gewerbekammer und der Gewerbe- und Industrieverein. Es wurde hiermit nur eine Entwicklung nachgeholt, die sich in Preußen schon seit fünfzig Jahren durchgesetzt hatte. Die Freizügigkeit mußte folgen und ist gefolgt. 1859 und 1860 tagte hier die Wirtschaftliche Gesellschaft für Nordwestdeutschland, die auch Oldenburg und Hannover umfaßte und zeitigte Beschlüsse in derselben Richtung. 1861 war das allgemeine deutsche Handelsgesetzbuch verkündet worden. 1865 gab ein vorteilhafter Handelsvertrag mit Frankreich dem bremischen Handel neue Möglichkeiten. Die Hansestädte hatten ihn gemeinsam abgeschlossen; er sicherte ihren Schiffen bei direkter Fahrt oder von einem Zollvereinshafen aus dieselben Vorteile zu wie den Schiffen der national-französischen Flagge. Groß war die Sympathie für die Vereinigten Staaten und für England. Man begrüßte den englischen Einfluß in China, man pflegte die englische Literatur. Von Kolonien wollte die Weserzeitung nichts wissen, sie galten im Zeitalter des Verkehrs für einen überwundenen Standpunkt. Wozu denn kostspielige Kolonien, wenn doch die ganze Welt unserem Handel offen steht? Doch zog Karl Vietor aus und gründete eine blühende Niederlassung in Togo.

Streifen wir mit einem Blick noch das einzelne, so ist ja bekannt, daß in jenen Jahrzehnten der Tabak König war unter den bremischen Handelsgütern. Hier war Bremen der unbestrittene Weltmarkt. Man belieferte selbst Afrika und Südamerika, kaufte ganze Ernten, führte alle Sorten, verkaufte manchmal bereits schwimmende Ladungen. Der Höhepunkt lag 1878, wo für 63 Millionen Mark Rohtabak eingeführt wurde. Damals gab es in Bremen 165 Tabaksfirmen, 57 Makler. Immerhin zeigte sich in nebliger Ferne schon ein Gespenst: das Monopol. Es ist interessant, daß bereits 1863 davon gesprochen wurde. An einer dieser Firmen war Heinrich Claussen beteiligt, der an Ge-

meinsinn es den besten Bürgern gleichtat. Langsam rückte die Baumwolle nach. Der Dampfer Washington brachte aber um die Jahrhundertmitte schon einmal einen direkten Import nach Deutschland. In den 70er Jahren bildete sich das Komitee für den Bremer Baumwollhandel, Gero Plate wurde der führende Mann. Für geschälten Reis war Bremen lange der größte Markt des Kontinents. Wurde er früher nur von Amerika eingeführt, so jetzt von Indien, und nach Amerika exportiert. Hamburg wurde überflügelt. Die Reismühlen von Nielsen und Rickmers beherrschten die Lage. Nahm der Transport mit der Südseefischerei ab, so kam dafür das Petroleum auf, das mit Franz Schüttes Namen eng verbunden ist. In Getreide war Bremen der Hauptmarkt für Roggen. Die Wolle wurde zu einem bedeutenden Artikel des Handels und der Industrie. Damals begann Chr. Lahusen sein großes Unternehmen. Noch war das Rumgeschäft das größte des Festlandes.

Es war der Stolz der bremischen Handelswelt, daß hier die reine Goldwährung galt; Papiergeld war nur sehr wenig in Umlauf. Die Auswanderung war immer die wichtigste Gegenfracht für die bremische Segelflotte, welche lange größer war als die der Hamburger, und D. H. Wätjen aus Bruchhausen war mit seinen 18 Schiffen der größte Reeder der ganzen Nord- und Ostseeküste. Allerdings fehlten bei der Ausfracht oft die Massenartikel wie Steinkohle und Salz. Manchmal mußten die Schiffe in Ballast gehen. Noch waren Kaufleute und Reeder ein und dasselbe, und wir begegnen in dieser Zeit unter den Kapitänen oft prachtvollen Gestalten. So ein Seeschiffer baute in Finnland einen Dreimaster für bremische Rechnung, lud in England Steinkohlen nach dem Schwarzen Meer, kehrte von da zurück mit einer Ladung Roggen, machte in Odessa eine Ochsen- und Schweineschlachtereie auf, organisierte die Verfrachtung von 3000 Auswanderern nach Kanada und den Vereinigten Staaten, er baute 1852 den Arnold Böninger, das größte Segelschiff Deutschlands, für ein Duisburger Haus und fuhr dann nach Batavia — alles, wie die Umstände es mit sich brachten, gewissermaßen immer in wilder Fahrt. Er ist Handwerker, Lehrer, Arzt und Seelsorger in einer Person und dabei ein vorzüglicher Geschäftsmann, ein echter Nachfahr des alten hansischen Kaufmanns.

Erschütternde Unfälle mußten in Kauf genommen werden, so ging 1854 die Bark Favorite unter mit 191 Passagieren. Die Gründung der

Deutschen Gesellschaft zur Rettung Schiffbrüchiger ist H. H. Meiers Werk.

Von Bremerhaven geschah 1869 und 1870 auch die Ausreise der Schiffe zur ersten und zweiten deutschen Nordpolfahrt mit dem Ziel, den 75. Breitengrad zu überschreiten. Auch die schreckliche Dynamitexplosion auf dem Lloyd dampfer Mosel, 1874, gehört hierher.

Allmählich ging die Zeit der Segelschiffahrt zu Ende, das organische Leben mußte auch hier der toten Maschine weichen. Gebrauchte ein guter Segler für die Fahrt von Bremen nach New York 45 Tage, so machte es ein Lloyd dampfer in 11 bis 12 Tagen. Die alte Partenreederei wurde zur Aktiengesellschaft, die gleich mit großem Kapital begann. 1873 wurde die Dampfschiffahrtsgesellschaft Neptun gegründet.

Die Industrie war lange gesundermaßen an den Standort gebunden, der Schiffbau dominierte, zu Johann Lange gesellte sich an der Weser vor unseren Toren die Werft von Carsten Waltjen, der Anfang der A.G. Weser, dann kamen an der Unterweser Tecklenborg und Seebeck hinzu, neben zahlreichen kleineren Unternehmungen. Die Silberwarenfabrik von M. H. Wilkens siedelte 1869 nach Hemelingen über, also in den Zollverein. Seit 1850 begann die Firma Beck & Co. wieder mit dem Bierexport, der seit der Einführung der Gewerbefreiheit eine große Entwicklung nahm. Mit Freude gewährte man, daß der Ruhm des Bremer Bieres aus mittelalterlichen Tagen nach langer Bedeutungslosigkeit damit wieder zu neuen Ehren kam.

Es wirkte alles zusammen, um den günstigen Wind in die bremischen Segel zu treiben: der Freihandelsgedanke, Gewerbefreiheit, Freizügigkeit und das neue Verkehrsmittel der Eisenbahnen. Eins bedingte immer das andere. Zu den schon genannten Bahnen wurde 1867 die Eisenbahn Bremen—Oldenburg eröffnet, der Schienenstrang Langwedel—Uelzen mit bremischem Gelde gebaut (1873), 1868 die Konzession für die Bahn Hamburg—Bremen—Osnabrück erteilt, womit der Weg nach dem Rhein sich auftat. Die Eisenbahnbrücke wurde gebaut, und 1875 die Kaiserbrücke. In gleichem Maße ging das Frachtfuhrwesen zurück, und 1873 kam die Osnabrücker Postkutsche zum letzten Male ins Hohe Tor. Auf der Wachtstraße stimmte der Postillon wehmütig an: Morgen muß ich fort von hier und muß Abschied nehmen. In diesen Jahrzehnten wurden in Bremen die großen Vermögen erworben, die auch schweren Krisen standhielten. So hat

die Gründerzeit bei uns keinen erheblichen Schaden getan. Der Charakter des Kaufmanns erhielt seine feste Prägung: nüchtern bei aller Neigung zu behaglichem Lebensgenuß, realistisch, von ausgesprochenem Wohltätigkeitssinn. Gar mancher Volksschüler, der als Laufjunge begann, ist so zum Chef einer großen Firma aufgestiegen. Nur die weniger geglückten Exemplare der Gattung litten unter dem Fluch des Goldes, der sie mit entschiedener Ablehnung aller geistigen Werte zu plumper Dünkelhaftigkeit verführte.

Damals hat sich die Stadt mit monumentalen Kunstwerken geschmückt; es entstanden von Karl Steinhäusers Meisterhand das Olbers-Denkmal (1850), die Vase (1856), der Ansgar (1865). In der Rathshalle erhob sich die Statue des Bürgermeisters Smidt (1860).

Man war aber in Bremen nicht nur liberal, man war auch demokratisch und ist es immer gewesen. War es der Hauch des freien Meeres oder die eingeborene Wesensart des friesisch-niedersächsischen Stammes — durch all unsere Geschichte beweist unser Volk diesen Sinn. Bremen war eine „Hochburg der Demokratie“, wie die Weserzeitung sagte, und in der Bewegung von 1848 hat sich dies auf das Deutlichste gezeigt.

Den sinnfälligsten Ausdruck findet dieser Geist in den Verhandlungen der Bürgerschaft. Die Amerikaner hatten ihr 1848 eine schwarz-rot-goldene Fahne verehrt. Sie wehte nicht nur bei Eröffnung der radikalen Bürgerschaft von 1849, sondern auch bei der ganz anders gearteten von 1852. Recht aus der Seele des Volkes heraus schrieb damals die Lehrerin Marie Mindermann, ein tapferes bremisches Frauenzimmer, ihre „Briefe über bremische Zustände“ und berichtete in den „Eigentümlichkeiten der Bremer Neuzeit“ über die Unbill, die sie erfahren, als man sie wegen kecker Äußerungen vor das Ostertor gebracht hatte. Das Detentionshaus hat auch seine Geschichte und könnte viel erzählen. Den Typus dieser Gesinnung zeigt am besten die vierte Klasse der Bürgerschaft, wo Männer wie der Schuster Wulstein aus der Knochenhauerstraße die Rufer im Streit waren und neben Verkehrtem auch manches praktische und verständige Wort sprachen. Zwar klagte die zweite Klasse, daß man hier oft das „unseligste Gerede“ anhören müßte, und doch waren auch diese Kreise von einem demokratischen Grundzug keineswegs frei. Sehr auffällig ist die durchweg würdige Form der Debatten.

Um 1870 wies man freilich schon auf die Unlust der höheren Stände hin, überhaupt in die Bürgerschaft zu gehen. Zumal Rechnungsführer bei einer Deputation wollte keiner werden. Meistens fehlte ein Drittel aller Vertreter, und wenn es einmal ein Viertel nach acht geschlagen hatte, waren kaum noch zwei Drittel der Anwesenden gegenwärtig. Der innere Rückgang des Bürgertums kündigt sich schon an. Doch auch die Akademiker wollten von einer Verminderung der Vertreterzahl nichts hören. Die Gelehrten, wie Hertzberg, Bulle, Sattler, lehnten das gemeinsam ab.

Die Durchberatung der Verfassung gab Anlaß zu weltanschaulichen Diskussionen, bei denen die liberal-demokratische Richtung siegte; so in der Judenfrage und bei der Einstellung zu den Früh-Ehen. Man erstaunt, wie schon in diesen frühen Zeiten Fragen erörtert wurden, die noch viel später die Gemüter bewegten.

1851 erklärten sich schon viele für die Abschaffung des Freimarkts. Die Fahrbarmachung des Bischofstores wird 1868 beantragt, und 1872 spricht sich Edmund Pavenstedt für die Einführung der Leichenverbrennung aus. Wurde doch erst 1878 ein Ofen in Gotha aufgestellt. Der Schulvorsteher Bulthaupt lehnte das entrüstet ab, als einen Rückfall in barbarisches Heidentum, der eine entsetzliche Stimmung in der Bevölkerung hervorrufen würde. Die Erbauung eines Bürgerschafts- und Gerichtshauses hat jahrzehntelang auf der Tagesordnung gestanden, ohne zur Ausführung zu gelangen.

Es war demokratischer Geist, wenn die Kulturvereine radikale Redner zu überfüllten Vorträgen herbeiriefen, wie Robert Prutz und den Gießener Prof. Vogt, den 48er Häuptling der Linken; 1869 beging man in der Centralhalle den hundertsten Geburtstag Alexander von Humboldts. Die Veranstalter waren der Verein Vorwärts und die Vereine der Gold- und Silberarbeiter, der Maschinenbauer, Metallarbeiter, Maurer, Steinhauer, Tischler und Zigarrenarbeiter. Der Schulvorsteher C. W. Debbe hielt die Festrede. In demselben Sinne fand 1868 ein interessantes Festmahl bei Hillmann statt zum Gedächtnis Washingtons, mit Flaggen und Emblemen. 150 Personen nahmen teil. Der amerikanische Konsul Dodge sprach auf Washington, andere Trinksprüche galten dem derzeitigen Präsidenten Johnson, dem Senat, den Vereinigten Staaten, alle in englischer Sprache. Man toastete auf den Norddeutschen Bund und seinen Präsidenten, auf das Bundesheer, als dessen Vertreter Oberst von Buddenbrock wiederum trank

auf das amerikanische Heer und seine Feldherrn, die der Nord- und der Südstaaten gleichermaßen, den Frauen galt ein Hoch und den Bremern. August Lammers endlich, ein vielgewandter Publizist und Schriftsteller, den Schünemann vor Zeiten schon mit 21 Jahren zum Chefredakteur der Weserzeitung gemacht hatte, sprach auf den Kaiser Napoleon, mit dem Motto „Friede und Freihandel“. Auch Bismarck wurde nicht vergessen. Es war ein redefreudiges Geschlecht.

Keinen typischeren Vertreter dieser ganzen demokratischen Generation könnte man nennen als Nikolaus Ordemann, den Verleger und Herausgeber des „Courier an der Weser“, den er 1846 mit 19 Jahren ins Leben gerufen und zu großem Einfluß gebracht hatte. Es war ein Mann von unendlicher Rührigkeit, der echte Geistesverwandte eines späteren journalistischen Nachfolgers an einer anderen großen Zeitung, der alles vor seinen Richterstuhl zog, von den Wasserlachen in der Kohlhöckerstraße bis zur Erbfolge des Herzogs von Augustenburg, und den österreichisch-preußischen Konflikt nach demokratischem Rezept zu lösen wußte. Dabei dichterisch begabt, grundehrlich und, wie sie alle, als Träger des Einheitsgedankens von echter Vaterlandsliebe.

In diesen Kreisen und Stimmungen lebten die Volksschullehrer, die auf den Bänken der vierten Klasse saßen und deren Aufstieg damals begann. Noch waren manche der alten 48er unter ihnen, die einst aus ihren Reihen den würdigen Chr. Feldmann in den Senat entsandt hatten. Die Volksschule aus der tiefen Verwahrlosung der vormärzlichen Zeit zu erheben, war ihr eifriges Anliegen. Als 1858 der treffliche neue Seminardirektor Lüben die Landschulen inspizierte, fand er Lehrer von 15 Jahren, kein brauchbares Lesebuch. Die Vorsteher waren durchweg ehrenfeste Männer, wie der alte Martin Grelle von Remberti. Sie hatten in der Euphrosyne an dem Tische des charaktervollen Seminarlehrers Steckel gegessen, der sie gelehrt hatte, was ein konstitutioneller Staat sei und waren mit 16 Jahren schon Lehrer und Schüler in einer Person gewesen. Bis in die Nächte hinein forderte ihr rühmliches Bildungsstreben ihre Arbeit und Kraft. Jetzt brach ihr Lebenstag an, Des Daseins Nöte waren ihnen selbst nicht fremd. Sie gründeten ihren pädagogischen Verein (1875), betreuten den Erziehungsverin (1871) der arme und verlassene Kinder in Familien unterbrachte. 1873 entstand die große Konferenz bremischer Volksschullehrer, und der erste bremische Lehrertag wählte den Ober-

lehrer von U. L. Frauen, Friedr. Entholt, zu ihrem Vorsitz, der lange Jahre ihr maßvoller und beliebter Führer wurde. Die Gründung des Nordwestdeutschen Volksschriftenverlags gehört in dieselbe Linie (1873). Festes Zusammenhalten verbürgte ihnen einen langsamen, aber sicheren Aufstieg, wobei der Geist der Zeit ihnen zu Hilfe kam.

Wie konnte es anders sein, als daß auch in der Kirche dieser Geist der Zeit mit dem überlieferten Zustand in Streit geriet. Zwar hielt sich die bedenkliche Prerogative der Diakonen, deren Amt nach wie vor ein Sprungbrett für die Ehrenstellen im Staate war, nicht zum Vorteil religiöser Gesinnung. Aber der in der überwiegenden Masse des Bürgertums wirksame rationalistische Sinn waltete auch in den Bezirken des kirchlichen Lebens. Durchweg geht die Richtung auf größere Selbständigkeit der Gemeinden. Vergebens ersuchte 1852 das Ministerium der altstädtischen Pfarrkirchen den Senat, eine Behörde zu schaffen, in der die Geistlichkeit und die Gemeinden vertreten seien, wie es H. H. Meier im nächsten Jahre abermals tat. Vergebens auch baten ihn die Gemeinden um eine rechtsbeständige Erklärung des § 52 d der Verfassung, die dem Senat das Episkopalrecht in herkömmlicher Weise zusprach, unbeschadet der bestehenden Rechte der Gemeinden. Es war eine vom Senat gewollte Unklarheit, er hatte Scheu, den kirchlichen Frieden zu stören. Die 1876 geschaffene bremische Kirchenvertretung sollte für die einzelnen Gemeinden nicht bindend sein. Sie war daher praktisch wertlos. Noch einmal forderte die neu gegründete evangelische Vereinigung, in der sich die Mittelpartei von beiden Richtungen zusammenfand, die Schaffung einer Synode, für die auch der Protestantenverein eintrat. Pastor Frickhöffer vom Dom wies darauf hin, daß diese Frage bei der Isolierung der bremischen Kirche wegen der bedrohten geistigen Beziehung zu den evangelischen Kirchen Deutschlands zum Austrag kommen müsse. Das kirchliche Leben in Bremen sei seit Jahrzehnten verwildert, jede Gemeinde kümmerge sich nur um sich selbst. So sei die Gemeindefreiheit nicht gedacht. Eine Folge hat auch dies Vorgehen nicht gehabt. Der Senat blieb passiv nach wie vor. Es war eine vollständige Zerfaserung der kirchlichen Organisation. Die Männer der neuen Gläubigkeit, die seit 1815 mehr in Preußen, aber doch auch in Bremen überzeugte Anhänger hatten, waren aber nicht still. An Zahl hier der anderen Seite nicht gleich, war sie ihr an Opferwilligkeit und hingebendem Eifer vielleicht überlegen. 1852 fand der evangelische Kirchentag in

Bremen statt, auf dem man führende Männer bemerkte, wie Bethmann-Hollweg, v. Mühlner, Stahl und den Hofprediger Fr. Wilh. Krumm-macher streitsüchtigen Angedenkens. Einige Monate zuvor hatte S. Martini den Skandal um den deutsch-ungarischen Pastor Wimmer erlebt, einen Mann der äußersten Rechten, in dessen Predigt ein betrunkenener Schuhmachergeselle sich eine Zigarre angezündet hatte. 1863 erfolgte in Bremen die Gründung einer Zweigstelle der Inneren Mission, von der wieder das Marthasheim ins Leben gerufen wurde. Im Haus Seefahrt fanden durch begabte Redner apologetische Vorträge statt. Indessen war der kirchliche Liberalismus überhaupt bemüht, alte Glaubensschranken abzutragen und fand bei diesem Bestreben in der Bürgerschaft ein bereites Gefolge. Die Luft wurde schärfer, als 1867 Pastor Moritz Schwalb aus dem Elsaß an die Martini-kirche berufen wurde, der hochbegabte Sohn jüdischer Eltern. In Straßburg hatte er die evangelische Kirchenzeitung redigiert. Er war mit 45 von nur 67 abgegebenen Stimmen gewählt, eine beredte Illustration zu der Klage des Professors Baumgarten aus Rostock, daß der schlimmste Übelstand der evangelischen Kirche die Teilnahmslosigkeit des höheren Bürgertums sei. Statt eines ganz rechtsstehenden Geistlichen war nun ein Mann der äußersten Linken gewählt, und er ließ nicht lange mit der Enthüllung seiner Ansichten auf sich warten.

1863 war der Protestantenverein gegründet worden, für den Pastor Manchot von Remberti seit 1868 das Norddeutsche Protestantenblatt herausgab. Es wollte die „ewigen Wahrheiten des Christentums auf dem Boden der christlichen Kulturentwicklung“ darstellen, das geschichtliche Verständnis der Bibel erschließen mit dem obersten Grundsatz: „Das religiös sittliche Leben steht über jeder dogmatischen Lehrformel.“ Gleich nach dem Erscheinen der ersten Nummer trat in Bremen der Deutsche Protestantentag zusammen, für die „Erneuerung der protestantischen Kirche im Geiste evangelischer Freiheit“ wirkend.

Schwalb hielt in diesem Verein seinen berühmten Vortrag über den alten und den neuen Glauben an Christus, dessen Präexistenz und übernatürliche Werke er in Abrede stellte. Christus starb als Märtyrer, nicht als Sühnopfer, erfuhr keine leibliche Auferstehung und keine Himmelfahrt. Er war „Sohn Gottes, indem er sich seines Verhältnisses zu Gott in eigentümlicher, unerhörter Weise bewußt war“. Mit diesen Sätzen erregte Schwalb auf der kirchlichen Rechten einen Sturm der Entrüstung; 21 Pastoren, unter ihnen die

Hälfte Landprediger, veröffentlichten gegen ihn eine Erklärung und unterzeichneten das apostolische Glaubensbekenntnis. Schwalb ging auf seinem Wege weiter, an die äußerste Grenze gelangte er später mit einem Vortrag: „Menschenverehrung und Menschenvergötterung.“ Er blieb, solange er auf der Martinikanzel stand, ein Stein des Anstoßes für die Gegner, eine scharf umrissene Persönlichkeit, ein wirkungsvoller Redner, mit der tiefen Innigkeit seines Gebetes seine Zuhörer ergreifend.

Wie man sieht, fehlte es jedenfalls auch in der Kirche Bremens nicht an Bewegung, und auch auf sinnfälliges Handeln ging die Absicht: Die Friedenskirche wurde erbaut (1867—69) und ebenso die Rembertikirche (1869—71). Schon 1875 fand eine Versammlung statt zur Aufrichtung eines zweiten Domturmes.

Auch der Gustav Adolf-Verein konnte die getrennten Gemüter zusammenführen, der 1856 in Bremen tagte. Bei dieser Gelegenheit wurde das Denkmal des schwedischen Königs auf der Domsheide enthüllt — ein Standbild mit einer sehr eigentümlichen Geschichte. Eigentlich für Gotenburg bestimmt, strandete das Schiff bei Helgoland, und bremische Kaufleute erwarben es. Der Finger zeigt zur Erde, und er will sagen: Das ist schwedischer Boden. Man errichtete es hier auf einem Platze, der in der Tat einstens der schwedischen Krone gehörte, die sich als Bedränger der Stadt bewies und sie zweimal belagerte. Zudem ist er als skandinavischer Volksheld und Kriegesfürst dargestellt, nicht als protestantischer übernationaler Held und Märtyrer der Glaubensfreiheit, wie eine Zeitung damals gleich bemerkte. Sie fügte hinzu: Der Platz ist von architektonischer Häßlichkeit und Kleinlichkeit, und endlich gehört das Denkmal nicht auf einen Platz, der das Leben des Gemeinwesens vertritt, sowenig wie eine Venus von Tizian in das Rathaus oder eine Löwenjagd von Rubens in den Dom. — Von diesem Standpunkt aus wird unsere Trauer geringer sein um seinen Verlust. Es ist 1942 in den Schmelzofen gewandert.

Aber wie dem auch sei, es war doch die Opferwilligkeit bremischer Bürger, die der Vaterstadt einen neuen Schmuck verehren wollte, und dieser Geist, von jeher in Bremen lebendig, wirkte sich gerade in einer Zeit der wirtschaftlichen Krise, in der Mitte der fünfziger Jahre, wohlthuend aus. Man wußte schon, was das Wort *s o z i a l* bedeutete. Es waren die Jahre des Krimkrieges, wo Handel und Wandel ins Stocken gerieten. Da beschloß die Bürgerschaft etwas,

was man vorher nicht kannte, eine Teuerungszulage für die unteren Staatsbeamten, und Ordemann beantragte sogar, eine Deputation einzusetzen mit dem Ziel, den Bezug von Brot, Kartoffeln, Brennmaterial von Staats wegen zu unternehmen. Waren doch in einer ähnlichen Notlage, 1847, schon Brotkarten ausgegeben, mit denen in der ersten Woche gleich 5—6000 Menschen beliefert waren. Der Senat lehnte diesen Antrag ab: es sei nicht Sache des Staates, hier den Ärmeren zu helfen. Dieselben Jahre sahen die Begründung einer Witwenkasse für bürgerliche Beamte (1855), die in sehr kleinen Ansätzen schon 1819 vorgesehen war, und man plante sogar eine allgemeine Witwenkasse für alle Staatsgenossen (1857). Die Sparkasse mit ihrem erprobten Wohltätigkeitssinn hatte schon gewisse Überschüsse für diesen Zweck bestimmt, was dann freilich nicht zur Ausführung gelangt ist. 1856 wurde auch eine Speiseanstalt für 5—600 Personen ins Leben gerufen, die mehrere Jahre in Kraft gewesen ist. Wir lesen, daß es Erbsen mit Rotwurst gab, ein andermal gestofte Kartoffeln mit Schaffleisch oder auch Reis mit Rosinen und Kalbfleisch. 160 Bürger gründeten einen Haushaltsverein zum Zweck billigen Einkaufs. Die Teilnehmer zahlten $\frac{1}{10}$ der Kosten des von ihnen angemeldeten Bedarfs ein, der später wieder in Anrechnung gebracht wurde — es war der Gedanke einer gesunden Selbsthilfe, der hier lebendig wurde. Ein Kreditverein, der für einige Jahre (1857—62) bestand, wollte auf andere Weise helfen, und der neue Gewerbe- und Industrieverein richtete eine Vorschußkasse für Handwerker ein, ein Ausfluß der großen deutschen Genossenschaftsbewegung, die Schulze-Delitzsch in Gang gebracht hatte. 1865 gründete H. Alb. Schumacher, ein Mann, der mit seiner feurigen, mitreißenden Schaffenskraft in diesen Jahren alle Gebiete des öffentlichen und geistigen Lebens befruchtete, zusammen mit Gleichgesinnten den Bürgerpark, „kein Luxuspark, sondern ein Erholungsort für jedermann“, so lautete der Aufruf. Damit war eine Anlage geschaffen, die unter der genialen Leitung eines großen Gartenbaukünstlers, Wilhelm Benque, eine Quelle des Segens, eine wohltätige Lunge für den Organismus der werdenden Großstadt geworden ist, die nicht hoch genug eingeschätzt werden kann und sich noch heute einer Leitung erfreut, die trotz schwerster Ungunst der Zeit das glückliche Bestehen auch für eine fernere Zukunft verbürgt. — Wo gibt es einen ähnlichen Park, der bis auf diesen Tag niemals Staatsmittel in Anspruch genommen hat und einzig und allein aus Bürgersinn und Bürgerkraft

die gesunden Wurzeln seines Bestehens gezogen hat? 1872 gab ihm ein Wohltätigkeitsbazar — so recht ein Ausdruck dieser wohlhändigen Zeit, zu deren Signatur derartige Veranstaltungen gehören — weitere große Mittel für die Erreichung seiner Zwecke. — 1875 bestimmt die Sparkasse 300 000 Mark für die Errichtung einer Badeanstalt.

Indessen — es ist nun einmal nicht möglich, all die gewaltigen Kräfte, die das Leben eines Volkes in unserem Zeitalter vielgestaltig durchpulsen, in eine einheitliche Richtung einzufangen. War der soziale Gedanke jetzt lebendiger als je zuvor, so lehnte die neue Weltanschauung des Sozialismus diese Abschlagszahlungen grundsätzlich ab und erstrebte eine Umgestaltung alles wirtschaftlichen und staatlichen Lebens schlechthin. 1867 veröffentlichte Karl Marx den ersten Band seines Werkes: Das Kapital.

Die Reaktion der fünfziger Jahre hatte die politischen Vereine für ein Jahr verboten und im Sinne des wieder erstarkten Bundestages noch weitere Maßnahmen hinzugefügt, die die frühere Ordnung aufs neu befestigen sollten¹⁾. Aber das war nicht von Dauer, und unter der Asche glomm der Funke weiter. Es gab doch auch zu denken, daß 1860 bei dem Richtfest der Schule am Buntentor plötzlich die Klänge der Marseillaise ertönten. Bei den Arbeitern verstärkt sich nun auch die Neigung zum Streik. Größeren Umfang nahm er 1867 bei den Schiffszimmerleuten auf Langes Werft an. Ihrer 70 waren entlassen, weil gerade nicht viel zu tun war. Alle miteinander „bedanken“ jetzt die Arbeit, die Arbeiter anderer Werften schließen sich an. Die Zimmerbaase versprechen sich gegenseitig auszuhelfen. Die Arbeiter appellieren in sehr höflicher Form an die Humanität der Baase. Sie erklären sich im übrigen bereit, im Winter 10 und 11 Stunden zu arbeiten, im Sommer 12. Es ist doch beachtlich, daß in denselben Tagen das sozialistische „Volksblatt an der Weser“ in der Luxemburger Frage sich in stärkster Weise vaterländisch ausspricht. Keinen Fußbreit deutschen Bodens wollen sie hergeben. In denselben Tagen, wo 1873 die Bäckergesellen streikten, betrat Friedrich Hecker in Bremerhaven zum Besuch der alten Heimat deutschen Boden.

¹⁾ So wurde 1855 das Vereins- und Versammlungsrecht neu geregelt, ein Preßgesetz gegeben, das die Preßvergehen durch das Strafgesetz bestrafte, nicht mehr durch Geschworenengerichte, die Herausgabe von einer Kautions und einer Konzession des Senats abhängig machte. Es wurde aber überhaupt nicht praktisch, in den 60er Jahren revidiert, und 1870 hob ein neues Preßgesetz die Kautions- und Konzessionspflicht wieder auf.

1863 hatte Ferdinand Lassalle in Leipzig den Allgemeinen Deutschen Arbeiterverein gegründet, der den mehr Rechtsstehenden das Feld streitig machte. 1868 wird der Gewerkverein der Maschinenbauer und Metallarbeiter aufgestellt, und im nächsten Jahre schließen sich acht Berufsgewerkvereine zu einer Spitzenorganisation „Verband der Deutschen Gewerkvereine“ zusammen. Es war die Hirsch-Dunckersche Richtung, die hier vorwaltete, und Mitglieder des Vereins Vorwärts hatten die Sache in die Hand genommen. Die Lassalleaner mischten sich ein und machten eine lärmende Opposition, so daß ein Abstimmungsergebnis nicht zu erzielen war.

Die Bewegung ging weiter. In demselben Jahr 1869 gründeten Liebknecht und Bebel die sozialdemokratische Arbeiterpartei, die 1874 ihren Sitz nach Bremen verlegte. Hier konstituierte sich dafür 1870 eine Ortsgruppe. Sie bestand aus 18 Mitgliedern, die sich wöchentlich im Gasthof „Stadt Mannheim“ in der Sögestraße (neben dem heutigen Geschäft von Dörrbecker-Plate) versammelten. Ihre Vereinsbibliothek bestand aus 20 Bänden, darunter Schlossers Weltgeschichte. Im Koalitionsrecht lag bei all diesem Streben die Verbürgung des Erfolgs.

Keineswegs waren die Jahre nach dem 70er Krieg solche der Ruhe und des gemeinsamen Glückes — neue wegbahnende Kämpfe nahmen ihren Anfang. Die Reichstagswahlen gaben dazu besonderen Anlaß, die Presse war durch die liberalistische Gesetzgebung ihrer Fesseln ledig geworden und entfachte den Wind zum Sturm. Um das Reichstagsmandat stritten sich Meier und Alex. Georg Mosle, ein Kaufmann, der sich lange in Rio de Janeiro aufgehalten hatte und es jetzt mehrfach (1871 und 1874) über den verdienten Mitbürger davontrug, dessen Selbstbewußtsein ihm manche persönliche Gegner erweckt hatte.

Mosle, ein Schwiegersohn Stockmeyers, etablierte sich 1865 in Bremen und trat bald sehr hervor. Er wurde Mitglied der Handelskammer, der Bürgerschaft und des Deutschen Handelstages, für dessen bleibenden Ausschuß er zum Vizepräsidenten gewählt wurde. Er war Vorsitzender des bremischen Komitees für die zweite deutsche Nordpolarfahrt und 1870 einer der Mitbegründer der Deutschen Bank, deren Filiale 1871 in Bremen errichtet wurde. Im Kriege von 1870 war er der Vorsitzende des bremischen Hilfsvereins, 1872 Mitbegründer der A.G. Weser. 1882 ist er, erst 55 Jahre alt, gestorben.

Seine politische Divergenz zu Meier war gar nicht so groß; erst allmählich ging Mosle als unbedingter Verehrer Bismarcks mehr zu den Schutzzöllnern über und trat, sehr zur Enttäuschung seiner Wähler, 1877 auch für das Tabaksmonopol ein.

Die Sozialisten kamen dagegen nicht auf. Die Wahlversammlung, die am 8. Januar 1874 im großen Börsensaale stattfand, war denkwürdig. Tausende von Wählern waren anwesend, die Redner konnten nicht durchdringen vor dem ungeheuren Lärm, dem Heulen, Zischen, Pfeifen. Die parlamentarische Ordnung wurde „skandalös mit Füßen getreten“. Die alten Demokraten der 48er Zeit, die jetzt alle für Meier eintraten, waren empört. Sahen sie doch ihre früheren Forderungen sämtlich erfüllt, und nun d i e s Resultat!

Wilh. Brand sagte: „Eine so liberale Regierung, wie Deutschland sie jetzt hat, ist noch nie dagewesen.“ Emil Meyer fand, die Wogen dieser Wahlversammlung gingen so hoch, daß man glauben sollte, Bremen gehe aus Rand und Band. Rohe Exzesse spielten sich vor Meiers Hause ab, Fenster und Türen wurden eingeschlagen. Sogar in den Schulen hatten sich zwei Parteien gebildet, in der Mädchenschule selbst wurden Abstimmungen vorgenommen. —

Verlassen wir nun diese stürmische See und begeben wir uns zum Schluß noch einmal in ein ruhiges, sonnenbeglänzttes Fahrwasser. Aus politischen und wirtschaftlichen Potenzen muß sich das entwickeln, was wir K u l t u r nennen. Ihre Träger kamen oft von außen herein, wir können aber auch mit Stolz feststellen, daß sie auch auf dem heimischen Boden wuchsen, wo sie von der Regierung des Freistaates zwar nicht bewußt gefördert oder geldlich unterstützt wurden, aber doch die Freiheit zu ihrer Entfaltung dankbar genossen. Die Musik war von alters her in Bremen zu Hause, und die Instrumentalmusik wie der Chorgesang fand zahlreiche Hörer, die auch den auswärtigen Größen, wenn sie an die Wasserkante kamen, begeistert zujubelten. Die Gründung des Domchors hatte schon 1858 einen Aufschwung gebracht. Im Konzertsaal dominierte Karl Reinthaler, der 1868 mit seiner Singakademie im Dom das Requiem von Brahms aufführte, unterstützt von berühmten Meistern, wie Stockhausen, Joachim und Clara Schumann. In den sog. Privatkonzerten, den Vorläufern der Philharmonischen, fand sich eine musikalische und gesellschaftliche Elite zusammen, und 1870 gab der 100. Geburtstag Beethovens Veranlassung zu besonderen Feiern. Zu den berühmten Gästen gehörten

der norwegische Geiger Ole Bull, ein Schüler von Spohr und Paganini, der Weltruf genoß (1860), und Hans von Bülow (1872—1873). Im Stadttheater, das von kundigen Unternehmern in die Höhe gebracht wurde, gelang 1871 die Erstaufführung der Meistersinger. Bei einer Wiederholung war Wagner selbst mit seiner Gattin anwesend.

Charakteristisch für die zweite Hälfte des Jahrhunderts ist der Zusammenschluß Gleichgesinnter zu Vereinen, davon es vordem nur wenige in Bremen gab. Sie ergriffen alle Gebiete des Lebens, viele waren gemeinnütziger Natur wie der Verein gegen das Moorbrennen u. ä., die meisten aber wollten der geistigen Kultur dienen. Fast alle, auch die blühendsten, hatten eine begrenzte Lebensdauer und wichen dann neuen Gestaltungen. Nach einem Bestehen von 60 Jahren löste sich die Gesellschaft „Erholung“ am Ansgarikirchhof auf, und das einst so berühmte „Museum“ am Domshof beschloß 1871, seine Sammlungen und einen Teil seiner Bibliothek an den Staat abzutreten und somit gänzlich von der Verfolgung idealer Zwecke abzusehen. Weis-sagend äußerte eines der Mitglieder: Ein edler Bürgersinn hat diese Sammlungen einst begründet. Die Gesellschaft wird ebenso verfallen wie die „Erholung“ und die Union. Dafür kam der Kaufmännische Verein hoch, der den jüngeren Handlungsbeflissenen eine Stätte der Bildung und Ausspannung bieten wollte (seit 1870). Am hellsten aber erstrahlte der Ruhm des 1856 ins Dasein tretenden Künstlervereins, der das geistige und gesellige Leben in der zweiten Hälfte des Jahrhunderts maßgebend beeinflusste. Was an Talenten in Bremen vorhanden war, strömte ihm zu; in ihren Vorträgen, Referaten, Diskussionen ergriffen und gestalteten sie die Anschauungen und Gedanken. Neben Heinrich Müller standen der Gymnasiallehrer Dr. Friedr. Pletzer, dem kein langes Erdenwallen beschieden war, und Herm. Alb. Schumacher als Taufpaten an seiner Wiege. Einige Nebengebäude des Doms, besonders die sog. Glocke, wurden von Müller in ein ideales Vereinslokal umgestaltet, und doch, „als die Zeit erfüllet war“, erlosch auch sein Ruhm und das Brandunglück, das zerstörend über ihn kam, gab nur den äußeren Anstoß zu seinem Untergang (1915).

Vom Künstlerverein abhängig und ihm angegliedert entstanden die wissenschaftlichen Vereine, als ältester unsere Historische Gesellschaft (1862), bald darauf der Naturwissenschaftliche und Geographische Verein. Hier wurde das Vortragswesen gepflegt, die auswärtigen Redner herbeigezogen, die Gedächtnisfeiern veranstaltet für

Deutschlands geistige Größen. Die wissenschaftlichen Arbeiten der Mitglieder fanden in den von ihnen begründeten Zeitschriften ihren Niederschlag. 1873 wurde Smidts 100. Geburtstag an vielen Stellen feierlich begangen, im Künstlerverein, in der Tonhalle, im Gewerbe- und Industrieverein, nicht zuletzt natürlich auch in Bremerhaven. Noch einmal leuchtete sein Bild auf vor der ganzen bremischen Bevölkerung, zur Dankbarkeit auffordernd und zur Nacheiferung in der Liebe zum großen und zum engeren Vaterland.

Man erstaunt, wenn man einmal genauer prüfend das Jahrzehnt von 1855 bis 1865 betrachtet, welche Fülle geistiger Kapazitäten auf engem Raume sich drängte, jeder an seiner Stelle zu hoher Achtung auffordernd. Manche sind schon genannt, Pletzer, Schumacher, Müller. So auch die Männer der Wirtschaft, die, wir sahen es, Bremen in die Höhe rissen. Von Otto Gildemeister weiß jeder etwas, dieser Sproß aus der vielleicht bedeutendsten aller bremischen Familien, der Gestalter funkelnd geschliffener Sprache, der schon mit 22 Jahren sich durch seine Übersetzung von Byrons Don Juan als Meister in dieser noch so manchmal von ihm geübten Kunst offenbarte. Den Kunstverein bereicherte Heinrich Albers durch die Schenkung seiner graphischen Sammlung, oft kam Hermann Allmers von seinem Deichhause herüber, sich in Bremen doch einheimisch fühlend, eben an der Vollendung seines Marschenbuches beschäftigt. Ferd. Donandt, schon durch seine klassisch zu nennenden Forschungen auf dem Gebiete des alten bremischen Rechts namhaft geworden, verfaßte seinen Entwurf eines bremischen Strafgesetzbuchs, das auf der Höhe der Wissenschaft stand, und Albert Hermann Post, ein einsamer Geist, schrieb seine weitab von den gewöhnlich betretenen Bahnen sich bewegenden bedeutenden Arbeiten, die man unter dem Namen Ethnologische Jurisprudenz zusammenfassen kann. Da war in den Naturwissenschaften der Ornithologe Dr. Hartlaub tätig, Prof. Scherk, der Mathematiker und Physiker, war ein so feuriger Redner, wie man ihn in Bremen noch nicht gehört, und Franz Buchenau war mit seiner unendlichen Rührigkeit auf den verschiedenen Gebieten seines Wissens ein nicht genug zu schätzender Anreger. Nimmt man dazu so manche Geistlichen, die auch nach Friedr. Mallets, des unerreichten Kanzelredners, Tode noch mit Ruhm ihres Amtes walteten, den Stadtbibliothekar, Geographen und Reisenden J. G. Kohl sowie Wilhelm Hertzbergs von edlem Schwung und Willen durchglühte Persönlichkeit —

es mag wohl keine Stadt von der Größe Bremens geben, die auf zeitlich begrenztem und doch auch in vieler Hinsicht beengtem Raum eine gleiche Fülle vorgezogener Geister ihr eigen nennen kann.

25 Jahre durchschreitend, haben wir hier den Aufstieg des deutschen Bürgertums erlebt in Kämpfen und Gegenstreben, aber immer von der mächtigen Woge des Zeitalters vorwärtsgetragen. Noch ist die Höhe nicht erreicht, ein Menschenalter und mehr nimmt die Bewegung noch ihren Fortgang, bis die Peripetie im Drama einsetzt, bis die vernichtenden Schläge niederfallen. Ob sie tödlich sein werden, das hat dieses Bürgertum, das deutsche wie das bremische, selbst zu entscheiden, zu erweisen. Ein neuer Arbeitstag ist ihm angebrochen, es muß beweisen, daß seine eingeborenen Kräfte noch nicht versiegt sind, daß es imstande ist, sich zu regenerieren, indem es die überflutenden Mächte des eigenen Volkes in sich aufzunehmen, mit seinem Sein zu verschmelzen weiß zu daseinskräftigen lebensstarken Gebilden.

Noch gilt das Wort des alten Faust:

„Er stehe fest und sehe hier sich um,
Dem Tüchtigen ist diese Welt nicht stumm.“

IV.

Der Gang nach Ceylon.

**Die Gründung des Hauses Freudenberg & Co. in Colombo
und ihre geschichtlichen Voraussetzungen.**

Von E. S c h w a r t z e.

Angesichts der Erschütterungen, die seit dem ersten Weltkrieg zur Umwälzung des ganzen Erdkreises geführt und die gesamte Menschheit in die tiefste und umfassendste Krisis aller bisherigen Geschichte gestürzt haben, mag zunächst die Beschäftigung mit der Geschichte einer einzelnen Firma, auch wenn es sich, wie bei dem Hause Freudenberg & Co. in Colombo, um eine Weltfirma handelt, kaum noch gerechtfertigt erscheinen. Die Politik ist wieder, wie in den stürmischen Jahrzehnten der napoleonischen Zeit, zum Schicksal alles Einzelnen geworden. Aber in der schicksalhaften Verflechtung des Einzelnen in das Ganze gewinnt ja auch das Einzelne erst in höherem Sinne seine geschichtliche Bedeutung. Schon die 1926 in der Schriftenreihe des Deutschen Ausland-Instituts Stuttgart (Reihe A, Bd. 17) erschienenen Erinnerungen Walther Freudenbergs, die in der Hauptsache von der Blütezeit der Firma in den glückhaften Jahrzehnten von 1873 bis 1914 zu berichten hatten, führen am Schluß zum Weltkrieg und zu den einige Jahre danach in veränderter Lage unternommenen Wiederaufbauversuchen hin. Dabei durfte man 1926 den Versuch noch für aussichtsreich halten, die Weltwirtschaft, die den Wohlstand aller an ihr teilnehmenden Völker gefördert hatte, in den alten privatwirtschaftlichen Formen wiederaufzubauen; das vor 1914 Gewesene schien damals vielen das noch Wiederherstellbare und mit seiner früheren Ordnung Gültige zu sein, und mit diesem Ausblick oder in dieser Stimmung schließen auch die Freudenbergischen Erinnerungen.

Der Ablauf der Geschichte hat uns seitdem eines anderen belehrt. Der Primat des Politischen hat die Wirtschaft aus ihrer für „eigengesetzlich“ gehaltenen Ordnung herausgezwungen. „Eigengesetzlich“ im Sinne der Auffassung des Liberalismus hatte die Wirt-

schaft sich von 1815 bis 1914 ein Jahrhundert lang entfalten können, solange das europäische Staatensystem aus der auf dem Wiener Kongreß ihm vorgezeichneten Bahn nicht völlig herausgetreten war. Mit der tragischen Entwicklung der deutsch-englischen Beziehungen trat für das Politische und Wirtschaftliche gleichermaßen die entscheidende Wende ein. Schon in der Darstellung Walther Freudenberg's werden, wie es sich von selbst ergibt, die Beziehungen zu England und den Engländern als besonders bedeutsam für die Geschichte des deutschen Hauses auf Ceylon hervorgehoben; sie bilden den Hintergrund der Erzählung, ohne den diese einen wesentlichen Teil ihres Gehaltes verlieren würde. Aus den Erfahrungen der noch in der vor-wilhelminischen Zeit wurzelnden Generation ist sein zusammenfassendes Urteil bestimmt: „daß das Unternehmen gelungen ist, verdanken wir in erster Linie der freundlichen Haltung der dort ansässigen Engländer“ (S. 24). Auch was in dem Buche über das Verhalten Philipp Freudenberg's, des Gründers der Firma, der als Inhaber des deutschen Konsulats auch bedeutsame politische und gesellschaftliche Aufgaben wahrzunehmen hatte, erzählt wird, legt Zeugnis ab von dem auf beiden Seiten vorhandenen Willen zu gedeihlicher Zusammenarbeit. Diese wurde dank dem Takt des deutschen Konsuls auch dann noch aufrechterhalten, als in der wilhelminischen Ära eine empfindliche Verschlechterung der deutsch-englischen Beziehungen eingetreten war. Solange aber weltwirtschaftlich alles in der Hauptsache vor dem Winde lief, war man sich der vollen Tragweite dieser politischen Voraussetzungen der eigenen Arbeit kaum ganz bewußt und nahm einfach als gegeben hin, was nur der einmaligen Gunst einer in dem Wechsel der Geschichte seltenen Konstellation zu verdanken war.

Bis zum Weltkrieg ist die Geschichte des Hauses Freudenberg von der Gründung an die Geschichte eines — nach der Überwindung anfänglicher Schwierigkeiten — durch glückliche Jahre ununterbrochen fortgehenden Aufstiegs, in dem sich eine große kaufmännische Leistung, auf der Klugheit und Tatkraft, dem Wagemut und der Erfahrung eines führenden Kaufmanns beruhend, zu immer reicherer Blüte entfaltet. Dann bricht 1914 mit einem Schlage die politische Voraussetzung des in vierzig Friedensjahren aufgebauten Werkes jäh zusammen. Über ein volles Jahrzehnt des zerstörenden Krieges und der nicht minder zerstörenden Nachkriegswirrsale verging, bis die Firma Freudenberg & Co. in Colombo den Versuch des Wiederauf-

baus wagen konnte, bei dem ihr das bei den eingeborenen Händlern und Geschäftsleuten unversehrt gebliebene Vertrauen besonders zu Hilfe kam. Die zweite Generation der Familie war schon seit etwa 1900 in die Leitung der Firma mit hineingewachsen; daher brachten die drei Söhne Philipp Freudenberg's, die bei Kriegsausbruch die Inhaber der Firma waren, alle persönlichen Voraussetzungen zu dem schwierigen Werk dieses Wiederaufbaus mit. In der politischen Atmosphäre war 1924 eine fühlbare Entspannung eingetreten; durch die ersten Nachkriegserfahrungen belehrt, ging man in Europa und Amerika mit einigem Nachdruck daran, der wirtschaftlichen Vernunft wieder gegenüber den von der Politik herkommenden Störungen Geltung zu verschaffen und die weltwirtschaftlichen Beziehungen, auf die man wechselseitig angewiesen war, in zwölfter Stunde gemeinsam wiederaufzubauen. Aber man kam trotz scheinbarer Konjunkturbelebungen hier und dort doch nicht entscheidend aus dem seit 1914 oder 1918 entstandenen Fehlerkreis heraus. Durch die Zerrüttung der Weltwirtschaft im Gefolge des Krieges und durch die politisch erzwungenen oder mittelbar veranlaßten Kapitalbewegungen war in den Ländern der Sieger nicht weniger als bei den Besiegten das volkswirtschaftliche Gefüge in seiner Tiefe verletzt. Das Ausmaß der durch den Krieg angerichteten Zerstörungen und die Abgründigkeit der dadurch aus der Tiefe entfesselten Kräfte trat erst nach und nach hervor. Die im Kriege entstandene Verschuldung Europas an Amerika und die Industrialisierung der außereuropäischen Länder hatte die strukturelle Voraussetzung der bisherigen Weltwirtschaft so empfindlich berührt, daß aus weltwirtschaftlichen Gründen die einzelnen Volkswirtschaften nicht wieder gesunden konnten und umgekehrt durch deren an dem Stand der Währungen ablesbaren Verfall die Schrumpfung der Weltwirtschaft immer neue Nahrung erhielt. Dazu kam der jahrelange völlige Ausfall des russischen Marktes und überhaupt das alle europäischen Mächte gleicherweise in der Tiefe berührende russische Problem. An solchen Verstrickungen mußte jede Wiederaufbauarbeit im einzelnen, auch wenn sie mit ungewöhnlicher Energie, wie von den Freudenberg's auf Ceylon, ein gutes Stück vorwärtsgetrieben war, auf die Dauer scheitern.

Fragt man nach den geschichtlichen Ursachen dieses für das Ganze wie für das Einzelne tragischen Verlaufs, so stößt man in erster Linie immer wieder auf das deutsch-englische Problem. Dieses steht,

so reich die europäische Welt auch an historisch begründeten Spannungen und Gegensätzen ist, in der Vorgeschichte des Weltkrieges dem Range nach allen anderen voran. England glaubte 1914, gegen Deutschland das europäische Gleichgewicht und mit diesem die elementare Voraussetzung seiner eigenen Weltstellung und seines Welt-handels verteidigen zu müssen. Aber in dem Zusammenprall der beiden Mächtegruppen, in dem bis zur Erschöpfung aller Völker vier Jahre lang durchgekämpften Krieg ging unwiederbringlich die politische und soziale Ordnung verloren, um deren Aufrechterhaltung dasselbe England in den Kampf gezogen war. Die Teilhabe an dem gesamteuropäischen Verlust war auch für die Siegerstaaten, vor allem für England, empfindlicher und entscheidender als der durch die inner-europäische Mächteverschiebung Deutschland gegenüber entstandene zweifelhafte machtpolitische Gewinn. Die beiden Flankenmächte des europäischen Raumes, Rußland und Amerika, schlugen alle beide nach dem ersten Weltkrieg eine Entwicklung ein, in der sich deutlich eine Emanzipation von Europa und eine weltpolitische und weltwirtschaftliche Schwergewichtsverlagerung abzuzeichnen begann. Dieser Entwicklung, auch der sehr anspruchsvoll und unbequem gewordenen französischen Haltung gegenüber, versuchte England wohl, Deutschland mit etwas vertauschten Rollen für die europäische Zusammenarbeit zurückzugewinnen. Aber in Anspruch genommen von inner-englischen und Empiresorgen, brachte es nicht die Entschlußkraft zu den radikalen Methoden auf, die vielleicht überhaupt nicht in der Reichweite des englischen Empirismus lagen, ohne die aber ein politischer, wirtschaftlicher und sozialer Wiederaufbau Europas auf dauerhaften Fundamenten und die Wiedergewinnung seiner zentralen Stellung für die Weltwirtschaft oder die Mitwirkung an deren organischer Weiterbildung unmöglich war. Statt dessen entstand aus den ungelösten Problemen und den versäumten Gelegenheiten der Zündstoff zum zweiten Weltkrieg, bei dem wohl in der Vorgeschichte England und Deutschland noch die Möglichkeit einer eigenen Entscheidung hatten, in dessen Verlauf aber immer mehr die schon vor dem Kriege angebahnte Machtverschiebung zugunsten der Flankenmächte Amerika und Rußland zum Durchbruch kam.

In der Entwicklung der deutsch-englischen Beziehungen seit Bismarcks Sturz konzentriert sich die Tragik der gesamteuropäischen Geschichte überhaupt. Englisch-deutsches Einvernehmen, Weltfriede,

Weltwirtschaft und bürgerlich-liberale, auch das geistige und religiöse Leben schützende Rechts- und Gesellschaftsordnung stehen schicksalsverbunden in einem unlöslichen Zusammenhang, ohne dessen Bewahrung die weltgeschichtliche Stellung und Mission der weißen Rasse fraglich werden muß. Von diesen politischen Voraussetzungen her ist auch alles Einzelne in seiner Zugehörigkeit zur geschichtlichen Epoche mit bestimmt. Daher sollten diese allgemeinen Voraussetzungen einleitend kurz umrissen werden. Als auslandsdeutsche Firma auf englischem Kolonialboden nimmt das Haus Freudenberg in Colombo an Beziehungen teil, in denen sich über den engeren wirtschaftlichen Bereich hinaus etwas von dem geschichtlichen Leben der ganzen Epoche ausgestaltet. In den seltenen Fällen, wo, wie hier, wirklich mit Recht von den Taten „königlicher Kaufleute“ gesprochen werden darf, stellt sich aus der Bedeutung der vollbrachten Leistung von selbst auch das Bedürfnis ein nach ihrer Einordnung in den umfassenderen geschichtlichen Zusammenhang.

Schon bei der Gründung des Hauses treten auch geschichtlich bedeutsame Züge hervor. Der Gründer Philipp Freudenberg entstammte einer bis in das vierzehnte Jahrhundert zurück nachweisbaren Westerwälder Familie, die lückenlos bis zu dem vor 1580 geborenen Pfarrer Heinrich Freudenberg in Freudenberg bei Siegen sich zurückverfolgen läßt. Dessen Nachkommen stiegen im siebzehnten Jahrhundert — ein typischer Vorgang in der Geschichte so mancher bürgerlichen Familie — im Hof- und Verwaltungsdienst der Fürsten von Wied weiter empor. Durch fürstliche Verleihung kommt die Familie in der ersten Hälfte des 18. Jahrhunderts in den Besitz einiger Eisenhütten, und das ertragreiche Raubacher Werk begründet den Wohlstand der Linie, der Philipp Freudenberg entstammt. Aber über diese kleinstaatliche Welt brechen die Erschütterungen der napoleonischen Zeit mit ihren wirtschaftlichen Umschichtungen herein. Noch in deren Nachwirkungen verliert der Vater Philipps einen weiteren Teil des ihm verbliebenen Vermögens und durch Verkauf seiner Hütte an Krupp seine Selbständigkeit. Doch in den Aufstiegs- und Entfaltungsmöglichkeiten, die die zweite Hälfte des 19. Jahrhunderts in so großem Ausmaß vielen bürgerlichen Familien bot, finden seine sieben Kinder für diesen Verlust einen mittelbaren Ersatz, und auch die Brüder Philipps bringen es in akademischen, industriell-technischen oder kaufmännischen Berufen zu einer den bloßen Durchschnitt be-

trächtlich überholenden Lebensstellung. Nur der Elementarunterricht während der ersten Schuljahre spielte sich für die Freudenbergschen Kinder in der Dorfschule in Raubach ab, ergänzt durch frühzeitigen Privatunterricht in Latein und Französisch bei dem Raubacher Pastoren Diesterweg, den Philipp Freudenberg in seinen bis zu dem Jahre 1881 reichenden kurzen persönlichen Aufzeichnungen als einen „ganz hervorragenden Mann“ hervorhebt. Die ersten vier Jahre nach der Trennung von Elternhaus und Heimatdorf verbringt der Knabe dann in Neuwied im Hause einer Großtante, die in seiner Erinnerung fortlebte als eine „liebenswürdige alte Dame, die nur leider meine im Grunde harmlosen Streiche zu tragisch nahm“. Von dem Progymnasium in Neuwied, das bis zur Reife für die Obersekunda führte, haben die Aufzeichnungen nichts Besonderes weiter zu berichten. Die angeborene Fröhlichkeit und jugendliche Ausgelassenheit seines kräftigen Wesens hatte jedenfalls in diesen Jahren in Neuwied keinen Schaden genommen. Erst auf dem Gymnasium in Duisburg erlebt er den ersten Zusammenstoß mit einer die eigene Art fremd oder feindlich berührenden Umwelt. Das unter dem Einfluß des rheinischen Pietismus stehende Duisburg erscheint ihm als ein „frömmelnder Ort“, in dem er selbst mit seiner „Lustigkeit früh als ein Junge angesehen war, der mit äußerster Strenge zu behandeln sei“. Neuwied war noch in etwas weiterem Sinne Heimat und im Einflußbereich der Familie gewesen. Hier in Duisburg aber begegnet er zum ersten Male ernstern Konfliktmöglichkeiten, deren Anlässe gewiß nachträglich belanglos genug erschienen sein mögen, aus deren Herausforderung sich aber doch eine vielleicht für seine Entwicklung bedeutsamere Prüfung des Charakters und der jugendlichen Willenskraft ergab. Jedenfalls spürt man in den viele Jahre später verfaßten Aufzeichnungen noch ein gut Teil von dem Trotz, mit dem der Jüngling im Gefühl eines guten Rechts sich der Bedrohung eigenen Wesens entgegenwarf. Die Bitte an den Vater, ihn von einer Schule wieder abzumelden, wo er sich mißhandelt fühlte, war schroff zurückgewiesen worden. Kein Wunder, daß er nun seine Zuflucht zu dem „Vergnügen“ nahm, „möglichst viele Schulgesetze zu übertreten, ohne sich erwischen zu lassen“. Bei solchem Kriegszustand blieb auch die „Krisis“ in Gestalt einer Schlägerei nicht aus. Nun ließ sich der Vater bei einem persönlichen Besuch des bei der Schlägerei verletzten Sohnes endlich überreden, den Sohn von Duisburg fortzunehmen, bestand

aber darauf, ihn nunmehr Kaufmann werden zu lassen. So war es aus mit Gymnasium und Universität. Die weitere Schulausbildung schloß mit dem nur kurzen, etwa einjährigen Besuch eines Privatinstututs in St. Goarshausen, das der Sechzehnjährige aber mit einem „Ehrenzeugnis“ verließ, von dem Leiter der Anstalt mit den Worten verabschiedet: „Hüte dich vor Überhebung, und du wirst Karriere machen.“

Wie es gleich zu Beginn seiner kaufmännischen Laufbahn hervortritt, wurde das Leben Philipp Freudenberg's immer von den Impulsen seiner eigenen kräftigen Natur entscheidend bestimmt. Es ist gleicherweise für Vater und Sohn bezeichnend, wenn zwischen beiden ein Kontrakt geschlossen wurde, der auch von beiden Seiten gehalten wurde; der Sohn erklärte, dem Vater zuliebe Kaufmann werden zu wollen, aber unter der Bedingung, daß er von nun an über seine Karriere selbst zu bestimmen hätte. Nur die Lehre wurde dem Sohn noch von dem Vater bei einem Oheim ausgemacht, der in der engeren Heimat auf dem Rasselstein bei Neuwied ein bedeutendes Eisenwerk leitete und als Teilhaber mit besaß. Die Familie dieses Oheims, Christian Remy, hatte im Dienst der Fürsten von Wied und dann in der Hüttenindustrie seit Generationen einen ähnlichen Aufstieg genommen wie die Familie Freudenberg, mit der sie sich in zwei aufeinanderfolgenden Generationen nicht weniger als viermal verschwägert hatte. Das Rasselsteiner Walzwerk hat übrigens in der Geschichte der deutschen Eisenindustrie seinen besonderen Platz. Vom Rasselsteiner Werk nämlich war im 18. Jahrhundert zuerst der Konkurrenzkampf mit England in der Weißblechfabrikation aufgenommen worden. In England war zu Beginn des 18. Jahrhunderts das Walzen von Eisenblechen erfunden und dann technisch entwickelt worden, so daß die bisherige Herstellung unter dem Hammer nicht mehr wettbewerbsfähig war. Auf dem Rasselstein wurde nun nach englischem Vorbild das erste Blechwalzwerk angelegt, das noch zu Beginn des 19. Jahrhunderts das einzige in dem ganzen niederrheinisch-westfälischen Bezirk gewesen ist. So ergab es sich auf natürliche Weise aus diesen Familienbeziehungen, daß Philipp Freudenberg seine kaufmännische Laufbahn mit seiner Lehre, wie man heute sagen würde, als Industriekaufmann begann, so daß die spätere bedeutende industrielle Betätigung seiner Firma auf Ceylon auf Familienüberlieferung und Lehrzeit gleicherweise zurückgeführt werden darf. Auch die englischen Beziehungen werden schon in der Lehre irgendwie in seinen Gesichts-

kreis getreten sein. Die knappen Aufzeichnungen zur eigenen Lebensgeschichte berichten freilich über die Station auf dem Rasselstein nur, daß die Zeit dort „recht nützlich“ und daß „Onkel Christian ein strenger Lehrmeister war“.

Nach knapp zwei Jahren hatte Philipp Freudenberg seine Lehrzeit beendet und kam im Jahre 1861 nach Köln, wo er durch Vermittlung eines Freundes, also wie er es sich vorgenommen hatte: ohne Inanspruchnahme verwandtschaftlicher Beziehungen eine Volontärstelle bei der Kaffee-Importfirma Schmits & Kuhn erhielt. Von dort wechselte er aber bald trotz schneller Beförderung in das in Köln unter der Firma J. H. Stein neu gegründete Weißblechverkaufs-Comptoir hinüber, bei dem das Rasselsteiner Werk durch ihn „intim vertreten sein wollte“. Am 18. Februar 1862, an seinem 19. Geburtstag, erhielt er dort seine erste bezahlte Stelle. Bezeichnenderweise stellen sich mit dieser finanziellen Veränderung und Verselbständigung seiner Lage auch neue Pläne ein, die auf nichts weniger als einen Absprung von der kaum begonnenen kaufmännischen Laufbahn hinauszulaufen schienen. Der älteste Bruder Wilhelm, der spätere Musikprofessor, Chorleiter der Berliner Kaiser-Wilhelm-Gedächtnis-Kirche und Komponist, hatte schon zur Zeit der Duisburger Krise dem jüngeren Bruder den Gedanken an den Kaufmannsberuf zu verleiden gewußt; sein Einfluß war auch jetzt im Spiel, da der Bruder sich zur Ausbildung als Opernsänger entschloß. Mit diesem Entschluß verlangte die künstlerische Seite seiner reich veranlagten Natur, die in späteren Jahren in der Pflege der Hausmusik innerhalb der Familie zur Geltung kam, nach ihrem Recht; aber die stimmliche Begabung sollte sich doch nicht als ausreichend erweisen oder es sollten sich auch die Schwierigkeiten, neben dem kaufmännischen Beruf die Ausbildung zum Theater durchzuführen, als zu groß erweisen. Die Hoffnung, während des Einjährigenjahres als Soldat doch noch genügend freie Zeit zur musikalischen Ausbildung zu finden, schlug nicht weniger fehl, und mit dem zweiten Fehlschlag, dem Nichtzustandekommen des schon unmittelbar geplanten ersten öffentlichen Auftretens, wurde dann auch gleich der ganze Theaterplan für alle Zeit begraben.

Was aber blieb und weiter wirkte, war der Drang, hinauszukommen aus einer als zu eng empfundenen Welt. Eine Korrespondenz mit Caesar Godefroy in Hamburg führte im Sommer 1864 zu einer persönlichen Zusammenkunft in Ems und zu einem Angebot, für die Firma

nach Nikolajewsk am Amur zu gehen. Philipp Freudenberg erklärte sich aber nur bereit, für Samoa etwas anzunehmen, und da dort im Augenblick keine Stelle frei war, zerschlugen sich die Verhandlungen, in denen sich ihm zum erstenmal eine Aussicht nach dem Fernen Osten hin aufgetan hatte. Nach einer kurzen Station in Barmen ging es dann aber, wenn auch nicht nach Übersee selbst, so doch in die große Welt des Überseehandels hinaus, zuerst nach Rotterdam, wo er volle drei Jahre für die sehr bedeutende Kaffeefirma Philippi & Co. tätig war und sich in allen Einzelheiten mit den Bedingungen des internationalen Kaffeemarktes und des europäischen Kaffeeimports vertraut machen konnte. Seiner Gesundheit jedoch war das feuchte Küstenklima so wenig zuträglich, daß er sich vermutlich unter der Einwirkung einer von den Ärzten nicht erkannten Nierenkrankheit geradezu am Rande seiner Kräfte fühlte und „auf der Suche nach Gesundheit und auf gut Glück nach dem Süden von Frankreich ging“. Was er suchte, Gesundheit und geschäftlichen Erfolg, sollte er in Marseille beides finden. Schon 1870 war er so weit, daß man ihm anbot, die Leitung eines „großen Import-Consortiums“ zu übernehmen. Aber der Ausbruch des Krieges vertrieb den nach den Gepflogenheiten damaliger Zeit mit der Übersiedlung ins Ausland staatenlos Gewordenen aus Frankreich, ohne daß er sich dann — sei es noch aus gesundheitlichen, sei es aus beruflichen Gründen — um Verwendung im deutschen Heeresdienst beworben hätte, zumal in den großen Schlachten zu Beginn des Krieges die militärische Entscheidung zugunsten Deutschlands bereits als gesichert gelten durfte. So wandte er sich statt dessen dem neutralen England zu und nahm noch im November 1870 eine Stelle in London an.

Mit der Londoner Zeit schließt sich der dritte, bei weitem bedeutsamste und folgenreichste Auslandsaufenthalt seiner Wanderjahre an. Auch Rotterdam und Marseille waren große Häfen gewesen, in denen es kaufmännisch viel zu lernen und zu beobachten gab. London aber war die ohne allen Vergleich größte und verbindungsreichste Stadt der Welt, die dem schon in den Erfahrungen zweier Überseehäfen und in zwei fremden Sprachen geschulden Kaufmann alle seiner Begabung und Tatkraft entsprechenden Möglichkeiten bot. Das viktorianische England um 1870 war, von imperialistischen Einflüssen weithin noch unberührt, eine liberale Freistatt für alle, die dort aus politischem oder wirtschaftlichem Anlaß ein Gastrecht in Anspruch

nahmen. Zwar war schon seit Gründung des Deutschen Zollvereins der Wettbewerb des deutschen, besonders des hanseatischen Handels zum Gegenstand englischer Sorgen und Beobachtungen geworden. Auch war man wohl in der Hoffnung enttäuscht worden, durch Aufgabe der Kornzölle und Übergang zum Freihandel die deutsche Wirtschaftskraft von der Industrie auf die Landwirtschaft ablenken und Deutschland auf die kolonialwirtschaftliche Stufe des Rohstofflieferanten zurückführen zu können. Dafür aber hatte die in schnellem Tempo fortschreitende Industrialisierung Deutschlands zur Erhöhung seiner Kaufkraft, zu Einfuhrbedürfnissen auf neuen Gebieten und zu neuen Aufträgen besonders an die englische Maschinen- und Werkzeugindustrie und damit zu einem immer stärkeren Austausch zwischen den beiden Volkswirtschaften geführt. Dazu kam für die deutsch-englischen Beziehungen die nach wie vor sich immer noch geltend machende Bedeutung Londons als Kapitalmarkt und Wechselbörse sehr in Betracht und ferner die Überlegenheit der englischen Märkte im Handel mit manchen kolonialen Erzeugnissen, die es für den deutschen Import vorteilhaft machte, über England zu kaufen. Das war z. B. für den Handel mit Kaffee der Fall. Zugleich hatte sich eine Vielfalt persönlicher Geschäftsbeziehungen seit Jahrzehnten aus diesen Verhältnissen entwickelt, und London war zur hohen Schule für den deutschen Überseekaufmann geworden. Die Zahl der in England ansässig gewordenen und zum Teil dort naturalisierten deutschen Kaufleute war erstaunlich hoch. Erwuchs daraus auch einerseits gegen England ein verstärkter Wettbewerb, so doch auf der anderen Seite nicht weniger eine Stärkung seiner internationalen Beziehungen und der Kapazität seines eigenen Marktes. Durch die mit der Entwicklung zum Hochkapitalismus sich in der Industrie wohl schon einstellende Gefahr der Bürokratisierung war der Kaufmann, besonders auf dem Gebiet des Überseehandels, noch nicht bedroht. So wird es in der europäischen Wirtschaftsgeschichte selten Perioden gleich günstiger Entfaltungsmöglichkeiten für den Handel gegeben haben. Die nationalstaatlichen Bewegungen des Kontinents hatten nur zu kürzeren Kriegen, aber nicht zu einer umstürzenden Erschütterung des europäischen Gleichgewichts geführt, und in stark ansteigenden Bevölkerungsziffern zeigte sich überall die in die Welt hinaus drängende Kraft der europäischen Völker. Amerika schwang in diesem Rhythmus mit, und die Erschließung Japans und die steigende Bedeutung

der ostasiatischen Märkte überhaupt brachte für Europa neuen Antrieb in immer größerem Ausmaß hinzu; in London aber schlug das Herz dieser ganzen sich immer stärker, immer schneller umtreibenden Welt.

Ohne starke Begabung gab es freilich auch bei solcher Gunst der Lage keinen wirklich dauerhaften und ins Große gehenden Aufstieg; Philipp Freudenberg aber fand sich schnell auf dem Londoner Boden zurecht, er suchte von Anfang an und fand auch bald einen zur Selbständigkeit als Vorbedingung größeren Schaffens führenden Weg. Seine erste Anstellung erhielt er in der Kaffee-Importfirma L. de Millas & Co., in der er schon nach einigen Monaten Prokura und die Leitung des Einkaufs erhielt, so daß er sogar seinen Bruder Walther, der sich damals noch in Frankfurt in der Lehre befand, zu seiner Unterstützung als „Gehülfe im Musterzimmer“ nachkommen lassen konnte. Aber über Gehaltsforderungen kam es nach anfänglich ruhig, später in schroffen Formen geführten Verhandlungen zum Bruch, und Philipp Freudenberg trat schon am Weihnachtstage 1871 aus der Firma L. de Millas & Co. wieder aus. Daß er seine Position nicht überschätzt hatte, zeigte sich darin, daß er sofort von der größten Londoner Konkurrenzfirma, Luchtenberg & Schmits, deren Teilhaber Schmits früher sein Chef in Köln gewesen war, ein ihm zusagendes Angebot erhielt. Wie er später erfuhr, spielte bei diesem Angebot auch der Wunsch eine Rolle, damit der etwaigen Gründung einer Konkurrenzfirma durch Freudenberg zuvorzukommen. Mit einem festen Einkommen von £ 400 ging dieser nun als Agent der Firma Luchtenberg & Schmitz im Februar 1872 nach Nürnberg, um von dort aus eine Agentur für Nordbayern aufzubauen.

Der Aufenthalt in Deutschland sollte trotz geschäftlicher Erfolge nur von kurzer Dauer sein. Schon im Dezember 1872 kam von London aus ein neues Angebot, das für den weiteren Werdegang Philipp Freudenbergs die entscheidende Wendung brachte und zugleich in der Richtung seiner eigenen Wünsche und Gedanken lag, die er schon seit Jahren in sich getragen hatte. Der Plan ging dahin, in Colombo auf Ceylon, dessen Kaffeeanbau um 1870 auf dem Höhepunkt seiner Entwicklung stand, für den Kaffeeexport eine eigene Niederlassung zu gründen, um das Geschäft vor allem mit den südeuropäischen Häfen in der Hand zu behalten, dessen Abwanderung von London seit der Eröffnung des Suezkanals zu erwarten war. Dabei sollte Philipp

Freudenberg seine in London erworbene genaue Kenntnis der Sortenwünsche und Marktbedürfnisse der verschiedenen bisher über London belieferten europäischen Einfuhrhäfen verwerten, um von Colombo aus unter Umgehung Londons einen direkten Export in die betreffenden Länder durchzuführen. Vielleicht war der erste Anstoß zu dem Plan von eigenen früheren Beobachtungen ausgegangen, die die Bedeutung des 1869 eröffneten Suezkanals für den Welthandel zu erfassen suchten. Zu solchen Beobachtungen war ja schon in Marseille genügend Anlaß gewesen; nun kamen aber die Londoner Erfahrungen noch hinzu. Da Ceylon auch für die Londoner Auftraggeber ein völlig unbekanntes Terrain bedeutete, so lauteten die Instruktionen an den Mann ihres Vertrauens bündig: „Wie das gemacht werden muß, ist Ihre Sache, wir kennen Ceylon so wenig wie Sie. £ 5.000 dürfen Sie verlieren, wenn Sie damit fertig sind, kommen Sie zurück.“ Unter dem Namen Freudenberg & Co. wurde die Errichtung einer Firma in Colombo vereinbart, an deren Reingewinn Philipp Freudenberg mit einem Drittel beteiligt werden sollte. Vor der Abfahrt nach Ceylon wurden zur Anbahnung von ersten Geschäftsverbindungen, insbesondere zur Einrichtung von Vertretungen und zum Studium des Marktes, die hauptsächlichsten europäischen Aufnahmeländer: Belgien, Holland, Frankreich, Italien, Österreich, Rußland und natürlich auch Deutschland bereist; am 21. Mai 1873 ging es dann von London aus in die verheißungsvolle Welt des Fernen Ostens hinaus.

Die weitere Entwicklung der Firma kann in diesem Zusammenhang, der nur von der Gründung und ihren allgemeinen geschichtlichen Voraussetzungen sprechen soll, nicht berichtet werden. Das bisher Gesagte aber läßt schon zur Genüge erkennen, daß die Gründung der Firma mit einer Zwiespältigkeit behaftet war. Von London und von dem Stammhaus aus betrachtet, stellt sich die Gründung mehr dar als ein finanzielles Experiment, mit dem man eine Minderung, die für das vom Londoner Markt aus bisher betriebene Geschäft zu befürchten war, zu kompensieren hoffte. £ 5.000 wollte man an dieses Experiment wagen und im Falle einer ungünstigen Entwicklung daran verloren geben. Dieses Verhältnis aber bedeutete eine, wie sich zeigen sollte, den Bestand der Firma gefährdende Abhängigkeit, solange ihr nicht eigenes Kapital oder eigener Kredit genügend zur Verfügung stand. Nach den ersten glücklichen Jahren kamen für das junge Haus Freudenberg in Ceylon schwere Rückschläge, durch

die das anfänglich Gewonnene zu einem erheblichen Teil wieder in Frage gestellt wurde. Während die Konjunktur des Weltmarktes für Kaffee wieder rückläufig wurde, was eine ausgesprochene und länger sich versteifende Baisse zur Folge hatte, wurden die Kaffeekulturen in Ceylon von einer Blätterkrankheit ergriffen, die zuletzt zur völligen Vernichtung führte. Das Londoner Stammhaus aber wurde gleichzeitig durch den Fall der Kaffeepreise, durch große Schwankungen am Silbermarkt und durch eigene Transaktionen bankmäßiger Art empfindlich berührt und daher gezwungen, Geld von Ceylon abzuziehen. Das ursprüngliche Verhältnis hatte sich fast ins Gegenteil verkehrt; Philipp Freudenberg mußte seinen persönlichen Einfluß auf ein Kölner Haus benutzen, um die Position seines früheren Chefs Schmits in London noch einmal wiederherzustellen. Kaum drei Jahre später aber war das Schicksal der Londoner Firma doch besiegelt, sie wurde in den Konkurs eines Amsterdamer Hauses hineingerissen, an dessen Bestand sie sich durch zwischen beiden hin und her gegangene Wechselbürgschaften gebunden hatte. So übernahm Philipp Freudenberg Ende 1881 die Firma in Ceylon nach Ausbezahlung der Londoner Beteiligung ganz für eigene Rechnung. Von dem ältesten Bruder und von einem Schwager wurden ihm je £ 1.000, von der Firma Fr. Huth & Co. in London, die ihm von nun an zugleich als Bankverbindung und Agentur diente, £ 5.000 in bar zur Verfügung gestellt; dazu trat ein in Liverpool und in Marseille ihm eröffneter Wechselkredit in Höhe von zusammen £ 8.000. Die Abhängigkeit von ausländischen Geldgebern — der Gründer der Firma Fr. Huth & Co. war freilich bekanntlich ebenso wie sein Schwiegersohn und Nachfolger Meinertzhagen deutscher Herkunft, letzterer war aus Bremen gebürtig und von Bremen aus nach London gekommen — bestand also nach wie vor. Aber die Verantwortung lag jetzt ganz in einer Hand, der Reingewinn floß nach Bezahlung der Zinsen zur Stärkung der Reserven und zum weiteren Ausbau ungeteilt der eigenen Firma zu, und in allen geschäftlichen Dispositionen konnte unabhängig von London entschieden werden. Es war doch erst jetzt, nach Beseitigung der früheren Zwiespältigkeit, die Bahn ganz frei geworden für den Aufstieg des Hauses Freudenberg zur auslandsdeutschen Firma von Weltruf. „Von da an bin ich glücklich gewesen“, heißt es in den Erinnerungen von Philipp Freudenberg wie in dankbarem Rückblick auf eine ihm übertragene und von ihm erfüllte Mis-

sion. Philipp Freudenberg stand jetzt im 39. Lebensjahr; seit acht Jahren bereits hatte er die Firma in Colombo selbständig geführt. In dem Jahrzehnt zwischen Beendigung der Lehrzeit und dem Beginn in Ceylon war er an den verschiedensten Schauplätzen und in sechs oder sieben verschiedenen Firmen oder Vertragsverhältnissen tätig gewesen, bis ihn der beharrliche Wille seiner entschlußkräftigen Natur die Stellung und den Aufgabenkreis finden ließ, wo er seine vielseitige Begabung zur vollen Entfaltung bringen konnte. In allem, was er unternimmt, zeigt sich eine unbeirrbar, auch Rückschläge überwindende Planmäßigkeit und Folgerichtigkeit. Dabei stand er zwar unter der Gunst jener glücklichen Epoche der europäischen Staaten- und Wirtschaftsgeschichte, die man als die englische Epoche der Weltgeschichte bezeichnen möchte und die, wie bereits oben berührt, in dem Frieden zwischen Deutschland und England und in der Zusammenarbeit zwischen Deutschen und Angelsachsen ihre wesentlichste Voraussetzung hatte. Aber diese Gunst der in der Zeit begründeten allgemeinen Wachstumsbedingungen traf, wie es immer bei großen Erfolgen der Fall sein muß, zusammen mit der aufnehmenden Empfänglichkeit einer zugleich bildsamen und charaktervollen Persönlichkeit, die Vertrauen erweckte und Vertrauen verdiente und durch ihre natürliche Begabung sich als zum Führen und Repräsentieren jederzeit als berufen auswies. Schon seit 1876, also nur drei Jahre nach seiner Niederlassung in Ceylon, war Philipp Freudenberg mit der Würde des deutschen Konsuls bekleidet und damit nicht nur zum amtlichen Vertreter der deutschen Interessen, sondern auch gesellschaftlich zum Mittelpunkt der deutschen Kolonie in Ceylon geworden. In erster Linie von seiner Haltung und seinem Takt hing nicht nur das Verhältnis zu den Eingeborenen, sondern vor allem zur englischen Regierung, zu der englischen Geschäftswelt und zur englischen Gesellschaft ab. Seiner Berichterstattung an das Auswärtige Amt in Berlin war es zu verdanken, daß im Jahre 1886 ein regelmäßiger Postdampferverkehr nach Ceylon durch den Norddeutschen Lloyd eingerichtet werden konnte. Der Firma wuchsen damit zugleich durch die Übernahme der Lloydagentur neue Aufgaben zu; auch wurden damit zu Bremen engere Beziehungen geknüpft, die später, nach dem Weltkrieg, für die Firma von großer Bedeutung werden sollten. Seit Einrichtung der Postdampferverbindung nahm der direkte Güterverkehr mit Deutschland einen schnell steigenden, immer bedeutender

werdenden Umfang an und wurde das Haus Freudenberg in immer weiter reichende Beziehungen verflochten, deren Mannigfaltigkeit und Vielseitigkeit der beste Schutz gegen gefährliche Konjunkturrückschläge war. In organischer Entfaltung, neben Import und Export auch Bankgeschäft, Schiffahrtsagenturen und industrielle und landwirtschaftliche Betriebe sich angliedernd, wuchs das Werk des Gründers, der dieses Wachstum bis zu seinem Tode im Jahre 1911 selbst verfolgen und überwachen durfte, auch in die zweite Generation der Familie hinüber, bis dann mit dem Ausbruch des Weltkrieges der jähe Umschlag der politischen Entwicklung das Fundament zerstörte, auf dem alles errichtet war. Das aber lag jenseits des Bereichs persönlicher Verantwortung und war nicht ein einzelner Verlauf, sondern ein weltweites Schicksal, dessen Auswirkung im zweiten Weltkrieg, daheim und draußen, ein deutsches Erbe von Jahrhunderten verschlang.

V.

Die Pagentorner Bauerschaft.

Von Hanna Lampe.

A. Das Gelände.

1. Name.

Der Ursprung des Namens „Pagentorn“, womit ein Gebiet zwischen Bürgerpark und Steintorsvorstadt bezeichnet wird, ist in der bremischen Stadtbefestigung zu suchen.

Die außerhalb des Ostertores an der heutigen Sielwall—Dobbenlinie belegene, und zur früheren „Bürgerweide“ und weiter führende Verteidigungsanlage der „Landwehr“ war mit zwei Türmen bebaut, dem „Steinturm“ am Ostertorsteinweg, von dem eine Abbildung noch auf einem Stadtplan des Jahres 1661 erhalten ist (vgl. Buchenau, 4. Aufl. S. 195), und dem „Pagenturm“ am Ausgang der jetzigen Rembertistraße, wo diese in die Parkallee übergeht.

Der Pagenturm scheint früher auch noch den Namen „Fiterstorn“ oder „-horn“ geführt zu haben. Bei einer Angabe der Grenzen des Gerichtes Schwachhausen in einem Dompropsteiregister des 16. Jahrhunderts erstreckten sich diese von der Kirche in Horn „bis zu dem Turme Fitershorne vor Bremen“¹⁾. Die Annahme, daß damit der Pagenturm gemeint ist, wird einmal erhärtet durch eine Bemerkung des Stadtvoigts Zierenberg, welcher im Jahre 1641 an den Erzbischof, den alten Barkhof betreffend, schreibt, dieser läge „binnen dem Kograben, dem Fiderstorn.. Schliepmühle genandt und dem Herdentohre“²⁾. Zu diesem Hinweis auf die Schleifmühle als gleichbedeutend mit Pagenturm findet sich eine Parallele auf dem Aktendeckel P. 4. r. des Bremer Staatsarchivs, der die Aufschrift trägt: „Schleifmühle oder Pagenturm“. Zum andern Teil wird diese Vermutung bezüglich des Fiterstornes bekräftigt durch die tatsächliche Grenze des zu Schwach-

¹⁾ Staatsarch. Hann. Celle-Brem. 105 b, F. 185,37 vergl. a. v. Lehe, Grenz. u. Amt. i. Herzogt. Brem. S. 117.

²⁾ Brem. St. Arch. P. 4. u. 2.

hausen zählenden Gebietes, welches vor 1803 sich in Gestalt der nach Schwachhausen gehörenden Hofstelle des neuen Barkhofes bis zur Schleifmühle, oder, wenn wir obige Annahme gelten lassen wollen, zum Platz des Pagenturmes erstreckte (über d. alt. u. neuen Barkhof vgl. Brem. Jahrb. 41. Bd. S. 241). Es war dies der Punkt, wo die Grenze am weitesten gegen das Stadtgebiet vorstieß, also die bei einer noch so flüchtigen Grenzbeschreibung unbedingt ins Auge springende Stelle, vornehmlich, da dieselbe durch einen noch vorhandenen Wehrturm gekennzeichnet war. Dieser Turm, der Pagenturm also, ist anscheinend schon vor 1661 verschwunden, denn der oben angeführte Stadtplan zeigt ihn nicht mehr. Wenn also die Schleifmühle (siehe Buchenau, 4. Aufl. S. 192) „neben seine Schanze“ verlegt wurde, so spricht, auch abgesehen von der hier versuchten Beweisführung, immerhin die Hälfte aller Wahrscheinlichkeit dafür, daß sie auf seinem Platz errichtet worden ist. Eine Schanze bei der Schleifmühle wird noch 1682 in einem Schriftsatz der Vorstadtsherren erwähnt³⁾. Die Bedeutung des Namens „Pagentorn“ ist nach F. Prüser „Pferdeturm“⁴⁾.

Dieser Pagenturm gab seinen Namen einer in seiner Gegend selbsthaften Dorfgemeinschaft weiter. Von ihr, der „Pagentorner Bauerschaft“, soll hier die Rede sein.

Ein älterer Name derselben und ihrer Feldmark war „Jerichow“, urkundlich im Jahre 1299 zuerst genannt⁵⁾. Beide Bezeichnungen werden jedoch auch oft gleichzeitig, wie für zwei verschiedene Siedlungen, angeführt. In einem Schoßregister von 1433 liest man von „Pagenburen“ und „Jerchouwer Buren“. 1466 sind sie schon als „Pagentorner“ erwähnt, sie hatten auf der Königswisch oder Stadtweide eigenmächtig Vieh weiden lassen⁶⁾. Im Jahre 1518 bestimmte der Rat, wer die Landwehr in Ordnung zu halten hätte⁷⁾. Es waren dies neun Bauerschaften, welche auf dem rechten Weserufer, zwischen Stadtmauer und Landwehr, ansässig waren. Unter ihnen finden wir neben den „Pagenburen“ wieder die „Jerchouwer- oder Velleburen“ vertreten, welche letztere Bezeichnung auf die neueren Höfe jenseits des

³⁾ Brem. St. Arch. P. 4. r.

⁴⁾ Niedersächs. Jahrb. 1935 u. 41.

⁵⁾ Buchenau, 4. Aufl. S. 221.

⁶⁾ Duntze, Brem. Gesch. Bd. II, S. 645.

⁷⁾ Brem. St. Arch. P. 4. v.

Dobbens, auf dem Fehrfeld, hinzudeuten scheint (vgl. Buchenau, S. 221).

Aber noch eine weitere Bezeichnung wird zuweilen gebraucht. So ist in Rechnungsbüchern der Dompropstei aus dem 16. Jahrhundert der zur Pagentorner Bauerschaft gehörige Nordhof als „curia in Ostendorpe“ aufgeführt⁸⁾ (vgl. a. Buchenau, S. 216). Nach letzterer Quelle war Ostendorf das Gebiet zwischen Stadtmauer und Landwehr, vom Ostertorsteinweg bis zur Lönningstraße. Im 17. Jahrhundert findet man mehrfach die „Steinthorer Bauerschaft“ erwähnt⁹⁾, diese selbst nennt sich auch wohl „pagenbührisch“ oder gar „pagenstädtisch“. Man muß aus dieser Vielfalt der Benennungen schließen, daß „Pagentorner Bauerschaft“ ein Sammelbegriff späterer Zeiten für die, wie wir sehen werden, sehr verstreut liegenden Hofstellen ist.

Die erste klare Angabe über die Zahl der Höfe enthält eine Bittschrift der Bauerschaft von 1703¹⁰⁾. Danach gehören elf Stellen zu ihr, welche Zahl auch bis zum Ende des vorigen Jahrhunderts die gleiche blieb. Auf Grund der Zehntkarte von Heineken aus dem Jahre 1794¹¹⁾ sowie nach verschiedenen anderen Quellen ließ sich die Lage der Hofstellen als folgende feststellen: Drei derselben befanden sich in der heutigen Rembertistraße, eine am Ostertorsteinweg, zwischen Hohenpfad und Landweg, die nächsten beiden an der Bauernstraße, welche nach ihnen ihren Namen führt. Dann lag ein Hof auf dem Fehrfeld, zwei am Eingang zum „Dreckort“, wie die Friesenstraße früher hieß und einer ganz abgelegen in der Wisch vor Hastedt. Von den elf Pagentorner Höfen lagen also zehn im Gebiet der alten Vorstadt, welche sich in schmaler, langer Form bis an die „drei Pfähle“ bei Hastedt erstreckte. Nur der Barkhof stand außerhalb derselben, an der jetzigen Parkallee.

Diese so verstreut zwischen den Vorstädtern wohnenden Leute schlossen ihr gemeinsamer Grundbesitz sowie die alte Überlieferung ihres Namens zu einer Bauerschaft zusammen. Mit dieser waren naturgemäß auch allerlei Bauernpflichten verbunden, die an den Höfen hafteten und sie deutlich von den übrigen Vorstadtsbewohnern abhoben. Es wird später von ihnen die Rede sein.

⁸⁾ St. Arch. Hann. Celle-Brem. 105 b, F. 86.

⁹⁾ St. Arch. Brem. P. 4. u. 1.

¹⁰⁾ St. Arch. Brem. P. 4. y.

¹¹⁾ Brem. Staatsbibl. D. r. 5. (vergl. auch Anlage).

2. Die Feldmark.

Der Grundbesitz der Bauerschaft bestand aus weit ausgedehnten Korn- und Gemüseländereien und einer großen Gemeindeweide, der „Wisch“. Diese „Feldmark Pagentorn“ umfaßte nach dem Verifikationsprotokoll von 1842 (Katasteramt) zu der Zeit 1057 Morgen 14 Quadratruten benutztes und 76 Morgen 79 Quadratruten unbenutztes Grundeigentum, welcher Besitz damals einen Kapitalwert von 253 749 Reichstalern darstellte. Die Haupteigentümerin dieses Gebietes war zwar die Bauerschaft, doch war im Laufe der Zeit auch allerhand Land in andere Hände übergegangen, so daß sich 1842 nicht weniger als 28 Interessenten ergaben. Es waren dies neben den elf Bauern noch einige Kohlhöcker der Vorstadt, wie Seekamp in der Kohlhöckerstraße und Vagt und Fesenfeld im Dreckort sowie Anbauer des Steintorsteinweges, vor allem Diedrich Hespe mit 40 und der Frachtfahrer Diedrich Lampe von der Römerstraße mit 27 Morgen Grundbesitz, ferner mit sehr kleinen Anteilen einige Bleicher und Wirte. Außerdem besaß die Stadt Bremen in der Feldmark 18 Morgen, die Martini-Kirche 10 und der St. Petri-Dom 23 Morgen Land, letzteres durch Abmeierung eines Pagentorners im 18. Jahrhundert an den Dom als dessen Gutsherrn zurückgefallen. Die an der Hastedter Grenze liegenden und zum Teil ebenfalls zur Feldmark gehörenden Gethkämpe hatten der dort ansässige Hinrich Bischoff mit 7 Morgen inne sowie der Hastedter Bauer Diedrich Depken mit 18 Morgen. Es ergibt sich also, daß von den 1133 Morgen 93 Quadratruten Gesamtfläche 947 Morgen 16 Quadratruten in Händen der Bauerschaft und 185 Morgen 97 Quadratruten in denen anderer Eigentümer waren. Neben diesen Ländereien besaßen die Bauern im vorstädtischen Gebiet noch die Grundstücke ihrer Hofstellen und andere, die meisten von ihnen, außerdem lange Streifen Heuland im Blockland.

Die älteste genaue Karte der Feldmark Pagentorn ist die schon erwähnte Zehntkarte von Heineken. Auf ihr stellt sich die Lage der Feldmark folgendermaßen dar: Vom Steintorsteinweg führte die Grenze nördlich der heutigen Straße „Am schwarzen Meer“ bis zu den „drei Pfählen“ und dann an der Hastedter Feldmark entlang in Richtung Schwachhausen. Bei der jetzigen Orleansstraße stieß sie auf die Schwachhauser Heerstraße und wandte sich an der heutigen Bürgermeister-Smidt-Straße in einem Bogen etwa über die jetzige Joseph-Haydn-Straße zum Schwachhauser Ring und an diesem und der ver-

längerten Hartwigstraße entlang zur Bürgerweide, welche die Feldmark nach Westen zu begrenzte. Zur Stadt hin bildete der Dobben bis zur gegenwärtigen Humboldtstraße den Abschluß. Dann lief die Grenze an einem Teil der letzteren entlang, an der Römer- und Schweizer Straße hin, überschritt die Friesenstraße und kehrte wieder zum Ausgang des schwarzen Meeres zurück.

Einige große Fahrwege durchschnitten die Feldmark in westöstlicher Richtung. Das war einmal der „Pagentorner Weg“, die heutige Schwachhauser Heerstraße. Der „Ostertorsweg“ war eine Verlängerung der Straße „am Fehrfeld“, er mündete bei der jetzigen Metzger Straße in die Schwachhauser Heerstraße. Ein Rest dieses Weges ist noch bei der Keplerstraße vorhanden. Zwei größere Verkehrswege begrenzten die Feldmark nach zwei Richtungen. Im Süden war es die alte Heerstraße nach Osten, im Norden führte zwischen Feldmark und Bürgerweide am Kuhgraben entlang der „Kuhgrabenweg“ ins Blockland hinaus.

Damit kommen wir zu den Pagentorner Wasserläufen, über welche einige farbengebende Einzelheiten mitgeteilt sein mögen.

Der Kuhgraben vereinigte sich bei der Schleifmühle mit dem Dobben. An dieser Stelle befand sich ein Abladeplatz für Torf, welchen die Moorbewohner auf ihren Schiffen hierher beförderten. Häufig verschlammte der Graben, u. a. weil armer Leute Kinder, wenn sie den Abfalltorf dort aufsammelten und dabei nassen griffen, diesen ins Wasser zu werfen pflegten, was 1791 verboten wurde¹²⁾. Am Dobbengraben, der 1621 aus einem schon vorhandenen sumpfigen Gewässer angelegt worden war und zur Verstärkung der Landwehr diente¹³⁾, wurde 1682 ein dort belegenes Grundstück, der „große Dobben“, an Johann Bagelmann verkauft. Mit seinem Hausbau mußte er 12 Fuß von der davor hingehenden Brustwehr abbleiben. — Im Jahre 1719 mußte jeder Anwohner der Gegend drei Tage bei der Reinigung des Dobbens mitarbeiten oder Geld dafür geben. — Die Fischerei wurde alljährlich verpachtet, meistens für 10 Taler, auch mußte der Fischer den Vorstadtssenatoren im Frühjahr und Herbst je ein Fischgericht liefern. — 1779 wird der Grasschnitt am Dobben bis zum „früheren Pesthaus“ verpachtet. Als im Jahre 1793 Diedrich Lampe denselben übernahm, durfte er aber „vom Dobben-Wall und Contrescarpe nichts

¹²⁾ Brem. St. Arch. P. 4. s.

¹³⁾ Renners Chronik, S. 231.

zu seinem Lande zugraben", sondern mußte dieselben so breit lassen, „daß man mit einer Kutsche darüberfahren kann“. — Einige Jahre später gestattete der Rat dem Eigentümer der alten Schleifmühle, Arend Krudop, den Bau eines „heimlichen Gemachs“, er mußte aber dafür einen Teil des Dobbens mit dem Bollwerk instandhalten. Später lief gegen Krudop eine Beschwerde, weil er den Dobben durch seinen Garten geleitet hatte¹⁴⁾.

Am Steintor überquerte eine Zugbrücke den Dobben, welche bis 1807 bestand¹⁵⁾. Die am Pagenturm befindliche Brücke war dagegen nur mit einem Schlagbaum versehen, welchen seit 1518 die Pagentorner unterhalten mußten. Die Erinnerung daran schien 1727 abhanden gekommen zu sein, denn man verhörte den Prövenbauern Henrich Delves, ob dort bei der Schleifmühle nicht vordem ein Schlagbaum gestanden hätte. Delves bejahte dies, der Schlagbaum sei auch noch da, wäre nur altershalber umgefallen und läge im Graben¹⁶⁾. Ob derselbe wieder aufgerichtet wurde, erfahren wir nicht.

An der Hastedter Grenze befand sich ein anderes Gewässer, die „Gethe“. Von ihm ist heute nur noch ein kleiner Teich übrig, er liegt ziemlich versteckt in der Nähe der Paschenburger Straße und wurde, nachdem er lange Jahre einen recht unschönen Anblick geboten hatte, von einem naturliebenden Parzellisten an seinen Ufern mit Weiden und anderen Bäumen bepflanzt und pfleglich behandelt. Anlässlich der Verkoppelung der Pagentorner Feldmark im Jahre 1890 waren die zu beiden Seiten der Eisenbahn belegenen Gethkuhlen einzelnen Pagentornern zugewiesen worden, wobei mit Schwachhausen eine Grenzregulierung vorgenommen worden war. Die Gemeindevertretung von Hastedt jedoch protestierte dagegen, indessen entschied der Senat, daß es zweifelhaft sei, wem die Gethkuhlen gehörten, da dieselben 1838 in Hastedt und 1843 in Pagentorn registriert worden wären, ohne daß damals darüber entschieden worden sei. In Anbetracht ihres geringen Wertes sei jedenfalls der Hastedter Protest außer acht zu lassen. Die Anlieger der Kuhlen wünschten, diese zu Land zu machen, da durch das Fischen Unbefugter darin das umliegende Land und seine Früchte zertreten würden.

¹⁴⁾ Brem. St. Arch. P. 4. v.

¹⁵⁾ Brem. St. Arch. P. 4. x.

¹⁶⁾ Brem. St. Arch. P. 4. s.

Eine ganze Reihe alter Flurnamen sind auf der Zehntkarte zu finden. An der heutigen Richard-Wagner-Straße hieß es der „Kirchhof“. Hier war 1598, als die Pest so verheerend in Bremen auftrat, ein Pestkirchhof angelegt worden. Er wurde 1628 wieder aufgehoben¹⁷⁾. Der „Marienkamp“ lag in seiner Nähe. „Über dem Rütenwerder“ hieß es an der heutigen Parkallee, ein Teil davon waren die „leegen Ends“. „Auf der Bleilacke“ war ein Grundstück an der jetzigen Georg-Gröning-Straße. Da, wo jetzt die Vietorsche Schule steht, hieß es „im Bullhörn“, gegenüber, wo an der Schwachhauser Heerstraße noch bis vor kurzem das Polizeibüro, frühere Zolleinnehmerhaus, stand, „die Steckelbahn“. Die westlich der gegenwärtigen Metzger Straße liegenden Kämpfe hießen „auf dem lütjen Rahde“, die östlichen „auf dem schmahlen Garten“. Das Gebiet zwischen dem Dobben und der Wisch war das „Fehrfeld“. Auf Heinekens Karte ist es mit „Vorfeld“ bezeichnet. Das Grundstück „vor den neuen Höfen“ am Dobben weist auf die Hofstellen auf dem Fehrfeld hin. „Auf der Tafel“ hieß ein Stück Land am Dobbenweg; diesen Namen führte die Bismarckstraße noch anfänglich vor 1870.

Die Bezeichnung „hinter der Bleiche“ rührt von der Wilkenschschen Bleiche her, die zwischen Schleifmühle und Dobben lag. Dieses Grundstück war eine Pagentorner „Gemeinheit“, welche die Bauerschaft vom Pröven zu Meierrecht besaß. Im Jahre 1728 suchte der Schottherr Henrich Wilkens um Bemeierung mit dem Grundstück zur Erweiterung seiner dort belegenen Kattunfabrik nach. Die Pagentorner lehnten das ab, da aber die Vorsteher des Pröven diese Überlassung vorteilhaft fanden, wurde die Bleiche, trotz des Einspruchs der Bauern, für zehn Reichstaler jährlichen Zins an Wilkens weiterbemeiert und blieb bei der Kattunfabrik, bis diese 1808 unter den Wilkenschschen Erben einging.

Südlich des Ostertorsweges gab es dann noch Grundstücke wie „an der Lake“, „Hoherkamp“ und „auf dem Pagensiek“. An der Wisch befanden sich außerdem die „Schinderberg- und Scharfekämpfe“, deren Benennung auf den Schinder oder Schärfrichter hinweist, von dem später gesprochen werden soll.

¹⁷⁾ Renner, S. 50 u. 231.

3. Die Wisch.

Diese Gemeindeweide oder Gemeinheit der Pagentorner Bauern lag im Südosten der Feldmark, begann bei der heutigen St. Jürgenstraße und reichte bis zur Hastedter Grenze. Die 145 Morgen 95 Quadratrußen große Fläche war ein unebenes Gelände mit mehreren sumpfigen Kühlen und Braken, die von früheren Deichbrüchen herrührten. Bis in die neuere Zeit hinein bestanden die beiden „Peerkühlen“, paradiesischer Aufenthalt für zahllose Frösche, die an schönen Sommerabenden ihr weithin schallendes Konzert ertönen ließen und Schuld daran waren, daß aus dem zunächst wohnenden „Pagenburen“ ein „Poggenbur“ wurde. Um 1890 wurden diese Kühlen, im Zuge der Verkoppelung der Feldmark, von dem neuen Eigentümer des Geländes zugeschüttet, machten sich aber noch jüngst unliebsam bemerkbar, als die „Schule an der Schaumburger Straße“ gebaut wurde. Um einen brauchbaren Untergrund für das Gebäude zu bekommen, mußten erst über fünf Meter lange Pfähle eingerammt werden.

Die Aufsicht über das Weidevieh auf der Wisch hatte ein Kuhhirte. Er war von den Bauern angestellt und neben freier Wohnung im Hirtenhaus waren ihm einige Stücke Ackerland zugeteilt. Zur Weidezeit bekam er für jedes Stück Vieh wöchentlich zwei Groten, welches Geld er am Sonntag morgen auf den Höfen einzusammeln pflegte. Auch die Haltung des Zuchtstiers der Bauerschaft verschaffte ihm Einnahmen. Über die Kopfzahl des Weideviehs liegt vom Jahre 1720 die Nachricht vor, daß es bis zu 100 Stück waren, später, so in den achtziger Jahren des vorigen Jahrhunderts, sollen es nur noch 60 oder 70 gewesen sein. Der höhere Viehbestand früherer Zeiten rührt wahrscheinlich von der großen Anzahl Pferde her, welche die Höfe der Vorstädte wegen der Frachtfahrerei von Kaufmannsgütern hielten. Ein Bestand von 10 Pferden war keine Seltenheit. In der geringeren Zahl Weidevieh späterer Zeit mag sich aber auch schon die beginnende Auflösung der Landwirtschaft in Pagentorn ausdrücken. 1868 hat die Bauerschaft noch ein neues Hirtenhaus gebaut und zweihundert Reichstaler dafür bezahlt. Heute gehört das Kuhhirtenland mit zum Garten der Krankenanstalt in der St. Jürgenstraße.

Auf der Wisch lastete die Pflicht zum Sodenstich für den Eisenradtsdeich, welcher durch die Stromverhältnisse besonders gefährdet war. Die Entstehung der Wisch, sowie der Ursprung der Verpflich-

tung, aus ihr Soden abzugraben, hängt mit einem besonders verheerenden Deichbruch zusammen, der am 16. Januar 1599 stattgefunden hatte, nachdem der vorige Deichbruch, im Jahre 1493, bereits weit zurück lag. Über das erstere Unglück berichtet Renner in seiner Chronik, S. 67, es sei das ganze Holler- und Werderland unter Wasser gesetzt gewesen, auf der Bürgerweide habe man mit Kähnen fahren können, und verschiedene Leute vor dem Steinturm seien ertrunken. Nachdem im darauffolgenden Jahre der Eisenradsdeich abermals durchbrach, wurde daselbst am 2. April 1600 wegen des Spatenrechtes verhandelt und festgestellt, daß die zehn Roden eingebrochenen Deiches zum Schläge der Pagentorner gehörten¹⁸⁾. Der Rat beschloß darauf, daß die Pagentorner Bauern zu den zweitausend Reichsthalern Kosten, welche die Katastrophe verursacht hatte, 1176 Reichstaler beisteuern mußten. Diese Last wurde nicht nach der Größe der Höfe auf diese verteilt, sondern es steht ausdrücklich vermerkt, daß jeder Hof achtundneunzig Reichstaler zu zahlen hatte. Bei diesem Anlaß wurde dann auch bestimmt, daß die Pagentorner einen Teil ihres Saatlandes im Osten der Feldmark zur Wiederherstellung des Deiches und seiner zukünftigen Instandhaltung liegen lassen sollten. Korn durfte dort nicht mehr gebaut werden, da das Land für den Sodenstich bereitliegen sollte. Lediglich das darauf wachsende Gras konnte gemäht oder mit Vieh betrieben werden. Der Besitz des Grundes blieb dabei den Bauern nach wie vor erhalten. Dieses Gebiet wurde von jetzt ab als Gemeindeweide benutzt, und man nannte es die „Wisch“. An jene großen Deichbrüche erinnerte noch 1661 die dortige „alte Brake“.

Außer dem zur Verfügung zu haltenden Deichmaterial und nötigen Hilfsmannschaften und Geräten hatten die Pagentorner für ihre Deichschläge bei Hochwassergefahr Tag und Nacht Deichwachen zu stellen. Dieser Dienst wurde erst 1873, bei der Neuordnung des Deichwesens, von der Polizei übernommen, jedoch mit Unterstützung der Deichhalter, falls die Schutzmannschaften nicht ausreichen sollten.

Neben den Pagentornern hatten früher die siebzehn übrigen Dörfer des Holler- und Blocklandes, als besonders daran interessiert, den Deich instandzuhalten. Es waren dies die Ortschaften Osterholz, Rockwinkel, Vahr, Horn, Lehe, Oberblockland, Schwachhausen, Hastedt, Utbremen, Walle, Gröpelingen, Oslebshausen, Grambke, Grambker-

¹⁸⁾ Brem. St. Arch. P. 4. y.

moor, Wasserhorst, Wummensiede und Niederblockland, mit im ganzen 240 Hofstellen. Nach bestimmter Einteilung mußten sie aus der Wisch den Boden für den Deich ausfahren, aus welcher Pflicht sie im Jahre 1851 ein Grundrecht an die Wisch selbst ableiteten. Nach dem Verkauf eines Teils derselben an die Stadt beschwerten sich nämlich die Dörfer Osterholz und Niederblockland, daß sie dabei nicht zu Rate gezogen worden wären und legten Protest vor allem dagegen ein, daß den Pagentornern die Kaufsumme allein zufallen sollte, Bemühungen, welche allerdings erfolglos blieben.

Zwischen der Straße „Am schwarzen Meer“ und dem Deich lag die ebenfalls den Pagentornern gehörende „kleine Wisch“, in Größe von sieben Morgen. Auch hier bestand die Pflicht zum Sodenstich, allerdings nur in Fällen der Not und gegen Bezahlung. Noch 1886, als die kleine Wisch zu Gemüseland umgegraben werden sollte, ordnete die Polizeibehörde an, daß ein Teil als Grünfläche liegen bleiben müßte. In der kleinen Wisch unterhielt die Bauerschaft früher ein Weidengebüsch, damit bei Wassersnot gleich Buschwerk zur Verstärkung schwacher Deichstellen zur Hand war.

Weil das regellose Ausgraben und Sodenstechen die Wisch im Laufe der Zeit zu einem sehr unebenen Gelände machte, hatten die Pagentorner schon im Jahre 1812, noch zur französischen Zeit, darum nachgesucht, die Wisch einteilen zu dürfen, so daß nur ein bestimmter Teil zum Abgraben liegen bleiben, und, falls dieser erschöpft sei, erst dann ein neuer dazu vorgesehen werden sollte. Über die Verhandlungen hin trat aber der französische Zusammenbruch ein, und der Präfekt beschloß den Aufschub der Angelegenheit. Später, nach dem Umschwung, war von der Sache keine Rede mehr.

Im Jahre 1873 kam sie endlich wieder zur Sprache. Mit der Begründung, daß die vorhandene Erde zum Deichbau nicht mehr genüge und in Hoffnung auf ein vorteilhaftes Ergebnis bat die Bauerschaft um eine staatliche Regelung der Sache. Der Landherr schlug vor, die Bauerschaft solle dem Staat die halbe Wisch überlassen, dagegen solle dann die andere Hälfte vom Servitut des Sodengrabens frei sein. Dies hingegen erschien den Bauern zu wenig günstig, und so blieb vorläufig alles, wie es war.

Als gegen Ende der achtziger Jahre jedoch mit der Verkoppelung der Feldmark und Aufteilung der Wisch begonnen wurde, war die endgültige Bereinigung des Sodenrechtes eine Vorbedingung. Schon

die bedeutende Deichverstärkung Anfang der siebziger Jahre hatte die Unmöglichkeit bewiesen, den bisherigen Deichhaltern die sehr erheblichen Kosten dieser Arbeiten zuzumuten. Diese wurden darum veranlaßt, gegen Abnahme der Unterhaltungspflicht auf ihre Deichrechte zugunsten der Stadt zu verzichten. Von dieser Vereinbarung hatten sich die Pagentorner, in Anbetracht ihres Wunsches nach Klärung des Sodenrechtes, ausgeschlossen. Sie bestritten auch in bezug auf das Deichstichrecht in der Wisch, daß dasselbe so ausgedehnt sei, wie die Stadt es behauptete. Die Verhandlungen ruhten lange Jahre, da zunächst keine Einigung erzielt werden konnte, bis im Jahre 1887 folgendes Ergebnis zustande kam: Für die Ablösung des Sodenrechtes und der Unterhaltungspflicht ihrer Deichschläge erhielt der Staat von den Pagentornern: 1. den Peterswerder mit 769,8 Ar, 2. die kleine Wisch mit 200 Ar, 3. die Zuwegung dazu, 12,9 Ar, 4. den Straßengrund zur Bismarckstraße, 30 Ar, 5. dito den zur St. Jürgenstraße, 59,7 Ar, 6. dito zur Theresenstraße, 5,7 Ar, und 7. die Pagentorner Deichschläge mit 24 Ar, alles zusammen etwa vierundvierzig Morgen Land. Die Bauerschaft verpflichtet sich ferner, in den sogenannten Sandhöfen am schwarzen Meer zweihundertvierzig Ar, zum Preise von 7500 Mark pro Morgen, an die Stadt abzutreten.

Dieser endgültige Abschluß mußte die Bauerschaft, so hoch auch der Preis für die schwere Belastung des Sodenrechtes bemessen war, doch befriedigen; die Stadt war von ihrer anfänglichen Forderung — die halbe Wisch, also über siebzig Morgen gutes Bauland — recht erheblich abgewichen.

Um über den Anbau an den Grenzen der Wisch einiges zu hören, müssen wir zunächst wieder in ältere Zeitläufte hinabsteigen. Die Besiedlung des großen Verkehrsweges zwischen dem Steinturm und Hastedt hatte vor allem im siebzehnten Jahrhundert immer mehr zugenommen und brachte allerhand Unstimmigkeiten mit sich. So protestierten im Jahre 1661 die Pagentorner dagegen, daß die Senatoren der Vorstadt so vielen Kötern und Brinksitzern gestatteten, längs der Wisch auf den Sandbergen Häuser zu bauen und auf ebenen Weiden Kohlhöfe anzulegen. Diese hochgelegenen Plätze aber müßten zum Sodenstich für den Deich bleiben, falls die niedrigen Weiden und Wischen einmal überschwemmt seien. Daß durch die Bebauung der Deich gefährdet würde, habe man erst kürzlich gesehen, wo er bei der alten Brake gebrochen wäre, wenn nicht einige Stadtsoldaten und

Bleicher vorher Erde in Handkarren hergebracht hätten. Höchst mißbilligend bemerkten die Pagentorner dabei über die neuen Anbauer, diese „armsehligen Leute“ hätten nachts zur „lieben Erntezeit“ auch ihrem Korn großen Schaden zugefügt. Der weitere Anbau wurde darauf vom Rat untersagt.

1699 wurde von dem aus St. Jürgen zugezogenen Dirk Delves, der uns auch später noch in der Geschichte Pagentorns begegnet wird, der Versuch unternommen, ein Stück des zur Wisch und damit der Bauerschaft gehörigen Landes vom Rat in Pacht zu erhalten. Als er damit zunächst kein Glück hatte, wandte er sich an den schwedischen Etatsrat von Weißenfels, einen Verwaltungsbeamten des Herzogtums Bremen, mit der Angabe, das auf dem betreffenden Grundstück weidende Vieh der Pagentorner täte dem Deich Schaden, wodurch auch die zur Zeit unter schwedischer Herrschaft stehenden Hastedter Ländereien in Gefahr kämen. Sein Gedankengang dabei war, der Schwede möge, als mächtiger und gefürchteter Feind der Stadt, auf diese einen Druck ausüben, den Pagentornern das Land zu nehmen und lieber ihm zu verheuern. Die Bauerschaft aber wies nach, daß sie für das fragliche Land seit „unvordenklichen Zeiten“ eineinhalb Reichstaler jährlich an den Marstall und den gleichen Betrag an die reitenden Diener bezahlt hätten, außerdem wäre zum Hüten des Viehs ja ihr Kuhhirte angestellt. Sie erinnerten ferner daran, daß vor längeren Jahren, als er Deichgräfe gewesen, der jetzige Bürgermeister Brockhusen mit seinen Geschworenen zum „Wahrzeichen“ in Henrich Lindhorns, ihres Bauerschaftsmitgliedes, Hause die „Zehrung gehabt“ hätte, bei welcher Gelegenheit ein Leinweber das gleiche Stück Land zur Bleiche begehrt; die Bauerschaft aber hatte geschlossen protestiert, da es ihre Gemeinheit sei. „Wobei der Herr Deichgräfe gesagt, Gott solle ihn bewahren, daß er uns unsere Gerechtigkeit nähme!“ Nach solchen Darlegungen verzichtete der Rat vorläufig darauf, dem Delves oder einem anderen das Land zu vermieten.

Seinem Beschluß von 1661, keinen neuen Anbau an der Wisch zu dulden, muß der Rat späterhin wohl untreu geworden sein, denn im Jahre 1731 kam es zu einer Auseinandersetzung über die Abgaben neuer Anbauer. Die Pagentorner wollten in diesem Jahre einem Mann, der sich vor dem Ostertor, im „Sande“, ein Haus gebaut hatte, ein Stück Land in der Wisch vermieten. Mit dem Hinweis auf die Abhängigkeit der Wisch vom Marstall versuchte dagegen der Rat, die

Miete selbst zu erheben, als sich als dritter Interessent noch die Hannoversche Regierung zu Stade meldete, indem sie ihre Eigenschaft als Gutsherrin der Pagentorner anführte. Sie konnte indessen mit dem Bemerkten, daß die Pagentorner außer ihr noch eine ganze Anzahl bremischer Gutsherren hätten, abgewiesen werden, im übrigen wurde bestimmt, daß die Abgaben der sechs neuen Anbauer, die während der letzten zwanzig Jahre gebaut hatten, zwischen dem Marstall und der Bauerschaft geteilt wurden, so sehr auch die Pagentorner ihre alleinige Gerechtsame betonten.

Mit den Anbauern gab es auch in späterer Zeit noch Grenzstreitigkeiten. 1857 beschwerte sich der Pagentorner Bauermeister beim Landherrn über einige Anlieger, die beim Reinigen ihrer Grenzgräben nur Land auf der Wischseite abgestochen und dasselbe dann an ihre eigene Böschung angeworfen hatten, diese dazu noch auf ihrem Ufer mit Erlen und Weiden bepflanzt, von denen an einigen Stellen bereits zwei Reihen festzustellen waren, da sie diese billige Art des Landerwerbs schon seit mehreren Jahren erfolgreich und ungestört betrieben hatten.

Wie um alle Pagentorner Einrichtungen ist es auch um das Recht des Eintreibens von Vieh in die Wisch zu Zwistigkeiten gekommen. Im Jahre 1704 mußte der Rat zwischen den Pagentornern und den „Butensteintorsleuten“ vermitteln. Letztere hatten ihr Vieh schon seit längerer Zeit in die Wisch getrieben, dem Kuhhirten das Weidegeld ordnungsgemäß entrichtet, und die Bauern hatten dies stillschweigend geduldet. Durch das Anwachsen der Vorstadt war aber den Pagentornern auch das Vieh zu zahlreich geworden, sie beschlossen einzuschreiten und brachten, um ein Beispiel aufzustellen, das Vieh kurzerhand zur Pfändung. Auf die Klage der Butensteintorer stellten erstere in einer Bittschrift an den Rat um Schutz in ihren Besitzrechten fest, ihre Bauerschaft habe seit undenklichen Zeiten bestanden und, „seit her das Eisradt bei der Wisch durchgebrochen“, diese zur Viehweide benutzt. Die Butensteintorsleute hätten hingegen vor hundert Jahren aus nur drei Häusern bestanden, sich aber jetzt so vermehrt, daß sie unmöglich alle Weidegerechtigkeit in der Wisch haben könnten. „Wohl haben wir einige arme und geringe Leute ein Milchkalb in der Wisch grasen lassen, derowegen aber können die Butendohrschen sich keiner Gerechtigkeit der Mithude berühmen.“ Unter den vielen Beweisen für ihr Besitzrecht führen die Pagentorner noch an, daß niemand ohne

ihren Willen dort in der Wisch graben oder bauen dürfe. „Es gibt manche Exempel dafür. So haben wir einem Hastedter, der sich unterstanden, bei Bischofs (des damaligen Kuhhirten) Hause ein Haus aufzurichten, dasselbe heruntergerissen, und niemand hat uns daran hindern können, am wenigsten die Butensteintorer, die bei diesen und ähnlichen Anlässen gar nichts zu sagen gehabt. Ihre angeführten Zeugen sind ganz parteiisch, derowegen wir wohl insgesamt dagegen schwören wollen.“

1705 trat eine Kommission des Rates zusammen und verhörte die streitenden Parteien. Die Bauerschaft ging auf den Vorschlag der Herren, den Armen eine Kuhweide in der Wisch zu geben, ein, sie „wollen es ihnen gönnen“. Die Butensteintorer machten darauf die unfreundliche Bemerkung, wenn es nach den Bauern gehe, würde den Armen wohl wenig Gutes geschehen, was aber wohl als unpassend empfunden wurde, denn: „Sollen abtreten!“ bedeuteten ihnen die Herren Kommissare. Das Ergebnis der Verhandlung war, daß die Pagentorner in ihrem Besitzrecht an der Wisch geschützt wurden, daß aber einigen armen und geringen Leuten je eine Kuhweide zustehen sollte.

Auch noch manche andere bescheidene Existenzen trieben in der Wisch ihr stilles Wesen. Conrad Schlüter aus Hastedt stellte 1843 dem Landherrn vor, daß die Pagentorner Bauerschaft ihm erlaubt habe, und zwar nur ihm allein, in der Wisch nach Blutegeln zu suchen. Jetzt aber fingen andere Leute ihm diese Egel weg, klagte er trauernd, worauf der Landherr ihm einen Schein mit der obrigkeitlichen Erlaubnis zum Egelfang ausstellte.

Ein Reepschläger hatte 1868 am Wege der Wisch ein Stück Land von der Krankenanstalt gemietet und darauf eine Seilerbahn eingerichtet. Die Bauern behaupteten nun, der Weg würde dadurch versperrt. Landvogt Recka jedoch meinte, die Fahrbahn sei breit genug, höchstens könne das Geräusch des Seilerrades die Pferde scheu machen. Der Reepschläger wurde also nur ermahnt, das Rad anzuhalten, sobald Fuhrwerke in Sicht kämen. Bedeutend scheint der Verkehr jedenfalls nicht gewesen zu sein.

Ehe wir nun die Wisch verlassen, gilt es, dem am westlichen Rande derselben belegenen „Schinderberg“, der schon bei der Aufzählung der Flurnamen erwähnt wurde, einen Besuch abzustatten. Heute befindet sich auf seinem Platz der Eingang zur großen Kranken-

anstalt in der St. Jürgenstraße. Der Schinder oder Scharfrichter versah in alter Zeit auch den Dienst des Abdeckers, er wohnte am Eingang zur Friesenstraße, nach seinem Abdeckereibetrieb hieß diese auch früher „im Dreckort“. Der „Schinderberg“, „Schindacker“, oder die „Schinderkuhle“ war der Ort, wo er das tote Vieh einzugraben hatte. Manchmal wird der Platz auch „Villerkuhle“ genannt.

Nicht immer hatte die Schinderkuhle hier in der Wisch gelegen; die Straße „auf der Kuhlen“ bezeichnet ihren vorherigen Platz in der Nähe des Steinturmes. Die Ursache zu ihrer Verlegung in die Wisch war eine Bittschrift von 1672 an den Bremer Rat¹⁰⁾. Darin beschwerten sich achtzehn Anwohner der Steintorsgegend, daß die Nachbarschaft der Kuhle schlechthin unerträglich sei, denn: „Der Gestank der toten Körper ist im Sommer gar abscheulich, das Schlimmste aber ist, daß die Hunde der ganzen Gegend die toten Körper zerreißen und stücksweise mit ihrem ganzen Unflath in die Kohlgärten der Anwohner verschleppen und so das Gewächs besudeln, davon wir unsere Nahrung finden, indem wir es den Bürgern der Stadt zum Verkaufe bringen.“

Diese so einleuchtend erscheinende Klage hatte nichtsdestoweniger keinen Erfolg, denn 1704 wurde die Bittschrift erneuert. Und diesmal hatten die Nachbarn vor dem Steinturm Glück, die Wittheit erklärte sich mit der Verlegung einverstanden, und es wurde der Platz in der Wisch dazu bestimmt, eine Gegend, welche damals kaum bebaut war, und wo die Schinderkuhle voraussichtlich auch niemandem lästig fallen würde.

1720 jedoch stellten sich auch hier Unannehmlichkeiten ein. In diesem Jahre trug nämlich die Pagentorner Bauerschaft dem Rat eine „höchstnotwendige“ Klage vor:

„Johann Hüpohl (ein Fuhrmann) hat gegenwärtig drei große Hunde, welche täglich auf unserer Gemeinheit herumlaufen, um sich von dem dabeiliegenden Aas zu nähren, und, wenn sie solches satt, das Vieh und die Menschen selbst mit großer Grimmigkeit anfallen und gleich den Wölfen bei uns hausieren, wie sie denn neulich uns eine Kuh zu Tode und ein Pferd zuschanden gebissen haben. Auch haben wir im vorigen Jahr sieben Schweine verloren, dahero wir alle Tage mehr Schaden befürchten, indem unser Kuhhirte, ihnen zu widerstehen, nicht kapabel. Auch kann kein Mensch den Hunden ohne Lebensgefahr begegnen, weil sie schon einen unserer Geschworenen

¹⁰⁾ Brem. St. Arch. D. 19. k.

nachts angegriffen, und, obwohl er sich mit einer starken Heugabel gewehrt, ihm doch die Kleider zerrissen, so daß er Mühe hatte, mit genauer Not zu entkommen."

Die Bauern baten darum den Rat um Verlegung der Kuhle an ihren vorigen Platz. Es erging jedoch lediglich ein Befehl an den Schinder, das Vieh in Zukunft vier Fuß tief einzugraben.

Jetzt nahm sich aber eine andere Macht der Sache an. Der Verwalter der Feldmark Pagentorn für deren Grundherrn, das Königreich Hannover, war zu jener Zeit der Intendant Baumeister Rery. Dieser stellte in einer Beschwerdeschrift dem Bremer Rat vor, daß durch die Schinderkuhle dem Vieh der Pagentorner so viel Schaden geschehe, daß diese möglicherweise nicht mehr in der Lage sein würden, ihre Abgaben an Hannover zu entrichten. Er schildert die Zustände in der Wisch eingehend, klagt, daß die Hunde das Fleisch in die Kornfelder schleppten, daß die Raben in dunklen Schwärmen herangezogen kämen und das Getreide beschmutzten, und daß endlich das Vieh in der Wisch von den ansteckenden Seuchen des gefallen Viehs der Bremer krank würde. Den Beweis für diese letzte Behauptung konnte Rery indessen nicht erbringen. Bei einem Verhör der Bauern mußten selbst diese zugeben, daß von Seuchen keine Rede sein konnte. Im letzten Jahr hatte der Abdecker ohnehin nur vier Stück Vieh in die Schinderkuhle gebracht, bei der Viehzahl von an die vierzehnhundert Stück, die auf der Bürgerweide grasten, gewiß ein sehr kleiner Prozentsatz. Daß das Vieh dort kränker sei als anderswo, konnten die Bauern auch nicht behaupten, allerdings, magerer sei es, denn die Städter fütterten es nicht so gut wie sie, die Bauleute, es gewohnt wären. Zwar seien Hüpohls Hunde, große englische Doggen, durch die Kuhle sehr verwildert gewesen, aber Hüpohl habe den Schaden inzwischen ersetzt.

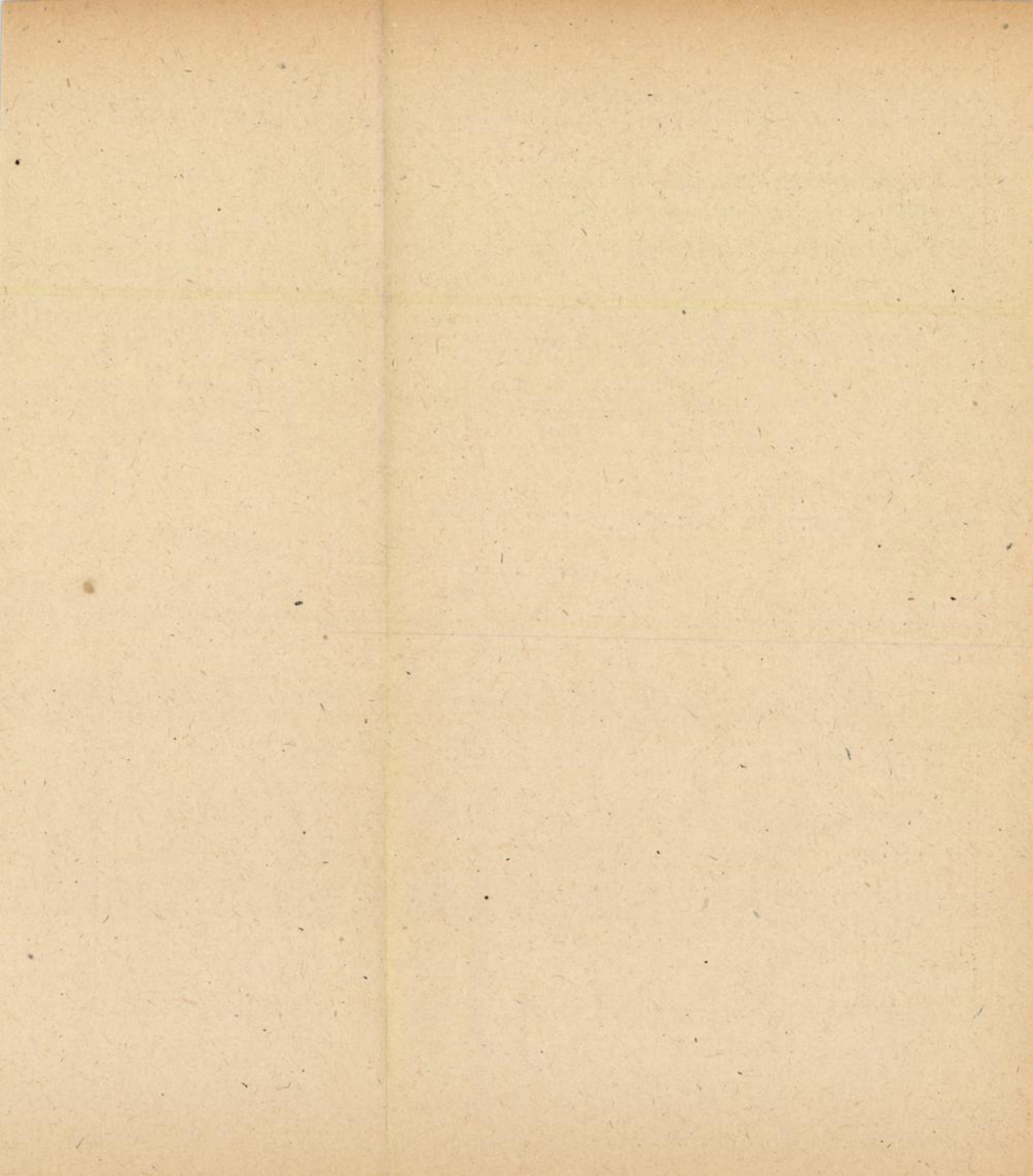
In seinem Antwortschreiben wies der Rat also Rerys Beschwerde zurück und äußerte zu der von letzterem ebenfalls aufgestellten Behauptung, der Rat hätte die Schinderkuhle nur deshalb in die Wisch verlegt, um den alten Platz derselben zur Bebauung frei zu haben: „Der Anbau in den Vorstädten wird von uns nur ungerne gestattet, außerdem, wo des Scharfrichters Knechte wohnen und ihre Karren stehen, haben andere wenig Lust, sich anzubauen. Zwischen Hastedt und der Wisch liegen viele, dem Marstall gehörende Häuser mit langen Kohlgärten und auch der jetzige Platz der Kuhle gehört dem

Die Feldmark Pagentorn

nach Heinekens Zehntkarte von 1794

Flurnamen und Hofstellen





Marstall und ist damit Eigentum der Stadt. Es ist nicht wahr, daß schon der vorige Baumeister sich dagegen gesetzt, derselbe ist gescheiter gewesen und hat gewußt, daß es der Stadt Grund ist."

Damit war der hannoversche Zwischenfall abgetan.

Die Schinderkuhle blieb bis in die neuere Zeit in der Wisch bestehen; erst, als 1849 dieses Land an die Krankenanstalt übergang, war ihres Bleibens dort nicht mehr.

Der letzte Abdecker im Dreckort war Niklas Düring. Er war nicht obrigkeitlich angestellt, seine verschiedenen Gesuche um ein Gehalt, da seine Tätigkeit doch im öffentlichen Interesse läge, hatten kein Gehör gefunden. Er betätigte sich darum nebenher als Pferdeschlachter. Sehr alte Leute erinnern sich noch dieser „Schinneree“. Dürings Wohnhaus stand noch bis 1945 am Eingang zur Friesenstraße, im Volksmund lebte es gelegentlich als „dat Scharprichterhus" fort. In einem der letzten Kriegsmonate wurde es durch Bomben vernichtet.

B. Die Hofstellen.

Nachdem wir so durch das Pagentorner Gelände gewandert sind und einige Eigenheiten desselben kennen lernten, kommen wir nunmehr zur Betrachtung der Hofstellen und ihrer Bewohner.

Bereits eingangs haben wir die Lage der Höfe kurz beschrieben und dabei angedeutet, daß die Bauerschaft durch Überlieferungen miteinander verbunden war, deren Ursprung sich im Dunkel der Zeiten verliert und sich dadurch von den übrigen Vorstadtbewohnern, deren Zahl ständig im Wachsen begriffen war, deutlich unterschied.

Über die Art, in welcher sich die Bauerschaft selbst verwaltete, erfahren wir aus einer landherrlichen Verordnung zur Bauerversammlung oder Bauerstelle vom Jahre 1822²⁰⁾. Darin wurde bestimmt, daß der Landgeschworene oder Bauermeister diese Versammlungen regelmäßig abzuhalten und die Teilnehmer durch Umlaufzettel von Haus zu Haus darüber in Kenntnis zu setzen hatte. Der letzte hatte den Zettel wieder bei ihm abzugeben. Nur der Hauswirt oder ein großjähriger Sohn durften erscheinen, von Frauen nur Witwen mit Stellrecht, Minderjährige oder Knechte waren ausgeschlossen. Zuspätkommende mußten drei, unentschuldig Fehlende zwölf Groten Strafe bezahlen. Der Bauermeister hatte das Wort. Er sollte ruhig angehört

²⁰⁾ Brem. St. Arch. P. 4. y.

werden. Bei Beschlüssen entschied die einfache Mehrheit. Gemeinsame Dorfarbeiten konnten mit Zeit und Stunde vom Bauermeister angesetzt werden; jeder Hauswirt mußte entweder selber kommen oder sich durch einen tüchtigen, erwachsenen Arbeiter vertreten lassen.

Die Reihenfolge der Bauermeister und Landgeschworenen lag fest von alters her, der Eid des ersteren lautete folgendermaßen:

„Ick will en recht Burmester wesen, von nun an bet aver een Jahr und solange ick düsjes Eedes wedder erlaten werde, und will up Wege un Stege recht acht hebben, un wenn ick sulwige slecht und legericht finde, sulckes den Herren Vorstadtskommisarien trulicken anmelden und alle Bröke mit Fliet infordern. Ok will ick oberhupt alles, wat mi sonst von denen Vorstadtskommisarien anbefohlen ward, trulicken entrichten, nah allen minen Vermögen. S.W.H.M.G.“

Die Eidesformel der Geschworenen war:

„Ick will en recht Schwarn wesen, von nun an bet aver een Jahr un solange ick dysses Eedes wedder erlaten werde, un will dit Jahr vermöge des Landes Gewohnheit flitig up dat Feld Achtung hebben un darvor sorgen, dat dat Veh, wan dat in de Wische getreven ward, gehödet ward. S.W.H.M.G.“

Der Versammlungsort der Bauerschaft war das Bauernmal oder die „Burstä“. Nach Buchenau, S. 221, 4. Aufl., war er im Wirtshaus „to'n Koblarren“, in der Nähe des Lüskenbrinkes, in den letzten Jahrzehnten vor ihrer Auflösung traf die Bauerschaft in „Hemlebs“, nachmals „Deikes Friedenszelt“ am Kuhgrabenweg zusammen.

Bei der nun folgenden Behandlung der einzelnen Höfe bedienen wir uns der Reihenfolge, welche diese im bereits anfangs genannten Verificationsprotokoll von 1842 haben.

1. Der Barkhof.

Dieser bedeutendste der Pagentorner Bauernhöfe wurde schon gesondert behandelt im Brem. Jahrbuch, 41. Band, S. 241 ff.

2. Der Orthof.

Der zweitgrößte Hof in Pagentorn war der Orthof, oder, wie er in älteren Zeiten hieß, Northof. Seine Gebäude standen in der Rembertistraße, gegenüber der Kirche, an der südlichen Seite der Gerhard-

straße. Es ist ein sehr alter Hof, worüber uns seine erste urkundliche Erwähnung in einer Schenkungsurkunde des Paulsklosters vom Jahre 1364 belehrt²¹⁾. In Registern der Dompropstei aus dem Anfang des sechzehnten Jahrhunderts²²⁾ wird als Northofbauer Johann Rüte genannt. 1572 schrieb der Dompropst in sein Rechnungsbuch: „Johann Evers im Northofe, vor dem Ostendor, by St. Freymit, giffit acht Gulden, dusse Meyer kann unglyk mehr dohn.“ Weiter heißt es darin: „giffit alle jar up peteri den Thumbprauest ein unstrafflige bottern.“ Im Jahre 1579 ist in der gleichen Quelle von Dirick Rüte im Northofe die Rede. Bei Aufzählung von Hofdiensten der Dompropstei von 1611 steht von demselben verzeichnet: „er dienet mit Pferd und Wagen.“ 1613 übernahm Dirick Rütes Sohn Heinrich den Hof, denn wir lesen im Rechnungsbuch: „hat seines Vatters Hof gewonnen, zu Weinpennigen ausgesaget und bezahlet sechzehn Reichstaler.“ Aus dem Jahre 1617 berichtet uns das Meierverzeichnis der Nachbarn vor dem Ostertor²³⁾: „Rüte im Northofe, tho de Thumbprobstei, ist jetzt beim Probste zu Zeven und bey dem Probste Herrn Adolf Bremer.“ Die Größe des Hofes wird dabei mit 98 und einen halben Scheffel Einsaat angegeben. 1648 ist, wieder nach dem Dompropsteirechnungsbuch, Ernst Solte Northofbauer. Um 1690 kommt Jakob Klatte auf den Hof; zu seiner Zeit hat der Hofname sich in „Orthof“ verwandelt, denn im Remberti-Kirchenbuch steht im Taufregister von 1693 „Jakob Klatte, Orthof“ verzeichnet.

Einer der Söhne dieses Jakob Klatte, Hinrich, lebte als Kaufmann in Bremen, wie ein Abfindungsvertrag von 1743²⁴⁾ aussagt. Der Hoferbe war wieder ein Jakob Klatte, welchen Namen von da ab bis zur Auflösung des Hofes jeder Orthofbauer führt.

Nach dem Verificationsprotokoll hatte der Hof 1842 in der Feldmark 131 Morgen Land, die auf 26 694 Reichstaler geschätzt waren. Der Orthof unterstand zu der Zeit noch der Gutsherrschaft der Stadt Bremen.

Im Jahre 1860 wurde das alte Haus in der Rembertistraße abgebrochen, und der damalige Besitzer siedelte sich an der Schwachhauser Heerstraße an. Dieses Haus, an der Ecke der Holler Allee,

²¹⁾ Buchenau. 4. Aufl. S. 217.

²²⁾ St. Arch. Hann. Celle-Brem. 105b. F. 37/38.

²³⁾ Brem. St. Bibl. Brem. b. 1450, Nr. 11

²⁴⁾ Amtshandelsbuch Achim.

stand noch vor kurzem und bewahrte als „Rentnerheim Orthof“ das Andenken des alten Hofes. Unlängst jedoch fiel es einem Fliegerangriff zum Opfer.

3. Hof Garbade.

Dem Orthof benachbart, zur Bürgerweide hin, war ein Hof, der 1842 im Besitz von Bernhard Garbade war. Damals gehörten in der Feldmark 124 Morgen zu ihm, die auf 23 250 Reichstaler geschätzt waren. Der Hof war bereits freies Eigentum. Garbade hatte hier 1828 eingeheiratet, er stammte aus Hastedt. Vor ihm besaß, seit 1708, eine Familie Delves den Hof, davor wohnten hier Wendts, die als „Wendts binnen Steentorn“ von einem andern Pagentorner, „Wendts buten Steentorn“ unterschieden wurden. Irgendwelche besonderen Schicksale dieses Hofes konnten nicht festgestellt werden. Als die Rembertistraße bebaut wurde, siedelte sich auch Garbade an der Schwachhauser Heerstraße an.

4. Der Prövenhof.

Dieser war der dritte der Höfe in der Rembertistraße. Seine Gebäude lagen zwischen dem Rembertistift und dem Dobben. Von ersterem, einem ehemaligen Hospital für Aussätzige, aus dem sich später ein Pfründenhaus entwickelte, rührt auch sein Name her, denn er gehörte dem Stift. Innerhalb der Bauerschaft nahm der Prövenhof eine besondere Stellung ein. Er trug keine Bauerlasten, und der Prövenbauer war frei von der Verpflichtung, Bauermeister oder Landgeschworener zu werden. Seine Dienste galten in der Hauptsache dem Stift, wie die Quellen uns unterrichten.

Vom Jahr 1627 erfahren wir, daß der Meier des Vorwerks die aussätzigen Kranken mit dem Glockenwagen zum Hospital zu fahren hatte²⁵⁾. Als im Jahre 1628 ein neuer Meier auf dem Prövenhof einzieht, hören wir von weiteren Pflichten²⁶⁾. Er zahlte an Weinkaufsgeld beim Antritt der Stelle einhundert Reichstaler und jährlich neunundfünfzig Reichstaler Meierzins. Ferner gab er dem Stift in jedem Jahr fünfzehn Scheffel Roggen und ebensoviel Gerste, außerdem sechs Scheffel Hafer und dazu „alle Jahr auf Maitag sechs junge Beester“. Den

²⁵⁾ nach P. Koster, kurze Nachr. S. 348, vergl. a. Lange, Gesch. d. christl. Liebestätigk. d. Stadt Bremen i. M. A., sowie Buchenau S. 367.

²⁶⁾ Brem. St. Arch. T. 6.

Vorstehern des Pröven hatte er jährlich zu St. Jakobitag je ein Paar Hühner, am Martinitag je eine fette Gans mit Gekröse zu liefern. Zu Christenseelentag mußte er wieder jedem Vorsteher, dem Vogt und jeder aussätzigen Person ein Huhn geben. Dann war er verpflichtet, den Prövenern Mittwochs und Sonnabends zwischen Ostern und Michaelis einen Eimer gute, süße Milch abzugeben und am Gründonnerstag neun Pfund Butter und hundert Eier. „Dagegen sollen, wenn die armen Leute brauen, sie dem Prövenmeier geben zu jeder Zeit eine gute Tonnen Tafelbieres, zur Hülfe seines Trinkens.“ Zum Altenteil wurde ihm „ein freier, gesunder Pröven“ zu St. Remberti zugesagt.

Bei Gelegenheit dieser Hofübernahme hören wir auch, wieviel Vieh auf dem Prövenhof gehalten wurde. Es sind fünfzehn Pferde und achtundzwanzig Kopf Rindvieh, dazu eine Anzahl Schweine.

Auch zur Bürgerweide hatte der Hof eine Beziehung. Im Jahre 1520 gab der Rat dem Prövenmeier das Recht, am Walpurgistage eines jeden Jahres zehn Kühe und zehn Pferde in die Bürgerweide einzutreiben²⁷⁾. Dafür mußte er allerlei Hof- und Spanndienste übernehmen, das geschüttete Vieh in seinem Stall beherbergen und vor allem den Bullen die Hörner beschneiden²⁸⁾. Dieses alte Weiderecht hat der Staat im Jahre 1897 dem letzten Prövenbauern, Johann Krudop, mit vierzigtausend Mark vergütet.

Der Grundbesitz des Prövenhofes in der Feldmark betrug 1842 achtundsiebzig Morgen, geschätzt auf 17.406 Reichstaler. Der Hof unterstand damals noch der Grundherrschaft des Rembertistiftes.

Von der langen Reihe der Prövenbauern seien folgende Namen genannt: Harm Knevels 1528²⁹⁾, Gert Bollmann 1572, im Liebfrauen-Kirchenbuch, Taufregister 1583 als „Meyer von St. Freymit“ bezeichnet. Sein Nachfolger war Johann Bollmann. Ernst Schweers übernahm im Jahre 1628 den Hof; 1646 heiratete Cord Hoyeremanns ein. Es folgten Hinrich Schweers, Hinrich Delves und 1723 Jakob Schweers. Im Jahre 1740 kam Arend Bohne auf den Hof und zehn Jahre später Johann Loddigs aus Hastedt. Dessen Nachkommen blieben dort bis zum Ende des neunzehnten Jahrhunderts. Während dieser Zeit hat ihr Name sich in „Lods“ verwandelt. Vom Jahre 1808 wissen wir, daß der Hof abgebrannt ist, denn der damalige Bauer Johann Lods war

²⁷⁾ Brem. St. Arch. T. 6.

²⁸⁾ Brem. St. Arch. P. 4. q. 6 c, Ausz. a. d. Schedebuch.

²⁹⁾ Brem. St. Bibl. W. A. 127.

dadurch außerstande, die französische Einquartierung aufzunehmen, unter der die übrigen Pagentorner sehr zu leiden hatten³⁰⁾. Die Hofstelle wurde aber auf dem alten Platz wieder errichtet. Die Familie Lods starb mit zwei Brüdern, die den Hof gemeinsam bewirtschafteten, aus. 1840 schrieb der den Präven verwaltende Senator Nonnen: „Die Gebrüder Lots haben meine Geduld gänzlich erschöpft.“ Sie waren seit drei Jahren nicht zu bewegen gewesen, den Meierkontrakt zu erneuern, der auf einen von ihnen lauten mußte. Anscheinend konnten sie sich nicht einig werden, auf welchen, wir erfahren auch nicht, wie die Sache ausging, jedoch besaßen sie den Hof bis zu ihrem Tode und vererbten ihn ihrem Neffen, Johann Krudop. An Stelle des von letzterem abgebrochenen alten Hauses steht heute das große Mietshaus Rembertistraße 28.

5. Hof Schierenbeck.

Derselbe befand sich in der heutigen Friesenstraße, wo jetzt das Holzgeschäft von Gebrüder Dreyer seinen Lagerplatz hat. Schon um 1690 wohnte hier Gerke Schierenbeck, später sein Sohn Arp. Um 1800 kaufte Jacob Schierenbeck das halbe Land von Arend Klattes Stelle am Ostertorsteinweg „erbeigentümlich“ an, dazu auch den halben Klatteschen Wischanteil, so daß Schierenbeck seither nicht mehr $\frac{1}{11}$, sondern $\frac{3}{22}$ Anteil darin hatten. 1842 besaß der Hof in der Feldmark neunzig Morgen Land, welches teils freies Eigentum, teils aber noch unter Gutsherrschaft der Hauptschule, der unterstiftischen Güter sowie der Stadt war.

Im Jahre 1826 baute sich Jakob Schierenbeck als erster der Pagentorner an der Schwachhauser Heerstraße, Ecke der jetzigen Graf-Moltke-Straße, an, wo sein Wohnhaus noch heute steht. Sechs Jahre später bat Schierenbeck den Rat um Erlaubnis zu einer Kaffee- und Weinschenke, die er mit mündlicher Zustimmung des Landherrn schon längere Zeit in Betrieb hatte. Auch Familien aus der Stadt hatte er für die Sommermonate bei sich aufgenommen und mit den nötigen Erfrischungen versorgt, denn eine andere Schenke gab es in Pagentorn damals noch nicht. Gegen jährlich zwei Reichstaler Gebühr wurde sein Gesuch genehmigt. Später verpachtete Werner Schierenbeck die Konzession an Wirte und gab 1860 den Wirtschaftsbetrieb ganz auf.

³⁰⁾ Brem. St. Arch. P. 4. y.

Er befaßte sich dagegen jahrelang mit der Postfahrrerei und fuhr die Post nach Ottersberg. Ein alter Onkel der Familie bewahrte noch manche Erinnerung an diese Zeit. Er hatte schon als Junge oft einspringen müssen und war dann zuweilen aus der Schule weggeholt worden, um die Post zu fahren. Nach seiner Erfahrung hielt er diese Postfahrten für genau so erzieherisch wie den Unterricht bei Grelle in der Rembertischule. Den beiden Einrichtungen jedenfalls sei es zu danken, daß die Schierenbecks alle mit so klugen Köpfen behaftet waren, pflegte er zu sagen.

Der letzte Bauer des Hofes, wieder ein Jakob Schierenbeck, erwarb für seinen Sohn das Rittergut Alt-Luneberg bei Wesermünde. Dasselbe ist noch heute im Besitz seiner Nachkommen.

6. Hof Lindhorn.

In der Bauernstraße Nr. 3 befand sich bis 1838 eine Hofstelle, auf welcher seit 1617 der Name Lindhorn nachzuweisen ist. In der Feldmark besaß der Hof im Jahre 1842 neunundvierzig Morgen Land im Wert von 14 104 Reichstaler. Seine Gutsherren waren die Stadt und die Hauptschule, außerdem hatte er noch etwas freies Eigentum. Ehemals hatten zum Hof auch zwölf Tagwerk Heuland im Blockland gehört, dies ist ihm jedoch 1699 durch einen Abmeierungsprozeß verlorengegangen³¹⁾.

Dieser Prozeß war 1695 entstanden, weil der derzeitige Bauer, Cord Lindhorn, mit seinen Abgaben in Rückstand gekommen war und sich mehrfach gegen die Pfändung seines Inventars tätlich zur Wehr gesetzt hatte. Der Reitvogt und die Kirchenknechte, welche mit der Pfändung beauftragt gewesen waren, berichteten, daß sie noch jedesmal, wenn Lindhorn zu Hause wäre, bei demselben Gegenwehr gefunden hätten, sei er aber nicht da gewesen, hätten sie das gepfändete Vieh in den „Geschworenenstall“ gebracht, doch habe Cord Lindhorn es dort wieder weggeholt. „Wie wir das letztmal von dem Herrn Baumeister Barninghausen (dem damaligen schwedischen Beamten, der die Meierländereien verwaltete) aus dem Ostertor zu Cord Lindhorn geschickt wurden, in der Meinung, er sei nicht zu Hause, holte sein Sohn ein großes Hillenschloß und hängte es vor die Pferdestalltür. Als wir versuchten, die Pferde trotzdem herauszubekommen,

³¹⁾ Brem. St. Arch. P. 4. y. 1.

setzten sich alle Leute zur Wehr und machten das Haus zu, Schließlich ist Johann Musbach mit großer Mühe mit einem Pferd herausgekommen, die Frau aber hatte unterdes an Lindhorn geschickt, der nun darauf zugelaufen kam. Und hat sein Sohn ihm zugerufen, der buckte Schelm wolle ihm die Pferde nehmen, und der große Hundeschläger wär schon mit einem Pferd weg. Hat der Vater uns nachgescholten, wenn er den Kirchenknecht Musbach könne wiederkriegen, wolle er ihm den Hals zerbrechen.“

Später schien Lindhorn diese Aufsässigkeit aber zu bereuen, denn er stellte dem Baumeister vor, daß er alles bezahlen wolle, wenn er nur im Besitz seines Heulandes gelassen würde. Barninghausen aber verstand nun keinen Spaß mehr, er ließ Lindhorn festnehmen und nach Achim ins Gefängnis werfen. Nachher wurde er der Hauptwache zu Bremen ausgeliefert. Es ist leider nicht zu ersehen, inwiefern noch eine andere Sache bei dieser Abmeierung und nachherigen Verhaftung eine Rolle gespielt hat. Damit hatte es folgende Bewandtnis:

Henrich Lindhorn, der Vater des Cord, war dreiundzwanzig Jahre lang, seit 1662, Pächter des Pagentorner Zehnten gewesen, hatte aber während der letzten Jahre dieser Pachtzeit den Zehnten von zwei großen Kämpfen am Kuhgraben, dem Hühnerkamp und dem Spennkamp — dieser ein Flurname, welcher auf der Heinekenschen Zehntkarte nicht mehr erscheint — verschwiegen.

Der Zehnte wurde in dieser Zeit von den Gutsherren nicht mehr selbst eingezogen, sondern durch öffentlichen Anschlag für eine Reihe von Jahren auf Höchstgebot an Interessenten verpachtet, welche sich der Mühe unterzogen, ihn einzusammeln. Die Ernte wurde dann von ihnen verkauft, und, je nachdem die Preise hoch oder niedrig waren, war ihr Verdienst dabei gut oder schlecht. Henrich Lindhorn hatte den Zehnten in Pagentorn anfangs schwedischer Zeit von Capitän Belt, nachmals von Dr. Cleberfeldt, dem Leibarzt der Königin Christine von Schweden, welchem diese außer dem Barkhof und dem Dorf Schwachhausen im Jahre 1653, schon 1648 den Zehnten des „Pagenbührer“ Feldes geschenkt hatte³²⁾. Nach dem Tode Dr. Cleberfeldts schloß Henrich Lindhorn den Pachtvertrag mit Major Scherer ab. Der Sohn Dr. Cleberfeldts war darüber sehr erbost, er ging gegen die Söhne des Lindhorn tötlich vor, worüber dieser sich beim Rat zu Bremen beschwerte. „Junker Cleverfeldt“, heißt es in dem Schreiben, „hat

³²⁾ Pratjes histor. Sammlungen, I, S. 455.

meinen zween Söhnen, als sie in gedachtem Felde mit acht Pferden gepflüget, nicht allein die drei besten Pferde durch seine Diener nehmen und auf seinen Hof nach Schwachhausen bringen lassen, sondern es sind auch meine Söhne, als sie die Pferde nicht sofort herausgaben, von den Dienern mit Degen über die Ohren gehauen und übel traktieret worden."

Ein Wittheitsbeschluß über diese Beschwerde ist nicht vorhanden.

Um 1684 war Henrich Lindhorn verstorben, und sein Sohn Cord hatte den Hof übernommen, scheinbar aber die Verheimlichung des Zehnten der beiden Kämpe nicht gemeldet, sondern stillschweigend weitergeführt. Erst mit der Übernahme der Pachtung durch einen Schwachhauser Einwohner war die Sache bekanntgeworden und zwar zur gleichen Zeit, als schon der Abmeierungsprozeß gegen Cord Lindhorn lief. Daß seine Verhaftung mit der Verheimlichung des Zehnten zusammenhing, scheinen die Äußerungen einiger Pagentorner Bauern zu bezeugen, die ihn nach seiner Haftentlassung Anfang des Jahres 1697 beim Brauer Schriever am Herdentor empfangen hatten und gesagt, er solle das Zehntbuch „nun man ins Feuer schmeißen". Andere hatten wieder davon abgeraten.

Diese Dinge kamen ans Licht, als im Januar 1698 Cord Lindhorns Schwester Ahlke, Frau des Pagentorner Urban Boschen, verhört wurde³³⁾. Ahlke Boschen bestätigte, daß die beiden Kämpe zehntpflichtig seien, sie „wolle wohl in finstrer Nacht den Graben weisen, worüber ihr seliger Vatter den Zehntgersten gefahren und sie den Zehntflachs auf ihrem Rücken getragen hätte, wofür ihr seeliger Vatter ihr ein Brett über den Graben gelegt". Weiter schilderte sie, daß ihre alte Mutter die Freilassung des Bruders nicht mehr erlebt habe, sie sei kurz vor Weihnachten 1696 gestorben, ihre letzten Worte ergreifen den Leser noch heute: „Lieber Gott, Ahlke", hatte sie gesagt, „ist der Herr Baumeister unserm Cord so gehässig gewesen um die beiden Kämpe, du weißt wohl, daß der Zehnte daraus gehet, dein Vatter hat ihn ja dreiundzwanzig Jahr gezogen. Ich wollte nur, ich hätte den Herrn Baumeister in dieser Dönze, dann wollte ich es ihm auch sagen, und mein Herz wäre loos, und unser Cord hätte Frieden, doch es kommt wohl an den Tag, wenn ich schon längst verrottet bin."

Im Sommer 1697 schickte Barninghausen den Kirchenboten ins Blockland hinaus, um zu sehen, ob das Gras auf Cord Lindhorns ehe-

³³⁾ Brem. St. Arch. P. 4. y. 8.

maligem Lande nicht geheut werden könne. Der „Königl. Kuhlengräber“ Müller vom Dom begleitete ihn und berichtete dabei über Cord Lindhorns ungebrochenen Trotz folgendes: „Und haben wir ihn dort angetroffen, wie er gerade von seinem ehemaligen Kamp das Heu auf den Wagen geladen hat, und seine Frau und sein Junge haben dabei geholfen. Hat der Kirchenbote Hünken ihn angeredet, was er da mache, das wäre doch schwedisch Land! Hat Cord Lindhorn sich zu ihm gewandt und ihn Schelm und Hundsfott zu vielen Malen gescholten und ihm angedroht, bald komme ich vom Wagen und schlage dich auf dem Kampe tot!“

Solche Widersetzlichkeit jedoch nützte nicht viel, 1698 wurde seine Abmeierung auch vom Gastgericht bestätigt und seine letzte Berufung 1699 endgültig verworfen.

Es erscheint an dieser Stelle angebracht, noch von einer weiteren Verheimlichung des Zehnten zu berichten. Es waren zu jener Zeit, um das Jahr 1700, auch andere Pagentorner zu solchen Kunstgriffen übergegangen, hauptsächlich wenn, wie im Lindhornschen Falle, Mitglieder der Bauerschaft, die also selbst zehntpflichtiges Land besaßen, als Pächter des Pagentorner Gesamtzehnten, des „Sackzehnten“, auftraten. Der mehrfache Wechsel in der Grundherrschaft hatte diese Machenschaften erleichtert. Zum Leidwesen der Bauern wurden diese Dinge ruchbar, als im Jahre 1709 der uns bereits von der Wisch her bekannte Dirk Delves aus St. Jürgen in die Vorstadt zog und Pächter des Pagentorner Sackzehnten wurde. Delves, der selbst keinerlei Grundbesitz hatte, war natürlich daran interessiert, soviel wie möglich zehntpflichtiges Land in der Feldmark zu haben und hatte durch seine Nachforschungen auf diesem Gebiet viel Streit mit den Pagentornern. 1715 war sein Pachtvertrag abgelaufen und er konnte denselben nur dadurch erneuern, daß er bei der Verpachtung die mitbietenden Pagentorner überbot und den Zehnten auf einhundertunddrei Reichstaler hinauftrieb, gegen bisher sechzig Taler jährliche Pacht. Damit hatte er sich indessen verkalkuliert und kämpfte in den folgenden Jahren mit Schwierigkeiten. Bei der nächsten Verpachtung, nach abermals sieben Jahren, hielt er sich darum zurück und wartete ab. Die Pagentorner, die natürlich um Delves' Nöte wußten, zögerten ebenfalls, und der Baumeister hatte urplötzlich keine Reflektanten mehr. Bei der darauf erneut angesetzten Verpachtung gab es für den Baumeister noch unvorhergesehene Schwierigkeiten mit dem Rat, weil der Bürgermeister

es abgelehnt hatte, die Anschlagzettel an die Tür des Rathauses hängen zu lassen. Der Grund dafür bestand in seiner Verärgerung darüber, daß der Baumeister versäumt hatte, die miterwähnten Vorstadsherren, die Doktoren von Büren und Schöne, mit „Herr“ zu titulieren. Obgleich der Baumeister in seinem Bericht nach Stade die Meinung äußerte, „Ratsverwandten sei Königlicherseits wohl nicht mehr Ehre zu erweisen, als der Rat Königlichen Bedienten antäte“, so hielt seine vorgesetzte Behörde es doch für klüger, den Ton des Briefes zu ändern. Der Baumeister hatte sich aber schon durch Anschlag des Zettels an die Domstüren und am sog. Steintor geholfen, worauf fünf Bauern erschienen und fünfzig Taler boten. Delves wollte wohl sechzig geben, und bat in Stade um den Zuschlag, denn niemand wie er „kenne der Zehntpflichtigen Bosheit, daß sie bald die Ländereyen vertauschten und gute Stücke frey machten, schlechte aber zum Zehnten gaben, bald das beste zu Graskämpfen abgruben, woraus dann kein Zehnter zu ziehen, und diese, nachher wieder zur Saat gebracht, gar zehntfrey passierten, bald auch große, zehntpflichtige Stücke durch Anpflügen an zehntfreyes Land klein gemacht würden“. Dem setzte der hannoversche Baumeister noch hinzu: „Supplikant Delves ist der erste und einzige gewesen, der diese Betrügereien entdeckt, was bei den Zehntpflichtigen nichts als Scheelsucht und Neid erweckt hat und haben sich vereinbart, nun den Zehnten, er möge so hoch sein, wie er wolle, an sich zu bringen, inmassen sie mir denn schon hundert Taler angeboten.“ Nachdem wir noch erfahren, daß von Stade aus dem Delves der Sackzehnte belassen wird, bricht die Akte ab³⁴⁾. Über Dirk Delves hören wir weiteres in der Geschichte des Wischhofes.

Von der Familie Lindhorn aber, von deren Behandlung wir mit der Betrachtung des Sackzehntens abgeschweift waren, schweigen die Akten in Zukunft, bis 1838 Lüder Lindhorn seine Hofstelle in der Bauernstraße zu Bauzwecken verkaufte und sich, wie schon sein Standesgenosse Schierenbeck, an der Schwachhauser Heerstraße ein neues Bauernhaus baute. Dieses lag etwa in der Mitte zwischen der Graf-Moltke- und der Straßburger Straße.

Ein freundlicherer Zeitgeist weht uns an, wenn wir lesen, daß Lindhorn beim Bau des dortigen neuen Hauses dafür gesorgt hatte, daß es „zum Sommeraufenthalte und zur Einkehr von lustwandelnden Städtern die geeigneten Lokale“ enthielt. Nun bat derselbe um Kon-

³⁴⁾ Brem. St. Arch. P. 4. y. 8.

zession zu einer Kaffee- und Weinschenke. Er hatte ferner sein Haus mit einem hübschen Garten umgeben und alles so eingerichtet, daß sich „ruhige Bremer Familien hier im einfachen Genusse eines ländlichen Lebens wohl fühlen werden. Der Einkehrende hat aus meinem Hause und in meinem Garten die ganze Passage der Schwachhauser Chaussee und die weite Aussicht der Blockländer Ebene bis zur Kirche von Lesum, den Höfen von Marssel und dem Weiher Berge vor sich. Etwas weiter wie eine Viertelstunde von der Stadt, bietet es gerade dem Fußgänger einen passenden Ruhepunkt.“ Dieses Gesuch wurde bewilligt.

Im Jahre 1853 kaufte sich Lüder Lindhorn von seiner Gutsherrschaft, der Hauptschule, frei. Die Gartenwirtschaft wurde bald wieder aufgegeben. Die Witwe Lindhorns verstarb in den siebziger Jahren, ohne Kinder zu hinterlassen, daher erbte ihr Neffe, Carl Möhring, den Hof. Das Andenken des Pagentorners Lindhorn hält die Lindhornstraße fest, die auf einem der Grundstücke des Hofes angelegt wurde.

7. Hagens Hof, Bauernstraße.

Lindhorns Nachbar in der Bauernstraße, mit der Hausnummer 1, war Hagens, sein Haus stand an der Ecke des Ostertorsteinweges. Der Hof hatte 1842 in der Feldmark einhundertundsechs Morgen Land und war bereits von der früheren Gutsherrin, der Hauptschule, freigekauft. Geschätzt war das Hagenssche Land in der Feldmark damals auf 26 369 Reichstaler. Im Herbst 1838 hatte Diedrich Hagens seine Hofstelle ebenfalls an die Schwachhauser Heerstraße verlegt, dahin, wo heute die Richard-Wagner-Straße abzweigt. Im Jahre 1839 suchte auch er um die Erlaubnis zu einer Kaffee- und Weinschenke nach, welchem Gesuch auch stattgegeben wurde. Im Herbst des gleichen Jahres bat die geschlossene Gesellschaft „Privatverein“ darum, in seinem Hause Tanzmusik abhalten zu dürfen, was ebenfalls von den gütigen Stadtvätern erlaubt wurde. Der Verein erklärte, eine Gesellschaft hiesiger Bürger zu sein, die sich schon seit einigen Jahren, im Sommer einmal, im Winter drei- bis viermal in der Woche zu einem geselligen Vergnügen vereinigte“. 1855 gab Hagens die Wirtschaft auf. Sein Hof war der erste in Pagentorn, der sich auflöste, da seine Töchter denselben nach und nach veräußerten. Im Jahre 1877 kaufte auch die Bauerschaft für fünfundvierzigtausend Mark Land von Hagens' Erben, und zwar Grundstücke auf dem Pagensiel, dem Spenkamp und am Bullhörn. Die

Hagensschen Gebäude wurden dann bald abgebrochen und an den Hof erinnert nur noch der Name der Hagensstraße.

8. Wendts Hof am Fehrfeld.

„Wendts buten Steentorn“ ist dieser Hof zuweilen benannt worden. Er befand sich am Ostertorsweg, auf dem Fehrfeld. Der Hofplatz muß sich an Stelle der jetzigen Gärtnerei von Heineke befunden haben. Schon 1670 saß hier ein Ernst Wendt. Im Jahre 1842 besaß der Hof in der Feldmark achtundfünfzig Morgen Land, auf 9155 Reichstaler geschätzt. Seine Gutsherrschaft waren damals noch die Hauptschule und die Stadt. Nach der Bebauung von Fehrfeld und Humboldtstraße siedelten Wendts in die Feldstraße über, wo die Wendtstraße ihren Namen fortführt. Einer der Söhne des letzten Bauern war der Kommerzienrat Hermann Otto Wendt, der in der Horner Straße eine Zigarrenfabrik betrieb. Derselbe erwarb das Lindhornsche Grundstück an der Schwachhauser Heerstraße, ließ das Bauernhaus abbrechen und baute sich dort an. Sein einziger Sohn ist jung gestorben, auf dem Riensberger Friedhof befindet sich am See sein prächtiges Grabmal, und die dortige „Mariannenbrücke“ ist dem Andenken seiner Frau gewidmet. In Lehesterdeich erwarb Hermann Otto Wendt Grundstücke für eine großzügige „Wendt-Stiftung“, welche aber ihrer Bestimmung nicht zugeführt werden konnte, weil sie ein Opfer der Inflation wurde.

9. Der Wischhof.

Fast am östlichen Ende der Wisch, heute der Schaumburger Straße angeschlossen, liegt diese Hofstelle, nahe dem Hulsberge, seit 1694. In diesem Jahre übernahm Harmen Lampe, ein Hastedter Bauer-
sohn, diesen Hof von seiner Schwester Anna, der Witwe des Pagentorner Diedrich Ötken, weil sie, wie es im „Transaktionsvertrag“ heißt, „leider mit Gebrechlichkeiten behaftet, so daß sie sich selber nicht helfen kann“³⁵⁾. Dieser Harmen Lampe baute sich hier in der Wisch an; wo die Hofstelle vordem gestanden hat, ließ sich leider bisher nicht ermitteln. Auf dem Wischhof wohnten die Nachkommen Lampes bis zur Gegenwart. Nur ein Menschenalter lang saß ein gewisser Johann Frese dort, der aus Rockwinkel stammte und die Witwe Harmen Lampes 1707 geheiratet hatte. Frese bewirtschaftete den Hof

³⁵⁾ Hofpapiere Lampe-Wisch.

nicht als „Interimswirt“ für den hinterlassenen Sohn Harmen Lampes, was sonst meist in solchen Fällen üblich war, sondern Witwe Ilsabe Lampe hatte ihm in ihrem Brautbrief alles übergeben, „Land und Sand, Haus und Hof, inskünftig ein proprietarius domini davon zu sein“³⁶⁾.

Dies aber war ein großer Fehler, denn Frese zeigte sich als schlechter Hauswirt und brachte den Hof fast an den Ruin. Um seiner ständigen Geldverlegenheit abzuhelfen, geriet er schließlich mit seinen Meierpflichten in Konflikt, versetzte Grundstücke und tauschte mit mehreren Pagentornern Land aus, angeblich, weil ihm diese Stücke dann von seiner Hofstelle aus bequemer zu erreichen waren, in Wirklichkeit aber gab er wertvolleres Land gegen schlechteres hin und ließ sich die Differenz des Wertes in barem Gelde ausbezahlen. Seinen Weinkaufsbrief, das wichtigste Dokument über sein Meierrecht, versetzte er für fünfzig Reichstaler an den uns schon näher bekannten Dirk Delves, der freilich auf eine solche Gelegenheit, sich in den Besitz eines Hofes zu setzen, nur gewartet zu haben schien. Er zeigte denn die Sache auch schon bald beim Gutsherrn, dem hannoverschen Intendanten, an, der, wie wir bei der Verheimlichung des Sackzehnten lasen, dem Delves ohnehin sehr gewogen war und dessen Gesuch, ihn als Nachfolger für die Fresesche Stelle zu nehmen, gern befürwortete.

1724 sprach denn auch die Regierung zu Stade die Abmeierung Freses aus und erteilte Dierk Delves die Erlaubnis, das Land zu bebauen³⁷⁾.

Dagegen setzte sich Frese aber entschieden zur Wehr. Er stellte seinen „ohnglücklichen, ohnschuldigen“ Fall dem Bremer Rat vor, dessen Untertan er ja ebenfalls war, und flehte um Schutz, „da es an dehme ist, daß Dirich Delves mich armen Manne von Haus und Hof zu treiben, sich den bösen Vorsatz, Gott- und menschenvergessenerweise, gesetzt, und, nicht gedenkend, daß der Bosheit gesteuert werden könne, den Pflug in Ihro Königlich Britannische Majesté und der Stadt Bremen mir zustehendes Meierland gesetzt“.

Der Rat gab darauf, bis zur Prüfung der Angelegenheit, vorerst dem Dirk Delves den Befehl, sich des Landes, soweit es im Bremischen gelegen, bei schwerer Leibesstrafe zu enthalten.

³⁶⁾ Hofpapiere Lampe-Wisch.

³⁷⁾ Brem. St. Arch. P. 4. k.

In einem Zeugenverhör, welches eine dazu ernannte Ratskommission 1725 anstellte, gab Frese zu, daß er einiges Land „zum Besten der Hofstelle“ vertauscht habe, jedoch zu schwedischer Zeit und mit dem Einverständnis des schwedischen Camerarius. Zwar sei eine schriftliche Bestätigung wegen damaliger unruhiger Zeiten nicht erfolgt, doch Johann Lods von Hastede, der die schwedischen Herren derozeit ins Pagentorner Feld hinausgefahren, könne es bezeugen. Die übrigen Pagentorner gaben ebenfalls zu Protokoll, daß sie zwar Land mit Frese getauscht, daß aber alles mit Genehmigung der schwedischen Verwaltung geschehen sei. Sie setzten, um die Harmlosigkeit der Sache noch zu betonen, hinzu, wenn der Rat es wolle, könne der Tausch ihretwegen auch wieder rückgängig gemacht werden.

Die Bauern waren bestrebt, Frese zu unterstützen, wo sie konnten. Einmal hatten sie, wie bekannt, hinreichende Gründe, um Dirk Delves zu hassen, andererseits hatte Frese bei mehreren von ihnen Schulden, die ja niemals bezahlt worden wären, wenn er seinen Hof und damit seine Existenz verloren hätte.

Während die Senatskommission sich bemühte, in weiteren Verhören und Gegenüberstellungen Licht in das Dunkel zu bringen, stellte Dirk Delves an Bremen den Antrag, das Verbot gegen ihn aufzuheben, „den vorigen colono durch hinlängliche Zwangsmittel zu expellieren und ihn, Delves, hochgeneigt zu bemeiern“.

Inzwischen hatte der Rat festgestellt, was es mit den Verstößen Freses gegen seine Meierpflichten auf sich hatte und mußte als Guts herr der bremischen Ländereien des Hofes nun ebenfalls die Konsequenzen ziehen und zur Abmeierung schreiten. Er entschloß sich aber, einen Vergleich vorzuschlagen, Frese sollte mit einem Drittel des Landes zufrieden sein, andernfalls hätte seine gänzliche Abmeierung von der Stelle stattzufinden. In der Wittheitssitzung vom 30. April 1727 wurde aber bekannt, daß die stadische Regierung den Bescheid aus Hannover erhalten habe, dem Frese die Ursachen seiner Abmeierung bekanntzumachen, mit der Aufforderung an Bremen, die Zeugenverhöre einzustellen. Die Wittheit beschloß darauf, die Sache vorderhand laufen zu lassen, „um zu sehen, wie weit man käme“.

Damit vergingen wieder einige Jahre, erst 1732 lebte der Prozeß wieder auf. Freses hartnäckiger Kampf um seinen Hof — er war inzwischen mehrfach persönlich in Stade und auch beim Oberappellationsgericht in Celle vorstellig geworden — veranlaßte die Stader Re-

gierung nun, sich mit einer Teilung der Meierstelle zu gleichen Teilen zwischen Frese und Delves zufrieden zu geben.

Frese und seine Freunde, die Pagentorner, glaubten aber, noch mehr erreichen zu können. Im März 1732 wandte sich die Bauerschaft an den Senat und trug ihm in Untertänigkeit vor, „wasmassen Dirk Delves es dahin zu bringen gewußt, daß unser Mitangesessener Johann Frese laut Bescheid der Hochpreislichen Königlichen Regierung zu Stade die Hälfte seiner Meierstelle an Dirk Delves abtreten soll. Da wir nun sowohl Königlich-Großbritannische, als auch hiesiger Republique Meier sind, so können wir Euch ohnmöglich den ohnsäglichen Schaden vorenthalten, so daraus entstehen würde, wenn Dirk Delves sich in unsere Bauerschaft eindringen sollte, woraus nichts als lauter Unordnung entstehen könne, so auch gedachter D. Delves nur beabsichtigt, Streitigkeiten in unsere Bauerschaft zu bringen.“

Der Rat beschloß daraufhin, der Bauerschaft mit einem wohlmeinenden Vorschreiben nach Stade an die Hand zu gehen. Bevor es jedoch dazu kam, lief eine Beschwerde des hannoverschen Bauermeisters ein, daß Frese sich unterfinge, das Delvesche Land zu beackern.

In seinem Schreiben nach Stade legte der Rat nun die Bittschrift der Pagentorner Bauerschaft vor, fügte hinzu, daß er sich zwar wohl erinnere, daß seine vor einigen Jahren nach Stade entsandten Deputierten in seinem Namen erklärt, daß Bremen „sich nicht in diese Abmeierungssache melieren wolle, so auch bis dahero nach gelebet“. Nun aber habe sich der Sohn Lampe, von dessen Vater dieser Hof herstamme, mit dem Ansuchen gemeldet, ihm diese Stelle zu geben. Der Rat müsse nun um einen baldigen Entschluß um so eher bitten, als die Jahreszeit bereits so weit vorgeschritten sei, daß das Land notwendig kultiviert werden müsse, sonst könnten die Parteien noch in solche Zwistigkeiten geraten, daß ein Unglück zu befürchten sei, „so uns doch als Landesobrigkeit auf alle Art zu plenieren obliegt“.

Die Stader Regierung indessen blieb bei der einmal festgesetzten Teilung, war jedoch damit einverstanden, daß die Fresesche Hälfte dessen Stiefsohn Hinrich Lampe übernahm.

Dies Gesuch Hinrich Lampes fand auch die Unterstützung der Schwäger des Johann Frese, Frerk Solte, Hastedt, Arend Solte, Schwachhausen und Frerk Otten, Vahr, die einmütig erklärten, Frese sei außerstande, dem Hof vorzustehen. Sie hätten einige Jahre, in der Hoffnung auf Besserung, für ihn den Zins bezahlt, er werde aber von

Tag zu Tag liederlicher, ginge von einem Krug in den andern, greife, wenn er kein Geld mehr habe, das Korn an, seinesgleichen an Liederlichkeit sei im ganzen Lande nicht, so daß sie gemüßigt wären, ihn ins Zuchthaus stecken zu lassen. Für ihren Neffen Hinrich Lampe dagegen wollten sie sich verbürgen und baten somit um dessen Bemeierung.

Frese versuchte inzwischen ein letztes Mittel, den ganzen Hof zurückzugewinnen. Er reiste im Herbst 1732 nach London, wo er bei der höchsten Instanz, dem König Georg II. von England, Regenten von Hannover, ein Gnadengesuch vorzubringen gedachte. Im November schrieb er von dort an seine „hertzvielgeliebte Ehefrau Ilsabehn Frese, in der Wisch vor Hastede³⁸⁾, daß er noch frisch und gesund sei, der König aber sei „etzliche Meilweges in das Land hinein verreiset“, er habe jedoch schon eine Supplik für den König und eine für die Königin, welche eine sehr gnädige Frau sei, aufsetzen lassen und hoffe, in seiner rechtmäßigen Sache einen guten Ausspruch zu erlangen. „Nun möchte ich auch gerne wissen, wie es Euch und alle meine lieben Kinder gehet, da ich nicht eher denn mit Schiffer Bringmann wiederkomme. Grüßet die ganze Burschaft von mir und könnet ihnen sagen, wie es mich gehet, und grüßet auch vielmahlen Frerk Solte, Arend Solte und Frerk Otten und bin ich Euer getreuer und lieber Ehemann Johann Frese.“

Da sich der Londoner Aufenthalt sehr in die Länge zog, kam Frese in Geldverlegenheit. Doch half ihm ein in London ansässiger Bremer Kaufmann, namens Christian Schütte, und streckte ihm eine Summe vor, welche Ilsabe Frese bei der in Bremen wohnenden Mutter des Kaufmanns wieder einzahlte.

Noch im Mai 1733 war Frese nicht aus London zurück. Da die Teilung der Hofstelle aber jetzt von Stade energisch verlangt wurde, wandte sich Ilsabe an den Rat mit der erneuten Bitte um Aufschub, bis ihr Mann zurück sei, denn „unter Gottes höchster Gnade hatte mein Ehemann es soweit gebracht, daß unsere Abmeierungssache durch Königlich Großbritannischen Befehl zur Untersuchung genommen wird. Dieses ist Dirk Delves mehr als zu wohl bekannt, und sein Gewissen saget ihm nichts Gutes in seinen bösen Intensionen und Intriguen, dadurch er uns mit unsern acht Kindern zum Bettelstab und von Haus und Hof zu treiben gedenket, und lässet sich sogar vernehmen, er wolle auch unser bremisches Meierland zum Halbscheid haben. Wir armé Leute aber wissen uns nicht darin zu schicken, wissen auch

³⁸⁾ Hofpapiere Lampe-Wisch.

nicht, womit wir die Abmeierungsstrafe verdient haben, lassen also des Dierich Delves Anstrengungen als nichtig dahingestellt und getrösten uns, daß wir unter einer gerechten Obrigkeit leben.“

Frese aber muß wohl doch ergebnislos aus England zurückgekommen sein, denn im März 1734 wurde der Wittheit berichtet, daß die beiden zur Landteilung bestimmten Kommissare Schwierigkeiten mit der Pagentorner Bauerschaft erlebten, denn diese hatte sich geweigert, die Herren bei der Einschätzung der Grundstücke zu unterstützen und den Schätzungseid abgelehnt. Der Rat beschloß darauf, „die Geschworenen und den Kerl aufm Barkhofe erstlich per mandatum, nachhie durch ein Einlager“ dazu zu zwingen. Die Teilung der Stelle fand daraufhin statt; 1737 erhielt Henrich Lampe den Meierbrief über die halbe Fresesche Stelle.

Bei der Teilung muß aber ungenau verfahren worden sein, denn als im Jahre 1800 das Delvessche Land vom Gutsherrn eingezogen wurde, stellte der damalige Intendant Olbers fest, daß Grundstücke fehlten. Bei der Prüfung des Freseschen Abmeierungsprozesses zeigte es sich denn auch, daß man die Stelle überhaupt nicht vermessen hatte, wohl, weil man der Sache allzu überdrüssig gewesen war. Dies war den Freseschen Erben zugute gekommen.

Über Dirk Delves Nachfahren lag wenig Glück. Söhne hatte er nicht, und sein Enkel, Diedrich Schmidt, mußte entmündigt werden, weil er sein Vermögen „herdurchgebracht“ hatte. Die Verwandten gaben ihn in Kost zum Pastoren von St. Jürgen, dem gleichen Dorf, von dem sein Großvater einst ausgezogen war, um so mancherlei Unruhe in die Pagentorner Bauerschaft zu bringen.

Als Schmidt ohne Erben gestorben war und sein Land an den Gutsherrn zurückfiel, versuchte Harmen Lampe, Henrich Lampes Sohn, es zu Meierrecht zurückzugewinnen. Der Intendant Olbers schrieb zu diesem Gesuch nach Stade, es verdiene „zwar Aufmerksamkeit, aber keine Rücksicht“, und so wurde es von Stade aus abschlägig beschieden.

Seit dieser Abmeierung besaß der Hof nur noch fünfundsiebzig Morgen, davon vierundvierzig in der Feldmark Pagentorn. Harm Lampe hat seiner Erbitterung über den Stiefgroßvater in einem Schriftstück Ausdruck gegeben, welches er mit ungelenker Hand für seine Nachkommen aufgezeichnet hat: „Der Prozeß, so wegen Johann Frese entstanden, als er das halbe Land von der Stelle gebracht, hat neun

Jahre gedauert und zweitausend Reichstaler gekostet. Dazu hat er sogar den Weinkaufsbrief von der Stelle gebracht und das Geld verlossen."

Der Sohn Harmen Lampes baute 1850, nachdem das vorige durch Blitzschlag eingeäschert war, ein neues Haus auf die Hofstelle in der Wisch. Dieses ist das heute noch vorhandene. Im Jahre 1872 kaufte der damalige Stelleninhaber, Hermann Lampe, sich von seiner Gutsherrschaft, der Hauptschule, frei. Auch dieser Hof löste sich dann durch die Entwicklung der Stadt im Laufe der Jahre auf. Sein Sohn, Hinrich Lampe, starb hochbetagt im Jahre 1944. Er war der letzte seines Stammes, der letzte Bauer auf dem Wischhof und auch der letzte Pagentorner.

10. Hof Arend Klätte.

Dieser kleinste der Pagentorner Höfe lag noch bis in die neuere Zeit am Östertorsteinweg, Ecke Landweg und Hohenpfad. Um 1800 gehörte er Arend Klätte, welcher die Hälfte der Stelle an Schierenbeck verkaufte, wie bereits bei der Behandlung dieses Hofes erwähnt wurde. Danach gehörten in der Feldmark nur vierzehn Morgen Land zur Klatteschen Stelle. Als Vorweser von Arend Klätte konnten mit dem Jahr ihrer Hofübernahme festgestellt werden: Für 1735 Arp Schierenbeck, 1742 Frerich Lampe, 1773 Dierich Rüte und 1782 Hinrich Brockwehl. Bei der Bebauung des Hohenpfads baute Arend Klätte sich in der Herderstraße an, wo sein Bauernhaus noch lange Zeit neben dem Lokal „Eisenbahnpavillon“ stand. Die Gutsherrschaft auch dieses Hofes war die Hauptschule.

11. Hof Hagens, Steintor.

Derselbe befand sich am Steintorssteinweg 21, zwischen Wieland- und Römerstraße, wo heute die Hirschapotheke steht. Dieser Hof war 1723 im Besitz von Hinrich Wendt, dann Daniel Mittelsdorf. 1794 kam er in die Hände von Diedrich Hagens, dessen Nachkommen ihn bis zum Ende des 19. Jahrhunderts inne hatten. 1842 gehörten in der Feldmark sechsundzwanzig Morgen Land zum Hof. Der Freikauf von der Gutsherrschaft, der Hauptschule, erfolgte im Jahr 1868. Sein letzter Besitzer war Lür Kämena, ein Schlachtfuhrwerksbesitzer aus der Komthurstraße.

Damit haben wir einen Überblick über die Höfe gewonnen. Wenn es gleich bedauerlich erscheint, über die meisten derselben so wenig berichten zu können, so muß uns die Wahrscheinlichkeit trösten, daß diese Bauernfamilien vermutlich um so friedlicher ihrer Arbeit haben nachgehen können, je weniger ihr Dasein Niederschlag in den Akten fand. Daneben erklärt sich vielleicht manche Lücke aus der kriegsbedingten Unzugänglichkeit der Aktenbestände. Der Zustand jedenfalls, den die ausführlicher behandelten Höfe uns zeigten, war noch ein rein bäuerlicher, wie er bis um die Zeit von 1800 nur geringeren Veränderungen unterworfen war.

C. Politische Verhältnisse.

1. Die Einbürgerung.

Bevor wir nun ins neunzehnte Jahrhundert eintreten, welches für die Bauerschaft eine Umwandlung der ganzen Verhältnisse mit sich brachte, erscheint es notwendig, einiges über die Beziehung der Pagentorner zum Bremer Staat auszuführen.

Die Pagentorner waren, wie schon verschiedentlich angedeutet, bremische Untertanen insofern, als sich ihre Hofstellen nahezu sämtlich auf dem Gebiet der Vorstadt befanden. Durch ihren Grundbesitz waren sie zum Teil auch an stadtbremische Institutionen bemeiert, wie z. B. den Marstall, den Präven usw. Andererseits waren sie als Besitzer der Feldmark Pagentorn von 1719 bis 1803 Meier der Königlich Hannoverschen Regierung, und seit dem westfälischen Frieden von deren Vorgängerin, der schwedischen Verwaltung des Herzogtums Bremen gewesen.

Dieser zwiefachen Abhängigkeit gerade von zwei oftmals miteinander rivalisierenden oder feindlichen Obrigkeiten sind, wie wir bereits verschiedentlich beobachten konnten, im Laufe der Jahre allenthalben Reibereien und Mißstände entwachsen, oft zum Schaden, aber oft auch zum Nutzen der Pagentorner, die, als echte Bauern, ihren Vorteil sehr gut wahrzunehmen verstanden.

Als im Jahre 1799 die bremische Schoßordnung einer umfassenden Revision unterzogen wurde, stellte sich hinsichtlich der Pagentorner und Utbremer Bauerschaften, deren beider Stellung im Gegensatz zu

der des Landgebietes und der Vorstädte immer eine besondere gewesen war, heraus, daß beide Bauerschaften bisher einen, ihren Verhältnissen nach, viel zu geringen Schoß entrichtet hatten. Nach eingehender Untersuchung einer dafür ernannten Kommission zur Feststellung der Gründe für diese niedrigen Abgaben zeigten die vorhandenen Akten folgendes Bild³⁰⁾:

Die Pagentorner und Utbremer hatten seit langer Zeit den Schoß nicht nach Köpfen, wie die übrigen Vorstädter, sondern in Gemeinschaft bezahlt, und zwar bei einer Schoßausschreibung von $\frac{1}{8}\%$ je Bauerschaft die Summe von sechsundzwanzig Reichstalern, zweiunddreißig Groten. Über den Ursprung dieser Einrichtung konnte nichts ermittelt werden, man fand lediglich eine Bittschrift der Pagentorner aus dem Jahre 1703 vor, aus welcher allerdings hervorging, daß eine Verpflichtung der Bauern zu Monatsgeld an sich bestanden hatte. Die Bittschrift hatte folgenden Inhalt:

„Die hohe, unumgängliche Not zwinget uns, daß wir Ew. Hoch- und Wohlweise Herren etc. de- und wehmütig vorstellen müssen, wasmaßen wir armen Leute über unser Vermögen dermaßen beschweret werden, daß, wenn Ew. Hochedle Herren sich über uns nicht erbarmen würde, wir es ohnmöglich länger ertragen und aushalten könnten, indem wir allemahl, wenn sechs Monate eingelegt werden, vierzig Taler bezahlen müssen, da doch unsere Bauerschaft nur in neun Personen bestehet, welchen diese vierzig Taler alleine aufgebürdet werden. Es werden zwar Harmen Meyer und Henrich Delves mit zu der Bauerschaft gerechnet, allein, es wohnt der erstere auf dem Barkhof und ist ein schwedischer Meier, und der andere ist ein Meier am Präven, welche uns zu dieser schweren Ausgabe nicht zu Hülfe kommen. Ist dazu keiner unter uns, der etwas eigenes hat, sondern, was wir besitzen, ist Gutsherrenland, wovon wir schwere Interesse geben müssen, daß wir also nichts haben, als was wir mit unsern Händen verdienen. Gelanget daher an Ew. Hochedle Herren unser flehentliches Ersuchen, dieselbe wolle doch nicht zulassen, daß wir unter einer so schweren Last gar ersinken.“

Dies Gesuch war nichtsdestoweniger vom Senat abgeschlagen worden.

³⁰⁾ Brem. St. Arch. P. 4. y.

1743 hatten die Pagentorner ein ähnliches vorgebracht, und wegen der, „seit Menschengedenken nicht erlebten Kalamitäten, strenger Kälte, hohem Wasser, Mißwachs, Hagelschlag und Mäuseplage“ um Erlaß von Monatsgeld und Konsumtion gebeten.

Ein auf diese Bittschrift abgegebenes Konklusum war nicht vorhanden.

Im Jahre 1758 hatten sich dann Pagentorner und Utbremer gemeinsam beschwert, daß ihnen vom Schoßdeputierten auferlegt sei, statt der bisherigen hundert, nun zweihundert Reichstaler zu zahlen. Diese Klage hatte anscheinend Gehör gefunden, es ließ sich feststellen, daß die Pagentorner seit 1766 bei $\frac{1}{8}$ Schoß die obenerwähnte Summe von sechsundzwanzig Reichstalern, zweiunddreißig Groten gezahlt hatten.

Auf Grund dieser kommissarischen Berichte stellte der Rat nun fest, daß es wohl der ehemaligen Dürftigkeit ihrer Vorfahren zuzuschreiben sei, wenn die Pagentorner der Stadt diese geringe Abgabe entrichtet hatten, und, weil die Sache nicht zur Sprache kam, sei es so lange dabei geblieben. Jetzt aber habe die Szene sich verändert, blühender Wohlstand sei in der Bauerschaft zu finden und diese auch daher von jetzt ab ebenso hoch wie die Bürger zu besteuern. Man beschloß, die Pagentorner und Utbremer hätten einen Huldigungseid zu leisten, in welchem eine Verpflichtung zu Schoß und Kollekte enthalten sein müßte.

Es wurden die Utbremer am 12. Mai, die Pagentorner am 4. Juni 1800 vorgeladen und aufgefordert, sogleich den Huldigungseid zu leisten. Beide Bauerschaften jedoch weigerten sich, dies zu tun, da ein solcher Eid auch von ihren Vorfahren niemals verlangt worden sei. Sie zeigten dies Ansinnen des Rates vielmehr umgehend dem Gutsherrn der Feldmark, dem hannoverschen Verwaltungsbeamten, Intendanten Olbers, an. Die darauf erfolgende Denkschrift Olbers' an den Senat enthielt über den verlangten Eid folgende Stellungnahme:

„Offenbar wird darunter eine Neuerung beabsichtigt, die den Verträgen, und zwar dem Stader Vergleich von 1741, § 8, zuwider, nach welchem die Königlichen Meier durch übermäßige Auflagen nicht untüchtig zu ihren gutsherrlichen Abgaben gemacht werden sollen. Selbst angenommen, Königliche Regierung würde dabei nichts einzuwenden haben, daß diese Meiersleute mit dem Huldigungseid belegt werden sollen, so kann und wird Hochdieselbe es nie gestatten, daß selbige

einen Huldigungseid abstaten sollen, der von dem, in den vier Gohen gebräuchlichen, gänzlich abweicht und nur darauf abzielet, dieselben zum Contributionsfuß zu katastrieren, der für ihren Nahrungsstand, ihre Bauerpflichtigkeit und Verfassung nicht geeignet und das gutherrliche Eigentum und die Stellen antastet. Es sei mir erlaubt, noch hinzuzufügen, daß ich durchaus einen Grund vermisse, der diese verfassungsmäßige Neuerung in Schutz nähme und derselben vor den Reichsgerichten das Wort zu reden vermöchte, daß Untertanen, die Hausleute und Meier sind, bürgerliche Lasten, herkommenswidrig, entrichten sollen. Nach meiner Pflicht sehe ich mich genötigt, im Namen Seiner Königlichen Majestät, meines Allergnädigsten Herrn, diesen Protest in die Hände Ew. Magnifizenz zu legen."

Längere Zeit überlegte der Rat, wie diesem Vorstoß des mächtigen hannoverschen Nachbarn am wirksamsten zu begegnen sei. In einem vorläufigen Bescheid hatte der Syndikus Eelking dem Intendanten mitgeteilt, daß der Senat von dem Grundsatz, „die einmal geschlossenen Traktate seines Ortes heilig zu halten, sich nie entfernen werde."

In der Sitzung des Rates vom 6. August 1800 vertrat Dr. Deneken die Ansicht, das zu erlassende Antwortschreiben sei in einem männlichen Ton abzufassen, und Senator Dr. Heineken schrieb aus Oberneuland an den Syndikus dazu folgende Bemerkungen:

„Da mich Ew. Hochwohlgeboren ausdrücklich dazu auffordern, erlaube ich mir zwei Fragen. Erstens: Sollte Ew. Hochwohlgeboren auch unserm Herrn Gegner zu viel einräumen, wenn Sie nur die Sache verteidigen, nicht aber dessen ungebührliche Einmischung rügen? — Zweitens: Wäre es nicht sehr gut, ihn neben den allgemeinen Gründen mit seinen eigenen Verträgen zu attackieren? Ich mache mir Hoffnung, dadurch am ehesten über ihn zu siegen. Außerdem folgender Gedanke: Sie erinnern sich vielleicht der Äußerung des Bürgermeisters Breuls, daß Registerschreiber Witte mehrere Personen angereizt hätte, sich mit Beschwerden an den Intendanten zu wenden? Ich schlage vor, diese Fälle zu untersuchen, und, wenn begründet, sich mit einer sehr ernststen Beschwerde an die Intendantur zu wenden, daß die hiesige Stadt für ein so schweres Vergehen nur Genugtuung darin fände, wenn der Herr Intendant diesen Menschen von sich entferne, es könne der Stadt nicht zugemutet werden, ein solch gefährliches Subjekt in ihren Ringmauern zu dulden, usw. Ich weiß, wie notwendig Witte dem

Intendanten ist und stelle mir vor, daß dieser, um jenem nur aus der Dinte zu helfen, gewiß gelindere Saiten aufziehen wird."

Diesen politischen Kniff wandte der Rat jedoch nicht an; er wies in seinem Antwortschreiben die Beschwerde Hannovers zurück, indem er erklärte, daß es in jetzigen Zeiten, wo man durch überspannte Begriffe von Freiheit und Gleichheit geleitet, sich seinen Verpflichtungen so häufig zu entziehen versuche, nicht geduldet werden könne, daß es Leute gäbe, welche der Reichsstadt nicht durch Eid verpflichtet seien. Es würde wohl niemand behaupten wollen, daß diese wohlhabenden, in ihrer Art reichen Bauern nicht zu den durch den „blutigen Krieg und die teure Demarkationsarmee“ so drückenden Staatslasten beitragen sollten.

Der Intendant antwortete darauf, er sei von den angeführten Gründen des Rates durchaus nicht überzeugt und könne seinen Protest ohne Anweisung seiner Regierung nicht zurücknehmen, sehe sich vielmehr genötigt, den königlichen Meiersleuten die Ableistung des Huldigungseides bei Verlust ihres Meiergutes erneut zu untersagen.

Olbers erreichte damit, daß der Rat die ganze Angelegenheit nunmehr auf sich beruhen ließ; die Verfügung über den Huldigungseid trat nicht in Kraft.

Erst im Jahre 1806 lesen wir wieder über die Sache. Ein Senatsbeschluß besagt, daß den Pagentornern, sofern sie Bürger seien, die Schoßordnung zuzustellen sei. Dies konnte aber nicht den gewünschten Erfolg haben, da von den Bauern nur ein einziger das Bürgerrecht hatte.

Es wurde darum eine Deputation mit der Aufgabe betraut, den Sachverhalt noch einmal zu untersuchen. Dieselbe kam zu dem Schluß, daß es praktischer sei, nur die Abgabe der Bauerschaften im Allgemeinen zu erhöhen, anstatt die einzelnen zu Schoß und Kollekte heranzuziehen, da dies den Bauerschaften Veranlassung geben könnte, sich ihren sonstigen Verpflichtungen, wie Kriegsführen und Instandhaltung der Deiche und Wege zu entziehen. Es scheine aber auf jeden Fall ratsam, die Leute zur Abstattung des Huldigungseides anzuhalten.

Hierin blieb es aber zunächst wieder nur bei dem Vorsatz, erst ein Jahr später wurde das Problem neu aufgerollt, und zwar durch die inzwischen eingetretenen Kriegereignisse.

Im Dezember 1808 baten die Pagentorner, ihnen bei der Einquar-

tierung von Kavallerie und Trainpferden Fourage zukommen zu lassen und sie mit Kriegerfuhren zu verschonen. Sie begründeten diese Bitte so:

„Bekanntlich werden wir in Ansehung der Lasten als Vorstadtbürger behandelt. Sollten wir als Bauern betrachtet werden, so würden wir, gleich diesen, Ochsen, Schweine usw. schlachten können, ohne Konsumtion zu zahlen und würden für unser zur Mühle gebrachtes Korn nichts an die Accisekammer zu entrichten brauchen. Wir tragen aber zu diesen sämtlichen Abgaben bei und erlegen außerdem, gleich den Vorstadtbürgern, Wachtgeld. Danach könnten wir bei der Einquartierung auch erwarten, daß uns Fourage gegeben wird. Dies ist auch zuweilen geschehen, jetzt jedoch weigert die Bequartierungsdeputation sich, uns zu Hülfe zu kommen.“

Dazu erklärte diese Deputation, daß sie außerstande sei, obigem Gesuch nachzukommen, da die Bittsteller ja keine Bürger wären und nicht von Bürgerleutnants, sondern von ihrem Bauermeister bequartiert würden. Jetzt erböten sich dieselben aber, Bürgerpflichten zu übernehmen.

Im Januar 1809 überlegte der Rat, ob es angebracht sei, die Pagentorner und Utbremer zu Bürgern zu machen und unter welchen Bedingungen. Es wurde beschlossen, die Pagentorner zuerst zu vernehmen. Diese erklärten sich nun, außer Klatte auf dem Barkhof und dem Prävenmeier Lods, bereit, die Vermögenssteuer, Bürgern gleich, zu entrichten, auch, sich von dem Leutnant, in dessen Quartier jeder wohnte, bequartieren zu lassen, worauf sie vorläufig für vierzehn Tage Fourage aus den Stadtmagazinen gereicht bekamen. Über die Einquartierungslast der Pagentorner wurde ermittelt, daß den Bauern beim ersten Einrücken der französischen Truppen vom Spätjahr 1806 Fourage bis Ostern 1807 geliefert worden sei. Ihre augenblickliche Einquartierung seien fünfunddreißig Mann und ein Offizier, dazu ebenso viele Pferde.

In der Senatssitzung vom 8. März 1809 befaßte man sich dann eingehend mit diesem Gegenstand, und Senator Dr. Schumacher gab dazu folgenden Bericht:

„Zur Bauerschaft gehören elf Stellen, darunter sollen fünf volle Höfe sein. Die Besitzer der Höfe wohnen außer dem Klatte auf dem Barkhof innerhalb der verschiedenen Vorstadtkompagnien. Diese Leute sind wahre Adiaphore im Staat, Leute, die in gewisser Hinsicht

als Bauern, in anderer als Bürger, in noch anderer Hinsicht aber weder als Bürger noch als Bauern betrachtet worden sind.

1. Auf ihr Verhältnis als Bauern beruht das Folgende: Es führen die Pagentorner den Namen einer Bauerschaft, haben einen Bauermeister und unterhalten einen Schlag im Eisenradsdeich. Sie konkurrieren mit den übrigen Bauerschaften der Vierlande in der Wahl eines Deichgräfen und zur Deichgeschworenenschaft. Die in Kriegszeiten ihnen zugeteilte Mannschaft wird durch ihren Bauermeister bequartiert, sie haben keinen Anteil an Fouragelieferungen, sie leisten endlich, wenigstens in neuerer Zeit, Kriegerfuhren.

2. Dagegen werden sie als Bürger in folgenden Punkten behandelt: Sie zahlen nicht, wie andere Bauern, die Kontribution, zahlen aber das Verdinggeld für Heu, Stroh, Torf. Für das Schlachten zahlen sie die Konsumtion, für ihr zur Mühle gebrachtes Korn die Accise, zahlen das Wachtgeld in der Kompagnie, in der sie wohnen und tragen zu sonstigen bürgerlichen Abgaben, namentlich zu den neuen Auflagen, bei.

3. In einem, weder auf Bürger- noch auf Bauernstand passenden Verhältnis, in einer wahren Anomalie befanden sie sich bisher deshalb, weil sie dem Staat nicht zum Eid zugelassen waren, und bisher weder sie selbst noch ihre Vorfahren durch Huldigungs- oder Bürgereid die gehörige Verpflichtung übernommen haben, mit Ausnahme des Arend Klatte, der bei besonderer Gewinnung des Bürgerrechts zugeschworen hat. Ferner tragen sie zwar zur Stadtabgabe von Schoß und Kollekte bei, aber nicht, wie die Bürger, nach ihrem wahren Vermögen, sondern so, daß die Bauerschaft unter sich ein gewisses Quantum aufbringt.

Obgleich nun dies schon der Anomalien genug sind, wollen doch noch zwei Pagentorner in ganz besonderen, von jenen verschiedenen Verhältnissen stehen, nämlich

a. Jakob Klatte auf dem Barkhofe, der außerhalb des Bezirks der Vorstadt wohnt, ehemaliger hannoverscher Untertan war, keine Accise oder sonstigen Abgaben bezahlt, nach der Tradition zum Gerichte Schwachhausen, ratione aber zum Gastgericht gehört und von dem Pagentorner Bauermeister bequartiert wird.

b. Johann Lods oder Loddig, der als Prövenmeier von den bisherigen Beiträgen frei gewesen und noch einige andere Vorzüge genießen soll, zwar zur Bauerschaft gehört, aber nur jährlich dem Bauermeister dreieinhalb Taler Konsumtionsgeld entrichtet, sonst aber von

allen Bauerlasten frei ist, sich auch zu keiner Kompagnie zugezählt wissen will."

Zu dieser Darstellung gab die Senatskommission der Meinung Ausdruck, daß sie keinen Nutzen darin sähe, die Pagentorner zu Bürgern zu machen, wohl aber Schaden, denn:

„Diese Leute sind einmal Bauern und müssen Bauern bleiben; wollte man sie zu Bürgern machen, so würden ihre sich jetzt schon äußernden Ideen von bürgerlichen Vorzügen wachsen und sie in ihrer doppelten Qualität als Bürger und Bauern mehr noch als bisher weder Fisch noch Fleisch sein. Sie würden unfehlbar immer den Mantel nach dem Winde hängen, je nachdem es ihnen vorteilhaft ist und jedesmal das gerade im Augenblick der Anwendung ihnen vorteilhafteste Verhältnis vorschieben und danach beurteilt zu werden verlangen.“

Man wies darauf hin, daß die Pagentorner es verstanden hätten, lange Zeit hindurch die Idee ihrer Dürftigkeit mit geschickten Bittschriften aufrechtzuerhalten und um des lieben Friedens mit dem hannoverschen Nachbarn willen hätte man alles beim alten belassen. Da es jedoch mit den Staatsgrundsätzen unvereinbar sei, daß diese Leute ohne Eid „beständig ihr Wesen trieben“, beschloß die Wittheit nunmehr, daß Pagentorner und Utbremer zwar weiterhin alle Bauerlasten zu tragen hätten, jedoch unter Voraussetzung des Huldigungseides und zu zahlender öffentlicher Abgaben zu den Vorstadtskompanien zu schlagen seien.

Zu einer Durchführung dieses Beschlusses kam es aber auch dieses Mal nicht. Es folgten die Jahre der Fremdherrschaft, und erst 1815 lesen wir wieder von der Sache, als die Pagentorner sich mit einer Bittschrift an „unsere alte uns wieder beglückende und mit notorischer Gerechtigkeitsliebe beseelte Regierung“ wandten. Die Bauerschaft protestierte darin gegen die Aufforderung, das seit 1806 rückständige Monatsgeld zu entrichten, „anstatt wir uns schmeichelten, noch vom Staat eine billige Vergütung wegen Kriegslasten und Steuern zu erhalten“. Obgleich die Bauern noch auf ihren Schaden beim Stadtbombardement hinwiesen, lehnte der Rat ihr Gesuch ab, empfahl aber der Finanzdeputation, die mit den Umständen vereinbarliche Schonung walten zu lassen.

Inzwischen hatte bereits der Bürgerkonvent darüber verhandelt, wie dem Gesuch der Pagentorner und Utbremer um Aufnahme in den bürgerlichen nexus stattzugeben sei. Nach vielem Begutachten und Be-

denken während des Jahres 1815 kam es dann am 12. Januar 1816 vor der Wittheit zu folgendem Beschluß:

„Die Pagentorner und Utbremer Bauerschaften sind unter folgenden Festsetzungen als Vorstadtbürger aufzunehmen:

Es wird ihnen, sowie ihren Frauen und Kindern, das vorstädtische Bürgerrecht unentgeltlich erteilt, mit Ausnahme des Jakob Klatte auf dem Barkhof, und haben sie am nächsten 12. Februar den Bürgereid vor dem Obergerichte nach dem bisher üblichen gedruckten Formular zu leisten. Ungeachtet ihrer Aufnahme zu Bürgern bleiben sie in Bezug ihrer Meierländereien dem bisherigen auf sie geltenden Meierrecht unterworfen. Sie verrichten ferner, wie bisher, die ihnen obliegenden Reparaturen an Deichen, Fleethen und Wegen und leisten die Kriegerfahren und Vorspanndienste nach der bisher üblichen Reihenfolge, behalten aber auch den Genuß ihrer Gemeinheiten. Sie bezahlen Konsumtion, Accise, Pferde- und Hundesteuer, sowie Grund- und Personensteuer wie die Bürger. Sie sind landwehrpflichtig wie die Vorstädter und werden in Hinsicht der Bürgergarde zur Vorstadt gezählt. Sie werden von der Einquartierungsdeputation bequartiert und nehmen an der Fouragelieferung teil. Schoß und Kollekte bezahlen sie wie die anderen Bürger nach ihrem Vermögen. Jakob Klatte auf dem Barkhofe bleibt von dieser Einrichtung ausgeschlossen, nur in Betreff der Bequartierung wird er von der Einquartierungsdeputation geschätzt, nimmt aber an der Fourage keinen Anteil, weil er keine bürgerlichen Lasten trägt.“

Von diesem Wittheitsbeschuß waren jedoch Pagentorner und Utbremer in keiner Weise erbaut, sie antworteten, daß ihnen bei den vielen Klauseln, welche der Vertrag enthielte, „vielfältige Bedenklichkeiten aufgestoßen seien“, und sie nun befürchteten, alle Lasten des Bürger- wie des Bauernstandes tragen zu sollen, ohne des Nutzens des einen wie des anderen Standes teilhaftig zu sein. Vor allem baten sie darum, sie doch auch hinsichtlich ihrer Grundstücke den Vorstadtbürgern gleich zu setzen.

Zu diesen neuen Schwierigkeiten erklärte Dr. Klugkist, wie schon oben seine Amtsgenossen, daß Pagentorner und Utbremer schon immer einmal als Bauern, dann wieder als Vorstadtbürger aufgetreten seien, entweder, um sich den Lasten des einen Standes zu entziehen, oder um die Vorteile des andern sich anzueignen. Ihren jetzigen Versuch, in

das größere Freiheiten gewährende vorstädtische Meierrecht einzutreten, begründeten sie nun damit, daß ihr Land ja zum Teil innerhalb der Vorstadt läge. Die Eigenschaften eines Grundstückes aber würden nicht durch die Lage bestimmt, vor allem nicht in der Vorstadt, wo seit alters freies, vorstädtisches und Bauerngut durcheinander läge.

Auf diese Ausführungen hin beschloß der Senat, daß den Supplikanten ihr Gesuch nicht zu gewähren sei, sie vielmehr bei zehn Reichsthalern Strafe am 8. Juli 1816 den Bürgereid abzustatten hätten.

Aber immer noch lag den Bauerschaften „manches auf dem Herzen, was Bedenklichkeit erregt“, und es wurde ihnen abermals ein Aufschub bis zum 16. September bewilligt.

Zwei Tage vorher wiederholten sie ihre Bitte um das vorstädtische Meierrecht. Nicht zu Unrecht fürchteten sie, durch das bremische bäuerliche Meierrecht in einen ungünstigeren Stand gesetzt zu werden, als sie es als hannoversche Meier gewohnt waren. Sollte ihnen aber das vorstädtische Meierrecht doch nicht gewährt werden können, so baten sie, ihnen den Freikauf der Stellen von der Gutsherrschaft, etwa nach den zur französischen Zeit bestehenden Bedingungen, zu gestatten.

Davon konnte jedoch keine Rede sein. Dr. Klugkist erklärte, die Bauerschaften seien schon durch das unentgeltliche Bürgerrecht genug begünstigt. Zu ihrer Bitte, „doch genau zu bestimmen, welche von ihren Grundstücken denn nun vorstädtische und welche bauerpflichtige seien, der Unterschied, welcher zwischen beiden gemacht würde, verwirre ihre Begriffe“, bemerkte der Senator:

„Die Anwendung dieses etwas verbrauchten Fechterkniffes, dies Versteckspielen mit den verschiedenen Gutsherren beweist klar, wie wenig die Bittsteller noch ihre ursprüngliche Bauernnatur abgestreift haben.“

Bezüglich des hannoverschen Meierrechts mußte er allerdings zugeben, daß es in manchen Punkten von dem in Bremen üblichen abweiche. Die Frage, ob Bremen nun verpflichtet sei, die Pagentorner und Utbremer nach den hannoverschen Verhältnissen zu behandeln, wurde mit der Feststellung beantwortet, daß die Meierbriefe einzuhalten seien, und, wo diese nicht ausreichten, das Meierrecht. Einmal bestehende Vorrechte mußten auch von Bremen gewährt werden.

Der Rat lehnte also das vorstädtische Meierrecht für die Bauern ab und setzte ihre Vereidigung, wieder bei zehn Reichstalern Strafe für jeden Nichterscheinenden, auf den 6. Dezember fest.

An diesem Tage kamen nur drei Pagentorner aufs Rathaus, wollten den Eid jedoch nur leisten, wenn sämtliche zu vereidigende Personen zugegen wären. Diese waren fern geblieben, weil inzwischen wieder eine Beschwerdeschrift von ihnen an den Rat unterwegs war, worin sie äußerten, daß ein erzwungener Eid nur ihr Gewissen beschweren würde, sie aber nicht hindern könne, ihre Klage „vor die Behörden zu bringen, welche nach dem klar ausgesprochenen und von den größten deutschen Bundesstaaten schon anerkannten Bedürfnis des germanischen Sinnes sich ausbilden müssen, um die allenthalben bestehenden Differenzen zwischen der Staatsgewalt und den Untertanen zu entscheiden“.

Die Ratsversammlung beschloß daraufhin, nochmals die Abstattung des Eides auszusetzen und das Gesuch der Bauern abermals an die bestehende Kommission zu verweisen. Diese stellte aber fest, daß alle Einwände der Bauerschaften bereits in den früheren Beschlüssen berücksichtigt seien und bemerkte verärgert, es sei nicht begreiflich, was nun ihre erneute Bitte um Erklärung solle, die „nichts anderes sein kann, als der gestaltlose Niederschlag eines unbestimmten, allgemeinen Mißtrauens, das immer bei der Auflösung von Bauernnaturen sich zeigen wird“.

Bei nunmehr zwanzig Reichstalern Strafe wurde die Beeidigung jetzt endgültig auf den 13. Januar 1817 angesetzt. Die, wegen Nichterscheinens am 16. Dezember verwirkte Strafe sei beizutreiben. Die Bauerschaften gaben ihr Sträuben nun als aussichtslos auf, und ihre Einverleibung in den Bremer Staat fand endlich statt.

Das Bild, welches die beiden kampfgeübten Bauerschaften in den sechzehn Jahren Streites um ihre Aufnahme zu Bürgern gegeben haben, wäre nicht vollständig, wenn sie nicht im Januar prompt um Erlaß der zehn Reichstaler Strafe nachgesucht hätten:

„Es ist uns nicht in den Sinn gekommen, uns wider unsere hohen und teuern Obern aufzulehnen, und sehr schmerzhaft und kränkend ist es uns daher, uns jetzt vom Staatsanwalt wegen vorerwähnter Geldbuße vor Gericht gefordert zu sehen, um uns selbst durch Bezahlung dieser Geldsumme als Ungehorsame darzustellen. Dieser Gedanke schmerzt uns um so mehr, als wir uns jederzeit als gute und gehor-

same Staatsbürger betragen haben und uns an Treue, Gehorsam und Ergebenheit für unsere teuren Obern niemand übertreffen kann.“

Die Obern jedoch schlugen das Gesuch ab, nur den drei Pagentornern Diedrich Hagens, Lüder Lindhorn und Hinrich Lampe, welche sich damals im Rathause eingefunden hatten, wurden, nachdem sie in einer besonderen Bittschrift empört protestiert hatten, die zehn Taler erlassen.

2. Die Hofdienste.

Im Jahre 1819 hatte die Einbürgerung der Bauern dann das Nachspiel, welches schon die Deputation des Rates vom Jahre 1807 vorausgesehen hatte. Unter der Erklärung, daß sie ja nun Bürger geworden seien, versuchten die beiden Bauerschaften, sich der lästigen Hof- und Spanndienste zu entledigen, und zwar waren diesmal die Utbremer die Anstifter der Auflehnung, als sie bei der Ausbesserung des Herdentorsteinweges Sand fahren sollten. Es erscheint bei dieser Gelegenheit angebracht, die Hofdienste der Bauerschaft näher zu beleuchten.

Von den Deichdiensten, welche die Pagentorner als Besitzer der Wisch für die Instandhaltung des Eisenradsdeiches zu leisten hatten, haben wir bereits gehört. Damit im Zusammenhang steht eine Nachricht der Vorstadtsherren aus dem Jahre 1682. Das Hochwasser des verflossenen Winters hatte unter anderm die Schanze an der Schleifmühle stark beschädigt. Es mußten Soden zur Befestigung der Böschung herbeigeschafft werden, und die Vorstadtsherren hatten den Pagentornern den Befehl erteilt, diese in der Wisch abzugraben. Die Pagentorner hatten dies auch getan, weigerten sich nun aber, sie zur Schanze zu fahren und beschwerten sich beim Deichgräfen über solche Zumutung. Der Vorstadtkommissar schreibt darüber⁴⁰⁾:

„Und sind die Pagentörner zum Bürgermeister Erp gelaufen und haben dem weis gemacht, die Soden müßten zu den Deichen bleiben, allein, weil die Buben nur solches aus Bosheit, und weil sie soweit keine Erde wollten herfahren, getan, so haben wir commissarii die Pagentörner Bauleute wegen des übeln comportements bestraft, auch sie darauf ausgepfändet, und haben sie auch ihre Strafe würclich bezahlt mit zwei Reichstalern.“

⁴⁰⁾ Brem. St. Arch. P. 4. r.

Mit der Wisch, soweit sie vorstädtisches Gebiet war, hingen auch Hofdienste zusammen, welche die Bauern dem Marstall zu leisten hatten. In einem Schreiben des Senats von 1724⁴¹⁾ heißt es, daß die Pagentorner dafür dem Marstall Heu und Hafer einfahren müßten und die Stadttore und öffentlichen Plätze reinigen.

Über diese Straßenreinigung beschwerten sich auch die Utbremer 1682 und baten um Erlaß des Hausgeldes, weil „sehr schwere Stadtdienste auf sie gelegt seien, indem sie in der Mehrzahl, so oft als nötig, den Unflath vom hiesigen Markt wegführen“. 1696 suchten sie darum nach, nicht wöchentlich zweimal den Kot vom Markt wegfahren zu brauchen. Ein Jahr später sind sie unzufrieden darüber, daß, bei Verminderung der Handdienste beim Schlammfahren vom Markt, ihnen die Dienste im Fahren so viel schwerer gemacht seien. Weiter heißt es in einem Nachrichtenblatt über die Vorstadt von 1682⁴²⁾, „daß die Vorstadtsbauleute den Herren Commissarii, wenn solche es begehren, den Dreck wöchentlich vor dem Hause aus der Stadt wegfahren, auch nötigen gelben Sand zum Streuen zufahren mußten“.

Die Vorstadtskommissare konnten auch noch weitere Spanndienste der Bauern beanspruchen. Dabei pflegte der ältere der Herren die Utbremer, der jüngere die Pagentorner heranzuziehen. „Binnen eines Hochweisen Rates Gebiet sei auf eine Tageslänge, eine kurze Fuhre genannt, zu leisten, wozu sie jedoch mehr bitt- als zwangsweise zu vermögen“, wird hinzugesetzt. 1723 aber wird bei Aufzählung der Hofdienste dieses „bittweise“ nicht mehr erwähnt, und 1819 stellt der Rat selbst fest, „daß die Herren Vorstadtskommissare diese Dienste entweder zu Lustfahrten oder, um sich zu ihrem Privatnutzen Torf aus dem Moore holen zu lassen, gebraucht, während sie doch ursprünglich zum Wohle des Staates gedacht waren“. Die Utbremer hatten sich 1716 darüber beschwert, „daß sie müßten Malefizpersonen ein und ausbringen und Pferde und Wagen bis hin nach Stade stellen und bei Durchzügen durch die Stadt Bagage wegbringen“.

Auch von Naturallieferungen der Bauern an die Vorstadtsherren erfahren wir 1682: „So können auch die Herren bei den Bauleuten einige Kapaunen zur Auffütterung halten.“ 1793 heißt es, „das Kapaunenfüttern, Sandbringen, Unreinigkeit abholen und das bittweise ist abgekommen.“

⁴¹⁾ Brem. St. Arch. D. 9. k.

⁴²⁾ Brem. St. Arch. P. 4. a.

Gelegentlich scheinen die Bauern auch zu recht merkwürdigen Diensten benutzt worden zu sein. Ein Bericht des Bremer Polizeikapitäns Dröge vom Jahre 1737⁴³⁾ gibt dessen großes Erstaunen darüber kund, daß er beim Visitieren seiner Posten außerhalb der Landwehr eine Anzahl „hannoverscher Bauren“ beobachten konnte, die, mit Handstöcken versehen, das Steintor bewachten, eine zweite Gruppe, mit Heugabeln und Forken angetan, belagerte den Stadtausgang bei der Schleifmühle, eine dritte hatte bei den drei Pfählen vor Hastedt Posten gefaßt, und alle gaben vor, von ihrem Intendanten befehligt zu sein, die Ein- und Ausmarschierenden zu beobachten und auf Diebe und Spitzbuben aufzupassen.

Von den Diensten, welche der Stadt bei der Instandhaltung der Steinwege zu leisten waren, erfahren wir, daß 1671 die Utbremer zwei Tage, die Pagentorner einen Tag abwechselnd bei der Anlage des Utbremer Steinweges Sand fahren mußten, bis dieser fertiggestellt war. 1683 wurde der Herdentorsteinweg umgelegt und erhöht, sowie der Steinweg längs der Bürgerweide bis zur Schleifmühle angelegt, und wieder mußten Pagentorner und Utbremer Sand fahren. Im Jahre 1692 baten die Bauerschaften, sie mit den Fahrdiensten zur Verfertigung des Steinweges außer dem Steinturm zu verschonen, sie seien nur verpflichtet, die Steinwege innerhalb der Schlagbäume zu unterhalten. Dies Gesuch wurde auch bewilligt.

Über all diese Dienste stellte der Rat 1819 fest, daß es sich dabei nicht um eigentliche Hofdienste handele, wie sie sich ein Gutsherr von seinem Meier ausbedinge, sondern, da die Bauern ja nicht Meier des Rates gewesen seien, wären diese Dienste Frondienste. Er schlug den beiden Bauerschaften vor, diese Verpflichtung für die Zukunft in eine Geldzahlung umzusetzen oder abzukaufen. Beides aber lehnten die Bauern mit der Erklärung ab, es habe sich bei diesen Spanndiensten nur um Gefälligkeiten gehandelt, und sie „seien nun sehr davon angetan“, diese als Verpflichtung angerechnet zu bekommen, mit der Zumutung, sich auch noch davon freikaufen zu müssen.

Die zur Prüfung der Sache ernannte Kommission bemerkte in ihrem Bericht, daß ein Fortfall der Dienste der Staatskasse wenig nützlich sein würde, denn wenn man auch zugeben müßte, daß die Bauern in bezug auf die Vorstadsherren im Recht seien, da diese Dienste ursprünglich tatsächlich bittweise geleistet wären, so sei das

⁴³⁾ Brem. St. Arch. P. 4. x.

doch nicht weiter zu berücksichtigen, da dieselben ja achtzig Jahre lang tatsächlich geleistet worden seien, auch würden die Bauern wohl kaum längere Zeit widerstehen, da schwerlich einer von ihnen den historischen Ursprung der Verhältnisse kenne. Da man sie jedoch zu einem Abkauf nicht zwingen könne, bliebe nur das Mittel, diese Dienste selbst wieder zu verlangen, bis die Bauern es müde würden und von sich aus um eine Ablösung einkämen. Der Rat bestimmte darum, daß diese Dienste von jetzt ab der Wegebaudeputation zu leisten seien.

Mit Beginn der neuen Zeit strebten die Pagentorner auch danach, von der Abgabe des Zehnten loszukommen. 1819 baten sie den Senat, denselben abkaufen zu dürfen. Dieser war auch keineswegs abgeneigt, weil die Staatskasse zu der Zeit ohnehin große Verbindlichkeiten gegen den Schuldentilgungsfonds zu erfüllen hatte. Bezüglich des Preises wollte man den Durchschnitt der Kornpreise der letzten fünf- undzwanzig Jahre nehmen und denselben zu drei Prozent kapitalisieren. In diesem Sinne wurde die Finanzdeputation beauftragt, das Geschäft abzuschließen. Dasselbe muß sich aber doch wohl wieder zerschlagen haben, da noch 1844 Diedrich Hagens ein Gesuch einreichte, den Sackzehnten von einem seiner Grundstücke zu nehmen und auf ein anderes zu übertragen, weil er dasselbe verkaufen wollte. Ein Beschluß darüber liegt jedoch nicht vor.

Abschließend sei bemerkt, daß, wenn auch die Aufnahme der Pagentorner zu Bürgern die Auflösung der Hofdienste ins Rollen gebracht hatte, diese beginnende Zersetzung uralter Verpflichtungen bäuerlichen Lebens als Zeichen der Zeit doch auch sozusagen in der Luft gelegen hatte.

Die Abgeltung des Meierrechts brachte dann mit der Erlösung vom lange getragenen Joch der Abhängigkeit vom Grundherrn zwar eine zunächst golden erscheinende Freiheit mit sich; zusammen mit einer anderen Entwicklung jedoch, von der wir im nächsten Kapitel hören werden, lag in ihr auch schon der Keim zum vorbestimmten Untergang der Bauerschaft beschlossen.

D. Die Auflösung.

Das Meierrecht war schon während der französischen Zeit vorübergehend aufgehoben worden, weil das französische Gesetz keine geteilten Besitzrechte am Grund und Boden kannte, 1815 wurden

aber die alten Gutsherrn- und Meierverhältnisse zunächst wieder eingeführt. Im Jahre 1826 jedoch wurde ein Gesetz geschaffen, welches den Bauern gestattete, auch freien Grundbesitz zu erwerben und das Meierverhältnis ablösbar machte. Nach und nach wurde dann von diesem Recht auch Gebrauch gemacht, jedoch weit langsamer, als man glauben sollte, denn im Jahre 1842 hatten sich von den elf Pagentorner Höfen erst vier freigekauft. Weitere dreißig Jahre sollten noch vergehen, bis auch der letzte Pagentorner als freier Mann auf freiem Boden saß. Abgesehen von der finanziellen Anstrengung, welche ein Loskauf immerhin bedeutete, mochten die Bauern in den Beschränkungen des Meierrechts dessen gleichzeitige Vorteile für die ungestörte Bewirtschaftung und zwangsläufige Erbfolge wohl auch nicht verkennen. So griff die tiefgehende Veränderung in den Lebensverhältnissen der Pagentorner, die immer mehr um sich greifende Ausbreitung der Stadt doch nur zögernd nach dem Bestand der Hofstellen, und ehe diese Entwicklung voll zur Auswirkung kam, neigte das Jahrhundert sich schon seinem Ende zu.

Die vielfältigen Bedürfnisse der wachsenden Stadt hatten den Landbau in Pagentorn insofern schon frühzeitig beeinflußt, als der Anbau von Gemüse gegenüber dem reinen Ackerbau immer mehr zunahm. Dieser Gemüsebau war zwar mühsamer als der Anbau von Getreide, aber dafür auch sehr viel lohnender und so waren es vornehmlich die kleineren Stellen, welche sich damit befaßten. Die großen Höfe nahmen an dieser Entwicklung mehr dadurch teil, daß sie Gemüseland an Kohlhöcker verpachteten, welche wenig oder gar kein eigenes Land besaßen. Die Nähe der Stadt machte den Absatz der Erzeugnisse leicht und die von dorthin anfallenden Abfallstoffe, wie Dünger, Rückstände aus Brauereien, Schlachtabfälle usw. ließen die Ertragsfähigkeit des Landes erheblich ansteigen. So nahm die Nachfrage nach Pachtland ständig zu, was auch durch die zunehmend in den Vorstädten sich anbauenden Stadtbürger gefördert wurde, bis endlich das Aufleben der Kleingartenbewegung in den letzten Jahrzehnten des Jahrhunderts dieses Bedürfnis ins Ungeahnte anschwellen ließ.

Alle diese Umstände hatten den Wohlstand der Bauerschaft sehr gehoben. Doch blieb diese günstige Lage auch der Obrigkeit nicht verborgen und die altbeliebten Bitten der Pagentorner um Steuernachlaß fanden nun taube Ohren.

Wohl mag Eelkings anno 1800 in Sachen des oben behandelten Huldigungseides gegen den Intendanten gerichtete Denkschrift zweckdienlich übertrieben haben, wenn sie schrieb: „Diese in ihrer Art reichen Leute, deren Glücksumstände sich, wie das Äußere ihrer Personen und Wohnungen, welchem letzteren die Eleganz des Innern vollkommen entspricht, zeigt, immer noch bessern“, doch klingt folgender Bericht von 1819 sachlich und nüchtern:

„Die Pagentörner befinden sich durchweg in blühendem Wohlstand, besitzen ansehnliche Meierländereien, treiben Viehzucht und einen beträchtlichen Landbau. Sie sind wegen der Nähe der Stadt so gut situiert wie die Vorstädter, da sie ihre Produkte mit geringem Zeit- und Kostenaufwand zu Markte bringen können, den Dünger mit leichter Mühe aus der Stadt sich holen, eine Lage, die sie ungemeine Vorzüge vor allen anderen Bauern, und, wegen der Menge ihres Landes, selbst vor den Bürgern genießen läßt.“

Das verstärkte sich, als sich die Fälle mehrten, daß einzelne Grundstücke, zunächst an den Hauptstraßen, für Bauzwecke verkauft wurden. In den dreißiger Jahren verschwanden die beiden Höfe von Lindhorn und Hagens an der Bauernstraße. Klätte am Hohenpfad wurde von dort vertrieben. 1848 wurde die Feldmark Pagentorn eingemeindet und die Stadt entwarf ihre Bebauungspläne. Es wurde zunächst das Gebiet östlich des Dobbens bis zur Wisch mit Planstraßen durchzogen und zur Bebauung vorgesehen.

Die Anlage der ersten Eisenbahn in Bremen, der Strecke nach Hannover, hatte 1847 die Feldmark bereits in zwei Teile geteilt. Das in Frage kommende Gelände war schon 1845 enteignet worden, es betraf dies Grundstücke von Johann Loddigs, Arend Klätte, Jakob Klätte-Barkhof, Diedrich Hagens, Jakob Schierenbeck, der St. Petri-Domkirche; von Berend Garbade, Jakob Klätte-Orthof, dann die Wisch, Lüder Lindhorn und Hinrich Lampe. Auch die Stadt war in ihrer Eigenschaft als Besitzerin eines Teils der Gethkuhle beteiligt. Der vom preußischen Eisenbahnfiskus gezahlte Preis betrug für den Morgen durchschnittlich einhundertundfünfzig Reichstaler.

Im Jahre 1849 erwarb die Stadt, wie schon vordem erwähnt, eine Fläche von 10 $\frac{6}{10}$ ha des westlichen Teils der Wisch, um eine Krankenanstalt darauf zu errichten. Zwar hätte man ärztlicherseits lieber gesehen, wenn ein Grundstück am Fehrfeld für diesen Zweck gekauft worden wäre, weil dort der Boden besser für gärtnerische

Anlagen war. Auch schien die Nähe des frischen Dobbenwassers günstig, jedoch war der Preis, sechshundert Mark pro Morgen, allzu abschreckend, und die betreffende Deputation fing an, mit den Pagentornern zu verhandeln. Über hundertundfünfzig Reichstaler für den Morgen hoffte man einig zu werden und bot den Bauern als Entgelt den Peterswerder mit dem danebenliegenden Ochsenwerder, welche Grundstücke die Stadt für diesen Zweck vom Rembertistift und der St. Pauli-Kirche zu 6500 Reichstaler angekauft hatte. Als die Pagentorner während der Verhandlungen plötzlich anderen Sinnes wurden und außerdem noch sechs Morgen vom Weserbusch forderten, welcher einen Wert von achtzehnhundert Reichstalern hatte, sowie sechstausend Reichstaler in bar dazu, beschloß die Bürgerschaft am 22. November 1848 die Enteignung des Wischgrundstückes zu den vorigen Bedingungen.

So bekam die Feldmark in diesen Jahrzehnten auch äußerlich ein anderes Gesicht. Die ersten Gebäude, welche im freien Feld, an der großen Chaussee nach Schwachhausen errichtet wurden, waren die Bauernhäuser der Pagentorner Schierenbeck, Lindhorn, Hagens und Klatte gewesen, und wir hörten auch schon, daß sich in ihren Häusern Lokale aufmachten, die ins Freie drängenden Städter gastlich zu empfangen. Das ließ andere unternehmungslustige Leute nicht ruhen. Nachdem 1843 am Fehrfeld ein „Lustort mit zwei Kegelbahnen für aufs Land spazierende Städter“ geschaffen war, drängte die neue Eisenbahnanlage im Jahre 1847 den Wirt Callmeyer zu dem Wunsch, dort, wo dieselbe die Schwachhauser Chaussee schnitt, einen „eleganten Pavillon“ zu eröffnen. Callmeyer nahm an, gerade dieser Platz würde sich vorzüglich zu einem Vergnügungsort eignen, indem man die Eisenbahnzüge „vorüberfliegen sieht und die belebte Chaussee vor Augen hat“. Dieser Wunsch wurde ihm zwar bewilligt, aber die Akten schweigen darüber, wie lange das Vergnügen an der Staub und Ruß verbreitenden Eisenbahn gedauert hat, denn der „sich dort geltend machende erquickende Hauch der Landluft“ kann die Erholungsuchenden kaum allzu lange mehr erfreut haben. Callmeyer sah sich denn auch bald genötigt, seinem „Eisenbahn-Pavillon“ benannten Lokal neue Anziehungskraft zu verleihen und bat 1851 den Senat, ihm zu gestatten, an den Sonntagen im Sommer morgens vor acht Uhr Konzerte zu veranstalten, wobei er sich jedoch verpflichten wolle, nur Kirchenmusik und Choräle vortragen zu lassen. Schon vor einigen

Jahren hatte er um die Erlaubnis zu einem Sommertheater gebeten, wie ein solches sein Konkurrent Wilke betrieb, was ihm aber abgeschlagen worden war. Die sonntäglichen Gartenkonzerte wurden erlaubt, denn „gewiß ist es etwas Schönes und Erhabenes, einen Sonntagmorgen bei den Klängen herrlicher Musik in Gottes schöner Natur zubringen zu können“. Ein biedermeierlicher Genuß, der in uns Heutigen nur Neid erwecken kann.

Von der Bahnhofsgegend ausgehend begann dann allmählich die Bebauung mit städtischen Häuserreihen. Das schöne Gemälde Carl-Georg Kösters vom idyllischen Steintor aus dem Jahre 1865 zeigt uns im Hintergrund schon die eben errichteten Gebäude der Schleifmühle, während der Dobben sich noch einige Jahre in ländlicher Ungebundenheit durch baumumschattete Gärten und Gehöfte hinschlängeln durfte.

Nachdem die Stadt schon 1850 ihre ersten Bebauungspläne für die Gegend östlich des Dobbens bis zur Krankenanstalt entworfen hatte, entstanden die Planungen für das eigentliche Pagentorner Feld um 1870. Hier, im Osten der Bürgerweide, wo die Pagentorner Bauerngeschlechter in jahrhundertelanger harter Arbeit dem Acker seine Früchte abgetrotzt hatten, erwuchs nun allmählich das schmucke Parkviertel mit seinen großzügigen Straßenzeilen voll vornehmer Ruhe.

Jedoch auch für die Bauern kamen durch die vielen Landverkäufe nun Jahrzehnte ungeahnten Aufblühens ihrer Verhältnisse. Die Preise für Land unterlagen damals keiner staatlichen Beschränkung, regelten sich vielmehr nach Angebot und Nachfrage. Da sich das Verkehrswesen noch nicht genügend entwickelt hatte, waren die Bauunternehmer gerade auf diese der Stadt zunächst liegenden Grundstücke angewiesen und die Grundpreise waren recht hoch. Im vorderen Parkviertel z. B. wurden schon in den siebziger Jahren für den Quadratfuß drei Mark bezahlt, und diese Preise hielten sich bis zum ersten Weltkrieg, wo noch dreißig bis vierzig Mark für den Quadratmeter gerechnet wurden. Selbst in der Steintorsvorstadt waren die Preise ähnlich. Hier kamen aus kleinen Kohlhöckerstellen, die oft auf einen Schlag verkauft wurden, schon Hunderttausende heraus, manche Bauernhöfe aber enthielten plötzlich Millionenwerte.

Bei der Anlage der Holler Allee hatte der Barkhofer Klatte 1872 einen Teil des Straßengrundes unentgeltlich abgetreten, um dafür frei

von allen Straßenkosten zu sein, was 1882 genehmigt wurde. Klatte beantragte darauf, eine Verbindungsstraße zwischen Schwachhauser Heerstraße und „Bürgerparkallee“ anlegen zu dürfen, und zwar in fünfzehn Metern Breite auf einem von ihm herzustellenden Damm, der über den alten Kuhgraben geführt werden sollte. Für diese erbetene Vergünstigung bot er der Stadt an, die der Anlage der Straße „am Barkhof“ entgegenstehenden und in seinem Rechtsanspruch begründeten Hindernisse zu beseitigen und den südlichen Teil des Kuhgrabens auf seine Kosten ausbaggern und zuschütten zu lassen. Diesem Antrag wurde stattgegeben und Klatte legte darauf die „Parkstraße“ an. Aber erst im Jahre 1890 wurde dieser oberste Teil des Kuhgrabens zugeschüttet, der Teil bis zum Stau 1893. Das so gewonnene Kuhgrabenareal wurde mit in die Verkoppelung gegeben, wofür die Stadt ein entsprechendes Grundstück als Entschädigung erhielt. Der Name „Kuhgrabenweg“ wurde 1888 in „Stauallee“, nachher in „Bürgerparkallee“ verwandelt.

Bei der weiteren Planung von Straßenzügen erwies sich aber die schon vorstehend erwähnte Verkoppelung der Feldmark als unbedingt notwendig, zumal die Gemeinheit, die Wisch, erst einmal unter ihre elf Besitzer aufgeteilt werden mußte, ehe dies Gelände für Bauzwecke in Frage kommen konnte.

Kleinere Verkoppelungen einzelner Teile der Feldmark hatten auch schon in früherer Zeit stattgefunden, so im Jahre 1794, als die in der Gethegegend so buntgewürfelt liegenden Grundstücke neu geordnet worden waren, was 1832 noch eine Erweiterung erfuhr. Doch war dies natürlich lediglich nach den Grundsätzen einfacherer Bewirtschaftung geschehen, an Straßenzüge in jener abgelegenen Gegend konnte damals noch niemand denken.

Durch Gesetz vom 30. November 1887 wurde jetzt eine Verkoppelung der ganzen restlichen Feldmark und die Anlage von Planstraßen bewilligt. Über die letzteren wurde 1889 folgende Bestimmung getroffen: „Die für Rechnung der Verkoppelungsmasse angelegten Wege werden öffentlich. Sie werden Planstraßen, deren Achsen die Achsen der Wege sein sollen. Im Falle einer Verbreiterung wegen Bebauung muß der Grund bis auf zehn Meter Breite ohne Entschädigung abgetreten werden. Unterhaltung und Nutznießung verbleiben den Teilnehmern der Verkoppelung. Diese erhalten unbeschränktes

Ausgangsrecht, müssen aber, wenn sie bauen, die Straßenkosten tragen."

Katasterdirektor Lindmeyer war es, der sich in vorbildlicher und allgemein anerkannter Weise der Aufgabe dieser Verkoppelung unterzog. Eine der dabei zu überwindenden Schwierigkeiten war das alte Recht des Staates zum Sodenstich in der Wisch. Die Stadt verzichtete darauf, als die Pagentorner ihr 1887 den Peterswerder, den Kaufpreis für das Gelände der Krankenanstalt, zurückgaben. Im Jahre 1890 war die Verkoppelung beendet. Aus den achtundzwanzig Grundeigentümern des Jahres 1842 waren inzwischen deren einundvierzig geworden.

Für die Bürgerparkallee hatte der Staat eine besondere Bebauungspflicht angeordnet, um ihren Charakter als erstklassige Villenstraße zu sichern. Es durften hier keine Gewerbebetriebe, sondern nur Wohnhäuser und dazugehörige Nebengebäude errichtet werden. Nicht mehr als zwei Wohnhäuser durften nebeneinander, Gärtnerwohnungen, Gewächshäuser und dergleichen erst in dreißig Meter Tiefe von der Straßenfront gebaut werden. Ein Drittel der Bauplatzbreite mindestens mußte unbebaut bleiben und die geringste Tiefe der Vorgärten zehn Meter betragen. Diese Bestimmungen sollten jedoch nur bis zum Jahre 1940 Gültigkeit haben.

1895 löste sich die Pagentorner Bauerschaft auf. In einer der letzten Sitzungen der Bauerschaft beschloß man, der Rembertikirche, zu der die Höfe seit deren Bestehen gehört hatten, seine Anhänglichkeit zu beweisen, indem die Bauerschaft derselben ein zehntausend Quadratfuß großes Grundstück in der Gegend des „Fesenfeld“ schenkte. Der Bauherr der Kirche dankte in seinem Antwortschreiben den Bauern für ihre „so glänzend bewiesene Liberalität“. Ihrem letzten Kuhhirten in der Wisch, Randermann, der dies Amt lange Jahre inne gehabt hatte, vermachte die Bauerschaft einige Landstücke, welche an seinem Hause lagen, und zwar „Husheern Hoff“. Randermann hat sie später an die Krankenanstalt verkauft.

Katasterdirektor Lindmeyer sorgte dafür, daß die alte Pagentorner Bauernlade dem Bremer Staatsarchiv übergeben wurde. Der letzte Bauermeister der Pagentorner war Jakob Klatte, der Barkhofer, gewesen. Er vergaß nicht, in die Seiten des Versammlungsbuches der Bauerschaft, zum Protokoll der letzten „Burstä“, ein Blatt Papier zu legen, welches von einem herzhaften Abschluß zeugt. Es ist eine Rechnung der Jakobihalle über zweiundvierzig Gedecke

Abendessen. Darin ist von guten Dingen die Rede, von Rotwein, Sekt und Kaffee. Ungezählte Schinkenbrote nicht zu vergessen. Die Pagentorner verzehrten auf dieser ihrer Schlußfeier 698 Mark.

Damit schließt die Geschichte der Pagentorner Bauerschaft. — Und was ist nun heute noch als sichtbarer Zeuge der Vergangenheit übrig? — Nicht viel. — Von den alten Bauernhäusern sind noch zwei vorhanden und haben zwei Weltkriegen standgehalten. Das Haus von Jakob Schierenbeck steht noch an der Graf-Molke-Straße, und der Wischbauernhof von Hinrich Lampe befindet sich in der Schaumburger Straße noch an seinem Platz. Dann gibt es am schwarzen Meer, im Garten der Krankenanstalt, noch eine Reihe riesiger Pappeln. An ihnen lief einst der Weg entlang, der zum Haus des Kuhhirten in der Wisch führte. Das ist alles, was an die untergegangene Bauerschaft erinnert. Die alte Gemeinschaft der Pagentorner Bauern ist heute restlos aufgegangen in der größeren Gemeinschaft unseres Bremens.

VI.

Zur bremischen Theatergeschichte

Fortsetzung (1792—1796)¹⁾.

Von Hermann Tardel.

I. Die Gründung des Schauspielhauses 1792.

Die Gründung der ersten stehenden Bühne im Jahre 1792 und die erste fortlaufende Spielzeit von 1792—96 lassen den Mann in den Vordergrund treten, der schon auf der Liebhaberbühne Knigges als Marinelli den begeisterten Beifall der gesellschaftlichen Kreise Bremens gefunden hatte, August Friedrich Wilhelm Großmann (Abb. 1). Er stand damals als Schauspieler, als Directeur einer anerkannten Wandertruppe und als dramatischer Schriftsteller noch auf der Höhe seiner Wirksamkeit und seines Ruhms, wenn sich auch schon Anzeichen des Abstiegs bemerkbar machten. Obwohl er durch die Notwendigkeiten seines Berufs gezwungen war, vor hohen und höchsten Persönlichkeiten zu scharwenzeln und Kratzfüße zu machen, blieb er im Grunde seines Herzens ein aufrechter, fester, überzeugungstreuer Mann. Er war Freidenker, Freimaurer und wahrscheinlich Illuminat. Er hatte den Mut und die Tatkraft aufgebracht, zwei der revolutionären Jugenddramen Schillers erstmalig aufzuführen, den Fiesco in Bonn (1783) und Kabale und Liebe in Frankfurt a. M. (1784). Als bewußter Anhänger und gelehriger Nachahmer Lessings schuf er sein bekanntestes, oft aufgeführtes Werk, das Familiengemälde „Nicht mehr als sechs Schüsseln“, das den Gegensatz zwischen dem ehrenfesten Bürgertum und dem verkommenen Adel scharf heraushebt und die Mätressenwirtschaft der deutschen Fürstenhöfe an den Pranger stellt. Der merkwürdige Titel erklärt sich so: der biedere Hofrat Reinhard will nur 6 Schüsseln zum Diner auftragen lassen, während seine

¹⁾ Fortsetzung der Abhandlungen im Brem. Jahrbuch Bd. 30 (1926) S. 263—310, Bd. 38 (1939) S. 75—157 und Bd. 39 (1940) S. 169—204, die Zeit von 1563—1791 umfassend. Vgl. einzelne Aufsätze, verzeichnet im Brem. Jahrb. Bd. 40 (1941) S. 115 Nr. 1916, 1918 und 1919.



G. F. W. Groszmann
Schauspieltheater und Schauspieler.

Abb. 1.

Tante, die adelsstolze Frau von Schmerling, deren bis zu 18 verlangt. Goethes Mutter, eine Gönnerin und Freundin Großmanns, zählte dieses Schauspiel nach einem Brief vom 4. Febr. 1781 an den Verfasser zu ihren „Leibstückern“, obwohl sie den etwas starken Tobak für die Herrn vom Adel darin nicht übersah. Ihr großer Sohn freilich sprach in Dichtung und Wahrheit ironisch von Großmanns „sechs unappetitlichen Schüsseln“ — vom Ministersessel in Weimar sieht die Welt anders aus, als wenn man sie vom Thespiskarren aus betrachtet; hier schlug der Zündstoff der Ideen von 1789 leichter zur Flamme aus¹⁾.

Trotz seines literarischen Ansehens, des guten Rufs seiner Truppe und seiner persönlichen Beziehungen wurde es Großmann zuerst nicht leicht, in Bremen Fuß zu fassen. Nachdem Diederichs vor Weihnachten 1786 seine letzte Vorstellung gegeben hatte, richtete Großmann am 22. Mai 1788 von Hannover aus ein kurzgefaßtes Gesuch an den Rat, das sich in seiner ruhigen, selbstsicheren Haltung von den sonst üblichen, vor Ehrerbietung triefenden Suppliken früherer Bewerber wohlthuend unterscheidet: da seine Vorstellungen von Trauer-, Lust- und Singspielen beim Hof und beim Publikum mit gütigem Beifall belohnt wurden, hofft er unter dem Schutz und gnädigem Wohlwollen des Rates einen ähnlichen Beifall in Bremen zu erreichen. Er beruft sich auf ein Empfehlungsschreiben des Kgl. Oberhofmarschalls A. J. v. Lichtenstein vom 23. Mai, das der bremische Agent Alberti in Hannover übermittelt. Die wichtigste Stelle darin lautet: „Der Directeur Großmann wünschet desto mehr die Erlaubnis zu erlangen, auch in dasiger Stadt ein Theater halten zu dürfen, weil er alsdann im Stande sein wird, seine Gesellschaft noch mehr zu verbessern und vollkommen zu machen. Er hat die Absicht, sodann seinen Aufenthalt zwischen Bremen, Braunschweig, Hannover und einigen anderen benachbarten Städten abzuwechseln. Dies wird ihn in den Stand setzen mehr zu leisten als er vermag, solange sein Verdienst auf weniger Städte eingeschränkt ist.“ Der präsidierende Bürgermeister Iken wünschte nach einem Sitzungsprotokoll vom 4. Juni zunächst, da das Gesuch auf den Herbst lautete, die Entschliebung darüber dem dann präsidierenden Bürgermeister zuzuschieben. Am 18. Juni wurde indes beschlossen, das Gesuch abzuschlagen und der Syndikus v. Post be-

¹⁾ Das Stück erfuhr noch 1919 eine Neubearbeitung von Plottke und wurde mit Josefa Flora, Karl Tröndle, Marianne Miersch und Hans Gerlach auch in Bremen aufgeführt (s. Brem. Nachr. 30. 4. 1929).

auftragt, den Petenten und das Hofmarschallamt davon in Kenntnis zu setzen. Das sehr verbindliche Schreiben an das letztere bringt zum Ausdruck, daß zur Zeit noch dergleichen Umstände eintreten, die einen Entschluß zu fassen verhindern, ob überhaupt in diesem Jahr eine Schauspieler-Gesellschaft dahier zuzulassen sei (Concept). Damals hatte Großmann in Bremen nur einen einzigen Freund, den kunst- und theaterliebenden Dr. jur. Daniel Schütte, der während seines Aufenthalts in Frankfurt a. M. (1784) so sehr von seinem Spiel entzückt war, daß er in seinen Lebenserinnerungen schrieb: er ist in allem groß, sowohl im Tragischen als Komischen. Er ist jedesmal das reine Abbild der Person, die er darstellen soll, unnachahmlich als Marinelli in Emilia Galotti²⁾. Schütte schloß mit ihm einen engen Freundschaftsbund und versprach ihm, sein Möglichstes zu tun, um ihm die Bremer Spielerlaubnis zu verschaffen, doch besaß der damals Fünfundzwanzigjährige noch nicht den Einfluß seiner späteren Jahre. Er hatte Großmann um die Zeit seiner Bewerbung nach Bremen eingeladen, doch konnte dieser nicht kommen, so gern er auch an der Spitze seiner Priester und Priesterinnen, wie er am 19. Juli 1788 antwortete, dorthin geeilt wäre. Nach Empfang der Hiobspost der Ablehnung bittet er Schütte, die Gesinnungen dieser und jener Herren zu seinem Vorteil zu lenken als gute Vorbereitung für später: „Hier haben Sie, mein Werter, offenes Feld, Ihre Freundschaft für mich in Tätigkeit zu setzen³⁾.“

Ein Jahr später, am 6. Juli 1789, richtete Großmann aus Hannover ein neues, diesmal ausführlicheres Gesuch an den Rat. Er be ruft sich auf die allgemeine Zufriedenheit und den von Kennern durchgängig eingeehrten Beifall, den seine Vorstellungen in Dresden, Leipzig, Mainz, Frankfurt, Bonn, Kassel, Braunschweig und Hannover erzielt hätten, so daß er ohne die mindeste Ruhmredigkeit behaupten könne, seine Bühne gehöre zu den besten Schaubühnen Deutschlands. In Hannover durch anhaltenden Aufenthalt gleichsam einheimisch geworden, erinnert er an das früher überreichte, empfehlende Vorschreiben des Hofmarschalls und bezieht sich dann „auf einen in Kunstsachen gewiß kompetenten Richter, den Herrn Reichs-Hofrat Freih. von Vrintz, der vor wenig Wochen meiner Gesellschaft den vollständigsten Beifall geschenkt hat.“ Er verspricht die sorgfältigste Wahl

²⁾ Vgl. H. Seedorf, Brem. Jahrb. Bd. 27 (1919) S. 121/2.

³⁾ Original in Brem. b. 1448 (Bibliothek).

der aufzuführenden schönsten Erzeugnisse der neuesten dramatischen Schriftsteller, die bestmögliche Vorstellung derselben, die Anerkennung der hergebrachten Zensur und die Aufrechterhaltung der Sittlichkeit der Mitglieder. Er will durch das tadelfreiste Betragen derselben den Schaden und die Vorurteile zerstören, die vielleicht frühere Aftergesellschaften in Bremen bewirkt haben. Er hat es sich zum Grundsatz gemacht, „durch Abschaffung sogenannter Primadonnas“ allen Anstoß zu Zwist und Uneinigkeit innerhalb der Gesellschaft und zu peinlichen Auftritten zu vermeiden. Falls der Abbruch des Komödienhauses auf der Reitbahn bereits beschlossen sei, macht Großmann am Schluß sich sogar anheischig, ein neues Gebäude, nötigenfalls auf seine Kosten, zu errichten. In seiner Antwort vom 25. Juli 1789 lehnte der Rat wiederum, aber in milderer Form ab: verschiedene zusammentreffende Umstände setzten ihn außer Stande, den vorgetragenen Wunsch für dieses Mal zu erfüllen.

Trotz des zweimaligen Mißerfolges gab Großmann die bremische Hoffnung nicht auf, und als sein Freund aus der Frankfurter Zeit, der Freih. von Knigge, im Jahre 1790 oberster hannoverscher Verwaltungsbeamter in Bremen wurde, nahm er die früheren Beziehungen wieder auf und schrieb ihm aus Kassel am 8. Okt. 1790: „Nach Bremen habe ich schon lange getrachtet. Melden Sie mir doch, wie jetzt der Theaterbarometer steht! Ist's wahr, daß ein neues Schauspielhaus gebaut wird? Der Bürgermeister Iken ist gut für mich gesinnt, von Doktor Schütte könnten Sie die Stimmung des Magistrats erfahren. Herr von Vrints wird auch gern mitwirken und Sie, mein Bester, spannen gewiß Alles an⁴⁾.“ Dann erfolgte die Gründung der Dilettantenbühne Knigges mit einem einmaligen Gastspiel Großmanns als Marinelli (1791) und ihre baldige Schließung (1792), worüber Knigge seinen Freund auf dem Laufenden erhielt⁵⁾. Sein persönlicher Erfolg und die allgemeine theaterfreundliche Stimmung in den führenden Kreisen der Stadt veranlaßten Großmann zum Wagnis eines dritten Gesuches. In einem Brief vom 8. Juni 1792 erbat er nochmals Knigges hilfreichen Beistand und schloß: „Ein Schauspielerunternehmer ohne

⁴⁾ Vgl. Aus einer alten Kiste. Originalbriefe, Handschriften und Documente aus dem Nachlasse eines bekannten Mannes (Freih. von Knigge). Leipzig 1853 S. 174. Der nicht genannte Herausgeber ist der als Romanschriftsteller unter dem Pseudonym Herm. von Maltitz bekannte Fried. Herm. Kleucke.

⁵⁾ Das Nähere im Brem. Jahrb. Bd. 39 (1940) S. 193 fg.

festen Gehalt von einem Hofe oder einem Ort wie Hamburg, der seinen Mann nährt, ist ein beständiger Lottospieler, der seinen Einsatz beim Publikum macht und von den Launen desselben Nieten oder Treffer erwarten muß. So betrachte ich nun auch Bremen. Vielleicht ziehe ich einen Treffer.“ Und es wurde ein Treffer. Seine Supplik datiert vom 1. Juli 1792. Er bezieht sich wiederum auf seine Erfolge in den ansehnlichsten Städten und Residenzen des nördlichen Germanien und behauptet ohne Eigendünkel, daß seine Gesellschaft zu den ersten der reisenden Gesellschaften zähle, die sogar im Wettstreit mit manchen stehenden Gesellschaften nicht unterliegen dürfte. Er glaubt deshalb mit gewissem Selbstgefühl von äußeren Nachweisen seiner bisherigen Leistungen absehen zu können und schmeichelt dem Bremer Publikum, indem er es einen in Kunstsachen gewiß ungemein kompetenten Richter nennt. Da der Genius der echten Philosophie, das heißt der Kunst, sich dies Erdenleben froh zu machen, täglich allgemeiner wird, so hofft er auch in Bremen dem Heiligtum Thaliens einen Tempel weihen zu dürfen. In der schweren Kunst des Roscius will er alle Kräfte aufbieten und die schönsten Produkte der vaterländischen Dramaturgen auswählen, unter andern die eines Goethe und Schiller und „jenes Stolzes der Teutschen Bühne, der eigene Bahnen brach und uns Emilien und Nathan schuf, des unerreichten Lessing“. Dazu die ausgesuchtesten Operetten. Seine erste Sorge würde die sein, an einem schicklichen Platz ein angemessenes Schauspielhaus aufzuführen. Da aber bei Gewährung für ein paar Herbst- und Wintermonate die Unkosten zu groß seien, bittet er um die Erlaubnis für fünf oder mehrere Jahre in den Monaten Oktober, November und Dezember spielen zu dürfen. Schon am 4. Juli beschließt der Rat, daß die Senatoren Daniel Meinertzhagen, Christ. Abrah. Heineken, Henrich Lampe und Wilh. Dreyer (die drei letzten waren Juristen) eine Relation erstatten, ob und eventualiter in welcher Gestalt das Gesuch zu genehmigen sei.

Die in der Hauptsache von Senator Heineken verfaßte und am 1. August im Plenum vorgebrachte umfangreiche Relation ist ein ausgesprochenes Dokument einer Übergangszeit, in dem zuerst die altbremische theaterfeindliche Auffassung sehr schonend beurteilt, dann aber der neuen freieren Richtung vorsichtig das Wort geredet wird. Nur die wichtigsten Gedankengänge dieses damals natürlich geheimen Schriftstückes, in dem der hergebrachte breite, barockisie-

rende Amtsstil eine leichte, zeitgemäße Auflockerung erfuhr, seien hier mitgeteilt.

Mit Beschränkung auf das Lokal-Bremische sollen sowohl die nachteiligen wie die guten Folgen einer Wiedereröffnung der Schaubühne erörtert werden. Zum ersten Punkt wird gesagt, daß der moralische Schaden der Bühne nicht so sehr in den Stücken selbst liegt, die jetzt von anstößigen Szenen gereinigter sind als früher, auch nicht bei den Schauspielern, die sich nicht mehr so ausschweifend aufführen wie vormals, obwohl es unter den weiblichen noch manche „Sirene“ gibt (hier wird derselbe anklagende Ausdruck gebraucht wie in der Denkschrift des Geistlichen Ministeriums von 1765)⁶⁾. Die Gefahr liegt vielmehr in der Natur des Schauspiels überhaupt und seiner Einwirkung auf die Sinne und die Seele der nach Bildung und sozialer Schichtung sehr verschiedenen Zuhörer: „Nehmen wir nun fast alle unsere heutigen Lieblings-Schauspiele, so bestehen selbige, da der Geschmack an Trauerspielen sich je länger je mehr verlieret, durchgehends in Operetten und Lustspielen. Liebe ist bei diesen die Axe, um welche sich alles drehet, und ohne welche sie fast nicht bestehen können. Den Knoten gut zu schürzen, ohne daß dessen Auflösung leicht errathen wird, ist nach den Regeln der Kunst die Hauptbemühung des Verfassers, also muß durchgehends erschwerete heimliche oder verbotene Liebe der Gegenstand seyn. Dieser Knoten muß auf eine ungekünstelte Art gelöset werden, nicht durch einen Deus ex machina oder einen Zufall, wenn es sonst dem Stücke für keinen Fehler soll angerechnet werden, also gewöhnlich durch eine Intrigue, die so natürlich und leicht wie möglich vorgetragen wird. Endlich muß diese heimliche oder verbotene Liebe durch einen glücklichen Ausgang belohnet werden, oder das Stück würde kein Lustspiel seyn . . . Liebe, Intrigue, Kabale zeigen sich auf der Bühne in so mannigfaltigem, lachendem Gewande, sie reizen die Sinne auf so lebhaftige Art, daß sie in manchem Busen den darin bisher verschlossenen Zunder nur zu leicht anfachen und würken eben durch die sinnliche Vorstellung desto tiefer. Zu reizend, zu natürlich, zu leicht findet der feurige Jüngling, das rasche Mädchen Szenen, die ihre bis dahin wo nicht schlafende, doch ihnen nicht ausführbar scheinenden Neigungen ermuntern, um deren Ausführung im wirklichen Leben nicht zu ver-

⁶⁾ S. Brem. Jahrb. Bd. 38 (1939). S. 80 f.

suchen. Und glücklich, wenn dieses nur bei dem gebildeteren Stande der Fall wäre, wo Erziehung, Aufsicht und vorherige moralische Bildung noch manche Ausbrüche der aufgeloderten Leidenschaften verhindern. Aber hauptsächlich zeigen sich diese nachtheiligen Folgen bei dem mittleren und niederen Stande. Dieser, wo nicht noch begieriger, doch ebenso begierig auf Schauspiele wie der Vornehmere, ist ohnehin an materielle Begriffe zu sehr gekettet und findet für seine mit weit gröberem Bildern angefüllte Einbildungskraft hier einen weiten Spielraum. Seine an solche Scenen nicht gewöhnten Sinne werden erhitzt; seine bis dahin schlichte, gerade Denkungsart glaubt hier Kunstgriffe und Behandlungsarten zu erlernen, deren Richtigkeit er nur zu leicht unter seines Gleichen erprobet. Körperliche Liebe ist ihm das Natürlichste; aus diesem Gesichtspuncte betrachtet er die Anspielungen und feineren Ideen des Dichters.

Eine Erwägung dieser nachtheiligen Folgen dürfte bei uns desto wichtiger seyn, da wir uns zwar nicht mehr der edlen Einfalt der Sitten unserer Voreltern rühmen dürfen, doch aber immer noch stolz darauf seyn können, daß Verderbnis der Sitten, Ausschweifungen und Laster noch bei weitem nicht so allgemein herrschend in unseren Ringmauern sind als in andern und selbst uns benachbarten Städten. Daß mancher Grad von Ausschweifungen bei uns noch kaum bekannt ist, daß der Tugendhafte im Allgemeinen noch immer geschätzt wird und der Lasterhafte seine Handlungen verheimlichen, wenigstens den Schein des Guten annehmen muß, wenn er sich nicht allgemeiner Verachtung bloß stellen will. Mehrere Ursache als so manche andere Städte haben wir daher, so viel (wie) möglich zu verhindern, daß diese Denkungsart nicht geschwächt werde, nicht die Bühne unser Publicum mit Verirrungen so bekannt mache, daß daraus im practischen Leben eine Gleichgültigkeit gegen moralisch gute oder böse Handlungen entstehe."

Ein zweiter nicht minder wichtiger Einwurf gegen das Theater besteht darin, daß die Ausgaben dafür besonders bei der mittleren und niederen Klasse der Bürger in keinem Verhältnis zu den geringen Einnahmen stehen, und daß besonders bei den Frauen, die im Schauspiel auch „von der Gesellschaft“ sein wollen, eine Neigung zum Luxus entsteht, worüber der Herr Senator sehr richtige Beobachtungen gemacht hat: „Putz und Nachahmungsucht sind unverkennliche Züge des weiblichen Geschlechts in jedem Stande. Frau und Töchter wollen

nicht in ihren täglichen Kleidern erscheinen; der Sonntagsputz wird also hervorgesuchet; dieser scheint, wenigstens den Töchtern, nicht immer nach der Mode zu seyn; auch hierin glauben sie durch das Theater ihren Geschmack verfeinert zu haben. Ein Band, ein Tuch, ein Flohr oder dergleichen muß also bald unter diesem, bald unter jenem Vorwand gekauft, dieser Jacke ein anderer Schnitt, jenem Hute oder Haube eine andere Form gegeben werden, und diese bei dem vornehmeren Stande nicht einmal vorhandenen zufälligen Ausgaben übersteigen oft noch bei weitem dasjenige, was für den Eintritt in das Schauspielhaus erlegt werden muß."

Diese nachteiligen Folgen der Bühne werden aber durch unverkennbare Vorteile vermindert. Selbst moralische Wirkungen können erzielt werden: „Es ist nicht zu leugnen, daß durch die Bühne allerlei Arten von Untugenden dem Gespötte und dem Bedauern Preis gegeben und dadurch manche sittliche Verbesserungen im Allgemeinen bewirkt werden, die auf der Kanzel nicht geahndet werden können, so sehr sie auch die gesellschaftliche Zusammenlebung stören, z. B. Niederträchtigkeit, Übermut, Ränke, Eigendünkel, Erpressungen, Grobheiten u. s. w.; und so kann man mit dem Ritter Michaelis⁷⁾ in seiner Moral Th. 1 pag. 352 nicht verkennen, daß die Comödie wenigstens einige Arten der Laster lächerlich mache und ihre unglücklichen Folgen zeige, daß man aber durch das Lächerliche dieser Laster schon für die Sittlichkeit vieles gewinne."

Nun hat man tatsächlich, fährt die Denkschrift fort, ein Liebhabertheater, ohne es aus den Ringmauern der Stadt verbannen oder seine weitere Nachahmung verhindern zu können. Da aber bei einer solchen Bühne eine strenge obrigkeitliche Aufsicht unmöglich ist, bedeutet ein öffentliches, unter dauernder Staatskontrolle stehendes Theater das kleinere Übel, wenn es überhaupt ein Übel ist. Das früher geäußerte Bedenken, daß ein Theater zu viel Geld aus der Stadt herausziehe, ist durch die Erfahrung widerlegt. Da die ersten Auslagen und die täglichen Bedürfnisse des Theaters sehr groß sind, haben die vormaligen Schauspielergesellschaften trotz reichlichster Einnahmen keine Reichtümer gesammelt, eher sogar Schulden hinterlassen. Der Widerwille der Geistlichkeit gegen das Theater war ehe-

⁷⁾ Die genannte Schrift des bekannten Göttinger Theologen und Orientalisten Johann David Michaelis wurde nach seinem Tode von Stäudlin (1792) herausgegeben; vgl. A. D. B.

mals eine erhebliche Schwierigkeit. Wenn diese Meinung jetzt noch bestände, würde Heineken zur größten Rücksichtnahme raten. Aber es sei bekannt, wie sehr sich die Denkungsart des jetzigen Ministeriums geändert habe; wenn man keine anstößigen Stücke aufführe, könne man, wenn auch keine öffentliche Billigung, doch eine stille Nachsicht erwarten. Ja, mancher Geistlicher würde jetzt vielleicht das Schauspiel gerne selbst besuchen, wenn es gewisse Vorurteile nur erlaubten.

Für die Einführung der Schauspiele sprechen aber andere, früher nicht so bemerkbare Gründe. Zunächst der allgemeine Wunsch des größten Theils des Publikums:

„Die starke Frequenz des hiesigen Liebhaber-Theaters, der Zulauf, den im abgewichenen Jahre die Comödie im Grollande hatte, die Begierde, mit der man jedem Gaukler, jedem Marionettenspieler, der in irgend einem Winkel der Vorstadt sein Wesen treibt, zuströmet, verrathen schon diese herrschende Neigung. Noch mehr aber kann man sich überzeugen, wenn man Gelegenheit hat, unbefangene Urtheile auch gutdenkender hiesiger Bürger wieder zu erfahren. Mit etwaniger Ausnahme einiger weniger beherrscht dieses Verlangen alle Stände: es bleibt nicht bloßer Wunsch, es artet bereits in wirkliches Mißvergnügen, in widrige Urtheile gegen diejenigen aus, die dieses Vergnügen ihnen vorenthalten oder, wie sie sich sogar ausdrücken, mißgönnen.“ Diese Unzufriedenheit könnte bei noch viel wichtigeren Angelegenheiten den Senat beunruhigen, dessen Ansehen aber, wenn diese Quelle des Mißvergnügens verstopft wird, gewinnen würde. Sodann könnte das bestehende Liebhabertheater, bei dem der Senat ohne jeden unmittelbaren Einfluß ist, zu manchen anangenehmen Vorfällen und Verdrießlichkeiten führen, die vielleicht schon jetzt vorliegen; möglicherweise könnte sogar G r o ß m a n n ohne Bewilligung des Senats unter fremden (d. h. Hannoverschen) Einfluß und Schutz seine Bühne hier eröffnen.

Ein neuer und hauptsächlichlicher Grund besteht in dem beunruhigenden Ton der gesellschaftlichen Unterhaltung, die ganz von den umwälzenden Ideen der französischen Revolution von 1789 beherrscht ist, worüber Heineken wichtige, auch sonst bestätigte, Ausführungen bringt:

„Nicht so wie ehemals bestehet das jetzige Vergnügen der Gesellschaft darin, daß Freunde sich zu Zeiten in ihren Häusern besuchen. Tägliche geschlossene Cirkeļs in öffentlichen Häusern oder

sogenannte Clubs sind an deren Statt fast bei allen Ständen unserer Einwohner allgemein geworden; hier siehet man sich täglich, wird also vertrauter, und da nur Mitglieder den Zutritt haben, fällt bei manchem der Grund weg, warum er sonst in seinen Ausdrücken behutsamer seyn würde. Nur zwei Göttinnen beherrschen durchgehends diese Clubs, Spielsucht und Politik. So schädlich jene ist, so traurige Folgen sie vielleicht schon für manchen gehabt hat, für manchen noch haben wird, so reicht sie doch noch nicht an die Gefahren, womit letztere drohet. Öffentliche Angelegenheiten und die merkwürdigen Revolutionen anderer Staaten sind der allgemeine Lieblings-Discurs. Man höret zu viel Merkwürdiges, vorher kaum möglich Gedachtes, man macht sich damit bekannt, glaubt die Verfassung und Mängel anderer Staaten sowie die Mittel zu deren Verbesserung kennen gelernt zu haben. Man macht Vergleichen mit den unsrigen. Es fehlet nicht an politischen Kannengießern, die mehrere Veränderungen auf unser Vaterland übertragen zu können glauben; es fehlet noch weniger an Zuhörern, die um so emsiger horchen, je gewagter und dreister etwas vorgetragen wird. So entstehet in dem Herzen manches sonst ruhigen Bürgers Zweifel an der glücklichen Verfassung seines Vaterlandes und Mißtrauen an dessen gute Einrichtung. So entstehet Neuerungssucht in öffentlichen Angelegenheiten und Unzufriedenheit gegen die für die stehende Verfassung wachende Obrigkeit." Ein nicht ganz unwirksames Mittel gegen diese gefährliche Stimmung ist das Theater (man denkt an die *circenses* der Römer als politisches Ablenkungsmittel):

„Wir wissen aus Erfahrung, daß, sobald wir eine öffentliche Bühne haben, auch diese fast der einzige Gegenstand aller gesellschaftlichen Unterredungen ist. Bis zum Ekel wird jedes Stück, jede mitspielende Person gemustert, getadelt, bewundert. Hier ist ein Fach eröffnet, worin jeder Geschmack, Kenntniss und Stimmenrecht zu haben glaubet. Polen mag unterliegen, Frankreich mag zerüttet werden, man höret es; aber ohnerachtet der sonstigen Theilnahme bricht man jetzt kurz ab, denn man ist noch nicht einig über das gute oder schlechte Spiel der gestrigen Emilia; man zweifelt noch, ob „Verbrechen aus Ehrsucht“ (von Iffland) glücklich dürfte ausgeführt werden, ob Titius oder Cajus einen besseren Figaro mache. So wird wenigstens die jetzt nur auf einen einzigen Gegenstand ge-

richtete Aufmerksamkeit zerstreuet und für diese Zeit die Ruhe des Staates nicht untergraben.“

Über Großmanns Gesellschaft, früher eine der ersten in Deutschland, wird geurteilt, daß sie nach ihrer Trennung vor einigen Jahren wieder gesammelt sei und immer noch zu den guten Bühnen gehöre. Er selbst empfiehlt sich vor andern dadurch, daß er als ordentlich denkender Mann bekannt ist und unter seiner Gesellschaft sehr strenge auf Ordnung sieht. Allerdings soll er sich vor einigen Jahren in Aachen durch ein auf die dortigen Unruhen anspielendes Stück Verdruß zugezogen haben. Doch seien die genauen Umstände zu wenig bekannt und die ganze Begebenheit zu sehr in Dunkel gehüllt, um erkennen zu können, wieweit Großmann selbst Schuld habe oder nur Maschine war, die von andern gebraucht wurde (es handelt sich um die Aufführung eines Vorspiels „Die Bürgerfreiheit“ von Christ. Ludw. Neuhaus⁸⁾). Man befürwortet eine mehrjährige Spiel-erlaubnis, da die ersten Ausgaben, der Transport der Requisiten und die Reisekosten der Mitglieder, sehr beträchtlich seien. Sodann wird außer den üblichen vertraglichen Kautelen darauf hingewiesen, daß eine Einmischung anderer Personen in die Direktion oder das Theaterwesen zu vermeiden sei, da Großmann einerseits ein vertrauter Freund des „deklarierten Theater-Liebhhabers, Herrn v. K.“ (Knigge) sei und andererseits einem Gerüchte zufolge mehrere Bürger die ersten Auslagen durch Aktien zusammenbringen wollten und sich dadurch ein Recht auf die Einrichtung der Bühne sichern könnten.

Über diese Relation referierte Heineken in der Ratssitzung vom 1. August 1792. Sie wird im Protokoll ausdrücklich als gründlich bezeichnet und soll mit den zu sammelnden weiteren Akten dem Archiv übergeben werden. Man beschließt, das Gesuch für das laufende und vier folgende Jahre zu genehmigen, doch soll dies vor der Hand „in Hale“ (geheim) bleiben. Nach Verhandlungen mit Großmann wird der Vertragsentwurf am 17. August vorgelegt und genehmigt, und am 18. August kann ihn der beglückte Supplikant unterzeichnen.

Nun galt es, bis zum Herbst schleunigst ein neues Gebäude zu errichten. Der Rat genehmigte dafür den Platz auf der Junkern-Bastion in der Nähe des Ostertores und des Zwingers, wo jetzt das Olbers-

⁸⁾ Joseph Wolter, Gust. Friedr. Wilh. Großmann, ein Beitrag zur deutschen Literatur- und Theatergeschichte des 18. Jahrhunderts. Bonner Dissert. Köln 1901 S. 71.

Denkmal steht. Da es sich um einen Privatbau handelte (der Rat beteiligte sich nicht an der Finanzierung), so haben wir keine Archivakten und im Bauhof keine Pläne und Risse darüber, und da es ferner noch keine einheimische politisch-literarische Zeitung oder Zeitschrift gab (die Bremer Wöchentlichen Nachrichten waren ein reines Anzeigenblatt), so sind wir auf Nachrichten in auswärtigen Journalen angewiesen, die zwar von Augenzeugen aus Bremen stammen, deren Verfasser sich aber nicht deutlich zu erkennen geben. Großmann selbst veröffentlichte in seiner in Hannover erscheinenden „Dramaturgischen Zeitschrift“ (1793) den Auszug eines Briefes aus Bremen vom 14. Oktober 1792, gez. v. B., der aber vor dem Abdruck mit wenigen Änderungen und ohne Namensunterschrift schon in Bertuchs „Journal des Luxus und der Moden“ (1792, VII, 574 f.) erschienen war. Der Verfasser, ein begeisterter Verehrer Großmanns, spricht offenbar im Namen der bremischen Theaterfreunde, vielleicht auch derer, die den Bau pekuniär unterstützten, wenn er sagt: „Wohl eingedenk der herumstreifenden Horden, von denen die Stadt, wenige ausgenommen, ehemals heimgesucht worden, verweigerte der Magistrat standhaft, den Dienst Thaliens in einer hölzernen Bude entweihen zu lassen. Endlich gelang es unsern Bemühungen und ehrerbietigen Vorstellungen, der Stadt das solange entbehrte, und was auch die Tartüffe und Betschwestern in langen und kurzen Röcken dagegen eifern mögen, mit so ausgebreitetem Nutzen vereinigte Vergnügen wieder zu verschaffen.“ Der Bauanschlag belief sich mit Inbegriff der innern Verzierungen und Dekorationen auf 6600 Reichstaler. Da Großmann diese Summe nicht aus eigenen Mitteln zu bestreiten vermochte, schossen verschiedene patriotisch gesinnte Einwohner sofort ein Kapital von 5000 Reichsthalern vor; zur Erleichterung der Rückzahlung wurde festgesetzt, daß diese in 5-jährlichen Terminen zu 1000 Talern in Abonnementsbilletten nach dem gewöhnlichen Preise geschehen könne; die fehlenden 600 Taler erbot sich Großmann selbst herzugeben. In sieben Wochen wurde ein 124 Fuß langes, 60 Fuß breites ausgemauertes Gebäude mit zwei Reihen Logen und einer Galerie, einem geräumigen Parkett und Parterre errichtet. Die Bauaufsicht führte der Ingenieur Kapitän Carl Ludwig Murtfeld, als Zimmermeister werden Detgen und Lüring genannt. Im Innern wurden 16 acht Zoll breite, artig gemalte, die Logen abteilende Ständer errichtet. An jedem derselben wurden abwechselnd auf schwarz- und weißmarmorierten Konsolen 16 weiße Büsten der

berühmtesten Dichter und Schriftsteller zwischen 16 weißlackierten und vergoldeten Armleuchtern angebracht. Welch ein reichhaltiger Stoff, sagt der Schreiber des Briefes, zur Unterhaltung für ein denkendes Publikum während der Zwischenakte! In einer später zu erwähnenden Kritik der ersten Aufführungen werden 12 dieser Dichter genannt, deren Auswahl geistesgeschichtlich beachtenswert ist: außer Seneca und Voltaire die Heroen der neuen Dichtung Lessing, Goethe, Schiller, Herder, Wieland, daneben die kleineren, zeitgebundeneren Geister wie Kotzebue, Gellert, Musaeus, Gotter und Knigge; gegen den Wunsch seiner Freunde hatte Großmann die Aufstellung einer Büste von sich abgelehnt. Die Senatoren Meinertshagen, Heineken, Lampe und Dreyer werden als Kommissarien für die mit vieler Sachkenntnis von ihnen entworfenen Verordnungen sehr belobt. Daß der Bürgermeister Iken eine Hausspritze für das Theater zur Verfügung stellte, wird besonders hervorgehoben. Für den inzwischen zum Bürgermeister gewählten Senator Lampe trat Dr. Gondela als Kommissar ein. Der Briefschreiber schließt mit den Worten: „Möchten wir dem guten, unermüdlichen Manne (Großmann) durch seinen hiesigen Aufenthalt so manche mir bekannte Bitterkeiten seines mühseligen Lebens versüßen. Unsere ersten und ansehnlichsten Häuser wetteifern, ihm die Stunden, welche ihm seine mannigfaltigen und beschwerlichen Geschäfte vergönnen, bei fröhlichen Mahlen, wo muntre Witz die Speisen würzt, und wahre (römische) Urbanität herrscht, auszufüllen.“

II. Die Direktion Großmann 1792 und die erste bremische Theaterkritik.

Das neue Theater wurde am 16. Oktober 1792 feierlich eröffnet. Man gab zunächst ein Vorspiel mit Chören „Das Fest des Apollo“ von dem Advokaten Kahle in Hannover, das Großmann in der genannten Zeitschrift im Anschluß an den v. B.-Brief mitteilte. Apoll war Herr Hagemann, Melpomene Madame Teller, Thalia Demoiselle Großmann. Aus dem kurzen, sehr dürftigen Stück seien nur die Chorlieder der sich dem Tempel Apolls nähernden griechischen Jünglinge und Jungfrauen angeführt:

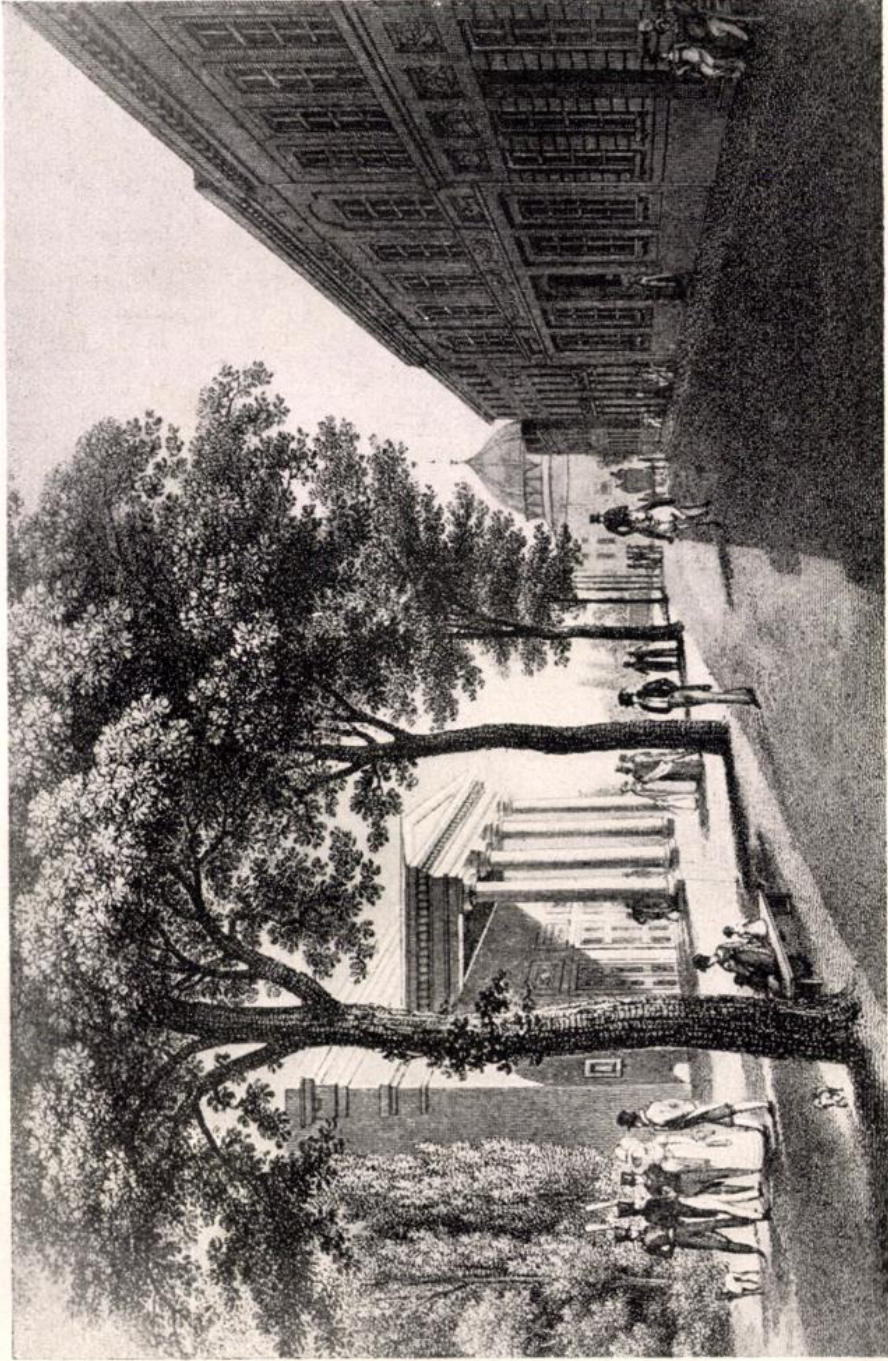


Abb. 2.

Singet die Lieder der Weihe,
Singet dem Vater Apollo,
Ihm, der Gesang und Freude
Gießt in der Sterblichen Brust!

Kränzet mit Rosen die Leyer,
Rosen, dem Sinnbild der Liebe,
Denn die silbernen Töne
Öffnen der Liebe das Herz.

Heil Apoll! dem Freudengeber!
Ihm, der Wonne und Entzücken
Wie der Sonne goldne Strahlen
Über jedes Leben gießt.

Dann spricht Thalia als Dankesgruß an die bremische Obrigkeit die von einem andern, ungenannten Verfasser herrührenden Verse:

Mein erstes Wort von dieser neuen Bühne
Sei Deinen Oberrn, gute Stadt, geweiht.
Ihr beifallgebender Bescheid
Erweckt den Frohblick meiner Miene!
Ein jeder ist entzückt im Tempel, dem ich diene,
Folgt dankbar dem Beschluß, der uns hierher gebeut,
Und laut ertönt der Wunsch: Heil Bremens Obrigkeit!

Von der Schauspielkunst werden die stolzen Worte gesagt:

So lange noch in unsern hellen Tagen
Der Name Lessings lebt, ein Goethe, Schiller schreibt,
Ein Iffland, und wer sonst der Freund Thaliens bleibt,
Wer will an unsre Kunst sich als Verächter wagen?

Dann folgte das dreiaktige Lustspiel „Bürgerglück“ von Josef Marius von Babo.

Nach erhaltenen Theaterzetteln gab Großmann in der Zeit vom 16. Oktober bis 21. Dezember 1792 im ganzen 55 Vorstellungen, in denen das Schauspiel überwog, die Oper zurücktrat. Wir sind zum erstenmal in der glücklichen Lage, über diesen Abschnitt wirkliche zeitgenössische Anzeigen zu besitzen, die Großmann selbst in seiner „Dramaturgischen Zeitschrift“ (1793) unter der Überschrift „Critische Nachrichten über das Theater in Bremen nebst Noten des Herausgebers“ mit dem Zusatz veröffentlichte: „Da der Verfasser dieser Briefe sich mir nicht genannt hat und also auch für seine Meinung nicht verantwortlich gemacht werden kann, so wird er verzeihen, wenn dieser oder jener zu harte Ausdruck

in seinen Aufsätzen wegfällt." Der mystische Ungenannte aus Bremen bemerkt aber einleitend, daß er seine kurzen, unparteiischen Nachrichten „auf Verlangen“ (wessen?) geschrieben habe, die übrigens nur den Zweck verfolgen, die neugierigen Theaterfreunde zu unterhalten und den aufmerksamen Theatermitgliedern hie und da einen freundschaftlichen Wink zu geben. Ebenso wie der v. B.-Korrespondent meint der Verfasser, daß das neue Gebäude von Großmann selbst erbaut sei und seinem Geschmack Ehre mache. Über die 36 bis 40 Personen starke Gesellschaft sagt er, daß sie viele gute „Subjekte“ habe, die nicht allein theatralisch, sondern auch moralisch gut seien, und zu den guten Bühnen Deutschlands gehöre⁹⁾. Die allerdings nicht vollständigen Besprechungen der einzelnen Aufführungen, die über die Stücke wenig bemerken und über die Künstler öfters harte Urteile fällen, interessieren auch durch die von Großmann anmerkungsweise geübte Gegenkritik. Das Wichtigste daraus sei, nach Oper und Schauspiel getrennt, mitgeteilt.

In dem Singspiel „Lilla oder Schönheit und Tugend“ von Martin wird bemerkt, daß in dieser Operette weniger Unsinn sei wie in den meisten andern, die Musik als gefällig und gut anerkannt. Madame Großmann als Isabella von Spanien war Königin im Gesang und in der Figur, Herr Arnoldi als Infant brav, sonst fast alle Rollen sehr gut besetzt. Herr Gunkel hätte als Tita (Liebhaber) nicht so übertreiben sollen, da die Rolle ohnedem schon überladen ist. Hingegen hätte Herr Müller als Lubino die Arie „Aus ihrem Leibe reißen usw.“ nicht so kalt und schläfrig vortragen sollen, wo Zorn und Wut in Text und Musik so stark ausgedrückt ist. Die Operette muß an ihrem Reiz verlieren, wenn die Blasinstrumente nicht gut besetzt sind. Bei der Besprechung des Singspiels „Das rote Käppchen“ von Dittersdorf ruft der Rezensent begeistert aus: „Wer kennt die Verdienste dieses vortrefflichen Compositeurs nicht!“ Herr Santorini spielte den Rittmeister, wozu ihm alles fehlt, Figur, Ton und besonders Laune. Die Arie aus der Judenschule verliert durch die öftere Wiederholung. Madame Großmann als Hedwig sang schön mit ihrer starken Bruststimme. Bei Paisiello's „Listigem Bauernmädchen“ wird bemerkt, daß Singspiele in Bremen weniger Beifall als Schauspiele finden, besonders wenn die Handlung unsinnig und das Orchester nicht durch-

⁹⁾ J. Wolters nimmt Knigge als Verfasser an. S. Hannoversche Geschichtsblätter 1902, daraus Sonderdruck S. 33.

aus gut besetzt ist; aber: „Unsere Schadloshaltung war der Gesang der Mad. Großmann.“ Als Mozarts „Don Juan“ gegeben wird, rafft sich der Kritiker zu dem Ausruf auf: „Wer fühlt nicht den Geist, das große, fast unerreichbare Talent dieses Mannes in seiner Arbeit! Welcher Kenner und Liebhaber der Musik vergießt nicht eine Thräne über seinen frühen Tod!“ Die Darstellung war gut, wenn nur Herr Hunnius als Don Juan mehr Akteur und Herr Santorini als Leporello mehr Sänger wäre. Die Aufführung des Singspiels „Doktor und Apotheker“ von Dittersdorf erfährt nur die Bemerkung, daß solche komischen Operetten überall gefallen und am längsten ihren Wert behalten. Bei den „Eingebildeten Philosophen“ von Paisiello hat Herr Mödel als Petronio seine schöne Baßstimme hören lassen, aber weiter nichts. Mad. Göde sang über alle Erwartung, aber sie sollte sich die üble Gewohnheit, den Rock beim Abgehen immer in Händen zu tragen, abgewöhnen. Dazu schreibt Großmann, ironisch zustimmend: „Wenn auch dergleichen Gewohnheiten dem Charakter der Rolle nach nicht immer geradezu unschicklich sind, so muß doch ein jeder Künstler, besonders ein Frauenzimmer, dessen Hauptzweck immer sein muß zu gefallen, sich in allen solchen Kleinigkeiten nach der Meinung des Publikums richten.“ Das einaktige Singspiel „Die beiden kleinen Savoyarden“ von Dalayrac gefiel sehr, weil Handlung darin ist und gut gespielt wurde, doch war Mad. Diestel (Joseph) weit besser als Mad. Göde (Pietro). Der Rezensent möchte manche Stücke zweimal, dreimal sehen, aber Herr Großmann repetiert nicht ohne allgemeines Verlangen. Antwort des letzteren: wenn der Direktor viele gute und gutbesetzte Stücke hat, so ist es der Klugheit gemäß, auch durch den Reiz der Neuheit das Interesse der Sache zu erhöhen; doch muß er sich auch hier nach dem Willen des Publikums richten, welches zu gewinnen sein Hauptaugenmerk sein muß. „Betrug durch Aberglauben“, Singspiel von Dittersdorf, lockte wenig Zuschauer ins Theater. Weshalb? Weil die Bremer die Schauspiele bevorzugen, wozu Großmann bemerkt, daß auch in diesem Falle nur der Geschmack des Publikums den Direktor bestimmen müsse — in Hannover höre man freilich lieber singen. In Martins Singspiel „Der Baum der Diana“ entzückte Mad. Großmann die Zuschauer wieder durch ihren Gesang, sowie Mad. Diestel als Amor Beifall fand. Herr Schlegel vom Frankfurter Nationaltheater trat zum erstenmal als Doristo auf, seine Stimme ist gut, braucht aber noch Kultur. Mademoiselle Werthen sang und spielte in

Dalayrac's Nina die Titelrolle vorzüglich, gibt aber zu der kritischen Bemerkung Anlaß, daß Wahnsinnige solcher Art meistens stille, in sich verschlossen sind, weshalb eine weniger tragische Aktion, besonders am Anfang, besser gewesen wäre. Mad. Keilholz als Elise wußte ihre Rolle nicht, Herr Hunnius als v. Holm, Vater der Nina, war zu kalt. Monsigny's älteres Singspiel „Der Deserteur“ wurde doch immer noch gerne gesehen, besonders wenn Mademoiselle Werthen die Luise und Herr Arnoldi den Alexis spielt, und selbst wenn die Herrn Santorini und Müller versagten. „Der Schiffspatron oder der Gutsherr“ von Dittersdorf veranlaßt die Bemerkung, es sei schade, daß zu einem so elenden Stück eine solche Musik gehöre. Dagegen führt Großmann beschönigend an, daß einige Szenen denn doch das Zwerchfell sehr erschütterten, und das sei neben der Harmonie der Musik der Zweck der meisten komischen Opern. Bei der Aufführung von J. F. Jünger's Lustspiel „Das Ehepaar aus der Provinz“ wurden nach dem 2., 3. und 4. Aufzug italienische Intermezzos eingeschoben: Cimarosa's Kapellmeister, Sarti's Geizhals und Cimarosa's Lustiger Schuster. Hierfür hatte es Großmann gewagt, den Italiener Bianchi einzustellen, der auch sehr gefiel, doch bemängelt unser Kritikus, daß es bei dem Ausländer mit dem Einstudieren der Rollen etwas langsam gehen werde, worunter die deutschen Buffos zu leiden hätten. Großmann antwortet spitz: „Die gewöhnlichen allerdings — wenn man anders von ihnen sagen kann, daß sie etwas zu verlieren haben.“ Es gab drei pantomimische Ballets. Bei der „Wiederkehr des Bremer Schiffers“ versagte die Maschinerie. Die Zuschauer erlebten einen richtigen Schiffbruch, doch purzelten die Seeleute zum Glück nur auf die Bühne und tanzten heiter drauflos (bei einer Wiederholung bediente man sich eines stärkeren Schiffes, und alles kam ohne blaue Flecken ans Land). Ein größeres, dreiaktiges heroisches Ballet „Herzog Marlborough“ von Herrn Kübler gefiel sehr, besonders weil es mehr Handlung enthielt als sonst üblich. Nur die Hexerei im 3. Aufzug, wo Cupido den Marlborough vom Tode aufweckt und aus dem Sarge zum Tanzen auferstehen läßt, hat mißfallen, wogegen Großmann meint, es sei doch ein großes Meisterstück Küblers. In einem andern pantomimischen Ballet „Roth und Weiß“ fehlte es nicht an farbigen Bändern, aber an Handlung.

In Hinsicht des Schauspiels seien die kritischen Nachrichten über Werke der großen Genies denen der kleineren Geister außerhalb der

Reihenfolge der Aufführung vorangestellt. Bei Shakespeares Hamlet wird ohne nähere Begründung geurteilt: Herr Kübler spielte den Hamlet; er wird es hoffentlich nicht mehr tun. Mad. Diestel aber spielte als Ophelia die wahnsinnigen Auftritte bis zur höchsten Täuschung. Die Darstellung von Schillers Kabale und Liebe, dieses Stückes mit seinen äußerst großen Situationen, hätte besser sein können. Herr Nuth als Präsident war zu kalt, auch zu leise. Herr Diestel als Major hatte keinen Anstand, seine Gestikulation bei heftigen Stellen ist widrig. Mad. Teller als Lady Milford war brav. Rezensent wünscht sehr, daß sie weniger weinte. Viele weinerlichen Dinge sollen nur mit einem besonderen Grade von Wärme gesagt werden; die Thräne darf nur da fließen, wo die Situation aufs Höchste gestiegen ist. Dagegen bemerkt der Direktor, daß dieser Ausdruck zu unbestimmt und dunkel sei; wahr sei, daß die Klage nicht immer Thränen fließen läßt und ein beständiges Jammergewinsel allerdings Ekel statt Mitleid erregt. Herr Deering als Stadtmusikant verfehlte seine Rolle ganz, da er alles Launigte, Herzliche und Heftige in einem Tone wegschrie. Großmann nimmt ihn in Schutz, da er ihn früher diese Rolle gut spielen sah, und jeder einen besonderen Gesichtspunkt hat, von dem aus er eine Sache betrachtet. Die kleine Rolle des Kammerdieners machte Großmann durch sein schönes Spiel zu einer großen Rolle. Gegen die allgemeine Behauptung, daß viele Rollen hätten besser besetzt werden können, verteidigt sich der Direktor mit dem Satz: Wer es weiß, was hergebrachte Gewohnheit bei dem Theater für Gewalt hat, und wie sehr die Schauspieler auf ihre eingebildeten Rechte bestehen, dem darf es nicht auffallen, wenn ein Stück bei einer Gesellschaft schlecht besetzt ist, die zu diesen Rollen bessere Personen hat; am allermehrsten aber muß man sich hüten, hier dem Direktor Nachlässigkeit Schuld zu geben. Viel günstiger lautet das Urteil über die Aufführung von Schillers Don Carlos¹⁰⁾. Herr Hagemann als Marquis von Posa spielte trefflich schön, besonders den Auftritt mit dem Könige voll Wahrheit und Würde. Wenn Rezensent

¹⁰⁾ Diese Aufführung sah der spätere Senator Dr. Theodor Berck in noch sehr jugendlichen Jahren in Begleitung von Domestiken mit großer Begeisterung und schilderte später in seinen Memoiren in allen Einzelheiten die Gefühle, die ihn damals beseelten. Besonders gefielen ihm die gewappneten Krieger in Rüstungen, die Großmann aus dem Zeughaus geliehen hatte. Am 3. Oktober sah er auch Mozarts Zauberflöte (vgl. Herm. Wätjen, Brem. Jahrb. Bd. 23, 1911, S. 154).

etwas erinnern möchte, so wäre es der Abgang bei der Königin: Das Leben ist doch schön!, Worte, die mit Empfindung, mit herzlicher Teilnahme gesprochen, nicht gebrüllt werden sollten. Großmann kann dies Urteil keineswegs unterschreiben. Die Aufführung von Schillers „Verschwörung des Fiesco“ in der Bühnenbearbeitung von C. M. Plümike verlor an Wirkung, weil einige Rollen nicht gut besetzt waren. Herr Diestel war kein richtiger Fiesco, weil seine Manieren, sein Ton, seine Züge nicht die eines edlen Fiesco waren. Der Darsteller möge diese freundschaftliche Warnung nicht übel nehmen, da man ihn in komischen Rollen lieber sieht. Großmann spielte den stolzen Verrina sehr gut, besonders in dem Auftritt, wo er seiner Tochter den Fluch gibt. Herr Deering als Mohr war recht brav, nur hätte er ihn noch etwas feiner in Ton und Spiel wiedergeben können. Lessings „Minna von Barnhelm“ wurde recht gut dargestellt; Großmann als Riccaut, Deering als Paul Werner, Leo als Wirt, Hagemann als Tellheim, Mad. Keilholz als Minna und Mad. Diestel als Franziska werden alle belobt. Für den Direktor bedeutete die schlecht besuchte Vorstellung aus später zu erörternden Gründen eine schwere Enttäuschung.

Das gut besetzte und einstudierte Schauspiel „Der Herbsttag“ von Iffland gefiel außerordentlich, „solche Familiengemälde, solche häuslichen Szenen lieben wir Bremer. Wir wollen was für das Herz, und das hat uns Iffland in diesem Stück und die Großmannsche Gesellschaft durch treue Darstellung gegeben“. Als etwas später Ifflands Schauspiel „Die Mündel“ gegeben wurde, drängte sich das Publikum förmlich ins Theater, und es herrschte während der Aufführung eine unglaubliche Stille bei der Menge. Alle Darsteller erhalten das Lob des Rezensenten, natürlich auch der Direktor als alter Onkel. Das gleiche war bei der Aufführung von Ifflands Schauspiel „Bewußtsein“ der Fall. Ifflands „Elise von Valberg“ ruft folgende teils lobende, teils tadelnde Kritik hervor: „In diesem Stück herrscht durchaus der Hofton. Wird der Hofton verfehlt, so hat das Gemälde keine Farbe, und das war heute oft der Fall. Am besten spielte Mad. Bißler als Oberhofmeisterin, Herr Hagemann als Amtshauptmann, Herr Hartwig als Fürst und Demoiselle Großmann als Elise. Nur die Halbstiefel kleiden den Amtshauptmann bei Hof nicht gut und die Oberhofmeisterin und Elise hatten einen Mantel zum Gebrauch. Herr Arnoldi und Mad. Keilholz konnten ihre Rollen nicht, und Herrn Kübler hätte

man den Hauptmann von Wittig lieber tanzen als spielen sehen." Bei der letzten Vorstellung vor Weihnachten mit Ifflands „Reue versöhnt“ war das Haus überfüllt. Kotzebue's Schauspiel „Das Kind der Liebe“ wurde im ganzen gut dargestellt, nur bei Herrn Hagemanns Pfarrer Ehrmann mißfiel unserm Kritiker der zu große Hut. In des gleichen Verfassers Schauspiel „Menschenhaß und Reue“ war Großmann als General Wintersee meisterhaft; man muß ihn sehen, wie er auf seinen Bauch wie auf seinen Gott hält, um herzlich mit ihm zu lachen. Dem Herrn Schönitz (Major) wünscht der Rezensent einen andern Platz als beim Theater, er steuert falsch. Herr Deering (Bittermann) und Herr Müller (Peter) waren in diesen Rollen am stärksten, doch scheint der letztere etwas zu übertreiben. Mad. Keilholz war nie so groß wie in dieser Rolle: alles weinte unter dieser feierlichen Stille, unsere Thränen waren ihres Spieles Lohn. Dazu fügt Großmann objektiver hinzu, daß der Schauspieler nicht immer solche Thränen als Tribut für sein Spiel annehmen dürfe, da sie oft nur die Folge der Darstellung des Dichters und unseres weichen Herzens sind. Herr Diestel als Unbekannter ist unserem Beobachter unbekannt geblieben, weil er den Kampf zwischen Ehre und Liebe im letzten Auftritt vergessen hatte (nach Meinung des Direktors hat er aber sonst seine Rolle sehr gut ausgeführt). Demoiselle Großmann als Kammermädchen war gut, sollte aber mehr Prätension haben. Kotzebue's Lustspiel „Die Indianer in England“ erhielt folgende Besprechung: „Heute hatten wir einen vergnügten Abend. Demoiselle Werthen, jetzige Mad. Hartwig, vom Schweriner Theater, trat als Gurli auf — wir gratulieren Herrn Großmann zu dieser Acquisition. Sie gehört unstreitig unter die ersten Schauspielerinnen in dieser Rolle. Wer eine Eunike, Unzelmannin und Witthöft gesehen hat, der kann davon urteilen. Es blieb uns heute von Kotzebues Gurli nichts zu wünschen übrig, als daß sie die Erzählung mit abwechselndem Lachen und Weinen etwas besser vorgetragen hätte. Kaberdar war Herr Werthen, er hatte zu viel Gestikulation und einen Predigerton. Herr Deering als Zollvisitator spielte sehr gut, überhaupt studiert er seine Rolle immer fleißig. Das Stück ging gut, alles bestrebte sich heute, die brave Gurli gehörig zu unterstützen.“ Die Angabe, daß der Rezensent die genannten Bühnengrößen selbst gesehen hat, was nur außerhalb Bremens möglich war, giebt vielleicht einen Anhaltspunkt zur Erkennung des Verfassers — Knigge oder Schütte? B a b o ' s Lustspiel „Bürgerglück“

erhielt bei der Eröffnungsvorstellung ungeteilten Beifall. In dem heroischen Schauspiel „Die Strelitzen“ desselben Verfassers hätte Herr Hagemann als Czar bei vielen Stellen bedeutend heroischer sein können, was Großmann aber entschieden bestreitet, auch weil er das Rauhe dieses Charakters sehr anschaulich zu machen wußte. In Babo's Trauerspiel „Otto von Wittelsbach“ spielte Herr Nuth die Titelrolle recht brav, die kleineren Rollen wurden etwas vernachlässigt. Im letzten Aufzug ging manches verloren, weil ein starker Sturm die Zuschauer in Schrecken setzte, als ob das Komödienhaus einstürzen wollte. Syndikus von Eelking und Großmann brachten die zu allen Türen hinausstürzende Menge durch ihre Fassung und Geistesgegenwart wieder zur Beruhigung. Das Lustige dabei war, daß das Haus nach dem Sturme um die Hälfte stärker besetzt war als vorher. Drei aufgeführte Lustspiele von Friedr. Ludw. Schröder haben großen Beifall und werden gut aufgeführt. Im „Vetter in Lissabon“ läßt Großmann in der Rolle des Albert den fühlenden und denkenden Künstler erkennen. Das nach dem Englischen der Mistreß Centlivre geschaffene Lustspiel „Die vier Vormünder“ erregte als Quakerstück allgemeines Lachen. „Victorine oder Wohltun trägt Zinsen“ wurde vortrefflich gespielt und besonders der Oberst von Maybaum des Herrn Leo mit Beifall belohnt. Über G r o ß m a n n ' s Familien-Gemälde „Nicht mehr als 6 Schüsseln“ sagt unser Berichterstatter: „Dieses Stück hat so viel Beifall in Deutschland erhalten. Ist das nicht eine Aufforderung für Herrn Großmann, noch so etwas Ähnliches zu schreiben? Er selbst spielte den Hofrat mit aller Wahrheit, Laune, Richterwürde und Vaterliebe war bei ihm wahr — einzig. Herr Arnoldi als Fritz war unnachahmlich schön. Mad. Bißler hatte als Frau von Schmerling zu wenig Anstand in solchen hochkomischen Rollen.“ Für den gespendeten Beifall dankte der Autor am Schluß mit den scherzhaften Worten: „Es freut mich herzlich, daß meine 6 Schüsseln Hausmannskost den Kennern so wohl geschmeckt haben.“ Bei der Kritik von Fr. Gust. H a g e m a n n ' s Lustspiel „Leichtsinn und gutes Herz“ macht Großmann zwei köstliche Gegenkritiken. Das Urteil, daß der zur Gesellschaft gehörige Autor und Herr Leo „vorzüglich schön“ gespielt hätten, ruft die Bemerkung hervor: solche Urteile, ohne einen Grund anzuführen, bessern nicht und verfehlen den Zweck der Kritik. Die Bemerkung, daß Herr Santorini seine Rolle nicht „konnte“, bestätigt der Direktor durch den Ausspruch: das geringste

Erfordernis der Schauspieler und doch ihr häufigster Fehler! In *Bunsen's* Lustspiel „Siegfried von Lindenberg“ bescheinigt unser Chronist dem Direktor, der den Bauern Ullmann agierte, daß er wie die Biene aus jeder guten Blume Honig machen könne. Herr Deering als Hans Stadinger in *Ziegler's* Lustspiel „Liebhaber und Nebenbuhler in einer Person“ hätte beinahe das ganze Stück durch sein Brüllen verdorben, was dem Direktor das Zugeständnis entlockt, daß der sonst sehr brauchbare Schauspieler zuweilen mit der Stimme übertreibe, wenn auch die Meinung des Verfassers etwas zu hart ausgedrückt sei. In *Karl Martin Plümcke's* Trauerspiel „Lanassa“ müssen die gerügten Fehler der Aufführung zugegeben werden. Zur Unordnung bei den Verwandlungen muß Großmann leider gestehen, daß die Theatermeister manchmal Eichbäume in einem Zimmer wachsen lassen, so daß die handelnden Personen, die ihre Geheimnisse gern in ihrer Brust verschlossen, dann gezwungen sind, sie auf der Straße zu predigen. Die papierne Feder um den Hut des Generals Montalban machte die ganze Figur lächerlich. Wenn die stummen Personen unter sich Spaß treiben, ist Unverstand und unverzeihlicher Leichtsinn. Dagegen erhalten die drei Lustspiele, *Rautenstrauch's* „Der Jurist und der Bauer“, *Bretzner's* „Das Räuschgen“ und *Jünger's* „Ehepaar aus der Provinz“ volle Anerkennung, ebenso das vaterländische Schauspiel „Der teutsche Hausvater“ des Freih. von Gemmingen.

Über die gesellschaftliche Aufnahme der Schauspieler macht der Chronist schon am 20. November folgende beachtliche Bemerkung: „Unser neues Schauspielhaus hat so großen Zulauf, daß wer einen Platz haben will, wenigstens zwei Stunden vor dem Anfang kommen muß. Die Gesellschaft genießt nach Verdiensten und mit Recht unsere volle Gastfreiheit. Täglich haben wir in unsern besten Zirkeln das Vergnügen, von vielen Mitgliedern derselben besucht zu werden, und ihr anständiges Benehmen rottet alles sonstige Vorurteil wider diese Sittenlehrer und Märterer des Vergnügens bei uns aus.“ Dies Urteil glossiert Großmann treffend: „Der Weltmann wird in der Welt erzogen. Erst da, wo dem Schauspieler die gute Gesellschaft offen steht, darf man Lebensart und Sittlichkeit von ihm erwarten.“ Bei der letzten Vorstellung am 21. Dezember war das Haus so voll, daß über 200 Personen auf der Bühne standen und den Spielenden den Raum

einengten¹¹⁾. Unser Chronist schließt mit dem Wunsche, daß Herr Großmann „in Gesellschaft seiner guten Subjekte und mit guten neuen Stücken“ bald wiederkommen möchte.

Trotz des guten Besuchs der Vorstellungen und der neu angefachten Theaterbegeisterung kam es zum Schluß doch noch zu einer höchst unangenehmen Auseinandersetzung. Der erwähnte v. B.-Artikel im Journal des Luxus und der Moden (Nov.-Stück 1792) hatte den lebhaftesten Widerspruch zweier ungenannter „Bürger in Bremen“ erregt, die eine geharnischte Entgegnung einrücken ließen, aus der wir einige neue Momente gewinnen. Der Vorwurf, daß v. B. den theatralischen Verdiensten Großmanns um Bremen ein übertriebenes Lob gezollt hätte, war jedenfalls für den Anfang berechtigt. Auch durften die früher in Bremen zugelassenen Schauspielergesellschaften nicht als herumziehende Horden bezeichnet werden, wenn man an die Akkermannsche und Abbtische Truppe denkt. Diese Direktors, sagt die Entgegnung, waren bescheidene, gesittete, nüchterne, auf keine Weise zudringliche Männer. Sie sahen ein, daß, da sie vom Geld des Bremers lebten, sie sich auch nach bremischen Sitten richten mußten und diese nicht reformieren könnten. Sie hätten keinen Widerwillen gegen das Theater erregt. Es wären auch keine Tartuffes und Betschwestern, sondern gute biederherzige Patrioten gewesen, die sich nicht von dem herrlichen Einfluß der Bühne auf die Sitten geschäftiger Menschen überzeugen konnten. Zum Neubau wird Folgendes bemerkt: Das Haus ist, wie der Augenschein lehrt, wohl nicht gerade solide gebaut. Es verschönert die Stadt nicht, da es außerhalb auf einer Bastion gelegen ist und fast gar keine Fenster hat. Es ist ganz von geliehenem Gelde gebaut, die Dekorationen rühren fast sämtlich vom Liebhabertheater her und sind noch nicht bezahlt. Großmann kam erst acht Tage vor der ersten Vorstellung an, als der Bau größtenteils bereits vollendet war. Daß er den Rest der Arbeit zu beschleunigen suchte, war natürlich, aber Drohungen würden übel angebracht sein, da sich ein Reichsbürger von Niemandem ungestraft drohen ließe. Die Gipsköpfe und Brustwehren sind recht artig, die Verzierungen, besonders die bretternen Musen, sind aber keines Posaunenlobes wert. v. B. hatte behauptet, daß „unsere“ große Donnerstags-

¹¹⁾ Auch Senator Berck schreibt in seinen Memoiren, es wäre ein komischer Anblick gewesen, als man beim Aufgehen des Vorhangs plötzlich bekannte Gesichter erblickt habe.

gesellschaft während des Freimarkts eingestellt und auf den Sonnabend, an dem außer dem Freimarkt nicht gespielt werden darf, verlegt sei, daß auch das große Liebhaberkonzert auf den Mittwoch verschoben sei, und daß einige Musikliebhaber sich angeboten hätten, bei den Singspielen zu akkompagnieren. Die Einsender widersprechen diesen Angaben und betonen, daß im Orchester nicht einer mitspielt, der nicht Musiker von Profession sei. Großmann hat sich in einigen angesehenen Häusern Zutritt verschafft, den man jedem Fremden gestattet, wenn er weder Gastfreiheit noch Freundschaftsdienste erzwingen will, noch die Grenzen der Bescheidenheit übertritt. Herr Großmann kennt die Welt zu gut, um nicht zu wissen, daß in einer Reichsstadt ein vorlautes Wesen, ein unnützer Prunk und Aufwand und alles Tonangeben übel angebracht sind. Am Schluß heißt es: Er wird es uns daher auch danken, daß wir seinen unverschämten Lobredner zurecht gewiesen haben, welches noch derber, mit Anführung spezieller Umstände geschehen würde, wenn dieser Mann noch einmal die Backen vollnehmen sollte. Ihm ist gewiß an der stillen Achtung und Verehrung, wie man sie dem einfachen, mäßigen, großen edlen Schröder beweist, mehr gelegen wie an dergleichen Marktschreiereien."

Wir sehen in dem v. B.- und dem Zwei Bürger-Artikel die beiden, sich befehdenden Parteien der Stadt nebeneinander, starke, vielleicht überschwengliche Begeisterung für das neue Theater, und daneben nüchterne, kritische Haltung mit etwas viel reichsstädtischem Selbstbewußtsein. Wie es am Schluß der ersten Spielzeit mit dem finanziellen Ergebnis aussah, erfahren wir aus einer, allerdings nicht nachprüfbaren Anmerkung des Herausgebers Bertuch, dem ein anderer Korrespondent aus Bremen mitteilte: „Am 21. Dezember habe Herr Großmann die letzte Vorstellung gegeben, und wie die Komödie zu Ende gewesen, hätten auch schon die Wagen zum Abreisen bereit gestanden, aber ein Zusammenfluß von Kreditoren, welche alles mit Arrest belegt, habe die Abreise verzögert, bis endlich nach Mitternacht seine Person, Frau und Tochter und noch 8 Personen, jedoch ohne die geringste Bagage, abzureisen Erlaubnis erhalten.“ Auf dies traurige Ereignis bezieht sich vielleicht ein 13 strophiges Gedicht „Klage eines Schauspiel-Directeurs Großmann bey seinem Abzug von Bremen“ (abschriftlich in Brem. a. 1068, Bibliothek), in dem der un-

glückliche Verfasser in stark depressiver Art sich selbst anklagt und ironisiert, wie einige Strophen zeigen mögen:

1. O weh mir armen Corydon,
O weh, ich bin ein Unglücks Sohn.
Da zieh ich hin ohn Gut und Geld,
O böse Zeit, o arge Welt!
3. Was fang ich armer Teufel an,
Ist niemand, der mir helfen kann?
Ich habe nichts als meinen Witz,
Der ist mir aber jetzt nichts nütz.
4. Wer giebt mir Geld in meiner Noth,
Wer hebt mich nun wohl aus dem Koth?
Wer borgt mir auf mein gräflich (?) Wort
Und schickt die Schuldner alle fort?
5. Ich bin ja Graf von Schönian,
Dazu ein gar berühmter Mann.
Auch hab ich stattlich euch tractirt
Mit meiner Freundschaft honorirt.
7. So macht euch doch nicht lächerlich,
Kommt her, ihr Herrn, bezahlt für mich,
Damit ich ferner spielen kann
So wie bisher den großen Mann.
10. O hätt ich mich doch eingeschränkt
Und nicht so tapfer eingeschenkt,
O hätt ich besser doch gespart
Und mich für diese Noth bewahrt!
13. So seh ich doch, daß ich ein Narr
Bey aller meiner Klugheit war.
Drum ist mir auch ganz recht geschehn,
Um so aus Bremen fortzugehn.

Über das neue Schauspielhaus erfahren wir ein streng sachliches Urteil aus der handschriftlichen Bremischen Chronik des Senators Heineken. Er gibt zu, daß das Äußere die ersten Jahre hindurch freilich unscheinbar war, aber in der Folge bekam es ebenmäßig ein so artiges Ansehen, daß es, solange es in gutem Stand erhalten wird, zu einer Zierde der Promenade und späteren Wallanlagen gehörte; der zwar einfach, aber doch geschmackvoll verzierte Innenraum konnte etwa 1500 Zuschauer fassen. Auch Christ. Nikol. Roller spricht in seiner Bremischen Geschichte (1799) von dem räumlich ausreichenden, inwendig sehr artig dekorierten, jedoch nur aus Ständerwerk aufgeführten Neubau. Carl Julius Weber (Der lachende Philosoph)

erwähnt in seinem Werk „Deutschland oder Briefe eines in Deutschland reisenden Deutschen“ das Theater und überliefert uns die Inschrift an demselben: *Interpone tuis interdum gaudia curis*, die er „Laß von Zeit zu Zeit Genuß mit Arbeit abwechseln!“ übersetzt. Man sehe die Abbildung 2 nach einem Kupferstich bei Storck, Ansichten der freien Hansestadt Bremen (1822).

III. Großmanns Direktion 1793—1796.

Die zweite Spielzeit Großmanns vom 17. September 1793 bis 3. Januar 1794 umfaßte nach erhaltenen Theaterzetteln 66 Vorstellungen, die dritte Spielzeit vom 1. Oktober 1794 bis 6. Januar 1795 deren 63. Am Schluß des Zettels vom 6. Januar 1795 steht klein gedruckt eine persönliche Notiz: „Von seinen Gönnern und Freunden, da kränkliche Umstände ihn verhindern, es persönlich zu tun, beurlaubt sich hjemit gehorsamst und ergebenst G. F. W. Großmann.“ Sein Leben neigte sich schnell dem Ende zu. Es war ein tragischer Ausgang mit lautem Aufschrei, ein Zusammenbruch so furchtbar, daß der wahrscheinlich schwindsüchtige und zur Geistesumnachtung neigende Mann sogar die Leiden der Einkerkerung ertragen mußte, allerdings nicht in Bremen, sondern in Hannover, wo er außerdem spielte. Am 16. Februar 1795 bekam der Bremer Rat von der Hannoverischen Justizkanzlei ein Schreiben, dessen Anfang lautet: „Es hat der Schauspiel-Directeur Großmann sich nicht entsehen, bei der Vorstellung eines vor kurzem auf dem hiesigen Kgl. Schloß-Theater aufgeführten Lustspiels in die von ihm übernommene Rolle allerlei ärgerliche Reden einzustreuen, auch mehrere noch lebende Personen namentlich mit Anzüglichkeiten und Injurien zu verunglimpfen und dadurch einen öffentlichen Skandal erregt, weshalb derselbe von der Oberpolizei mit einer achttägigen Gefängnisstrafe belegt wurde. Derselbe hat jedoch demohngeachtet von diesem Benehmen nicht abgesehen, vielmehr in den während des Gefängnisses verfertigten Aufsätzen und abgelaassenen Briefen . . . so vielerlei anzügliche, bedrohliche und gefährliche Äußerungen ausgehen lassen, daß deshalb eine förmliche Untersuchung wider denselben hat eingeleitet werden müssen.“ Da Großmann zuletzt bei dem bremischen Arzt „Dr. med. Heinecke“ (vielleicht ist Johann Heineken gemeint) in Behandlung war, bittet man um Auskunft über den früheren Gesundheitszustand

des Inkulpaten und nötigenfalls um ein Gutachten des genannten Arztes (die Antwort des Senats liegt nicht vor). Es handelte sich nach Josef Wolter¹²⁾ um eine Vorstellung am 3. Februar, der die Prinzessin Karoline von Braunschweig beiwohnte. In dem Schauspiel „Der Vetter aus Lissabon“ von Fr. Ludw. Schröder hatte Großmann als Kaufmann Wagner alle Zuschauer zu Thränen und Bewunderung hingerissen. Dann sollte ein lustiges Nachspiel „Wer wird sie kriegen?“ folgen. Beim Umkleiden gab ihm seine Frau statt eines beruhigenden Getränks Punsch und in erhitztem Zustand betrat er die Bühne. Er fiel gänzlich aus der Rolle und redete aus dem Stegreif über Religion und Regierung, über Könige und Fürsten, über Gelehrte und Schriftsteller mit scharfen Angriffen auf bestimmte Persönlichkeiten und fiel schließlich besinnungslos auf die Bühne, die Prinzessin verließ ihre Loge, der Vorhang fiel. Kein Zweifel: in einem Anfall geistiger Umnachtung hatte er seine innerste rationalistisch-liberale Weltanschauung preisgegeben, seinem Haß gegen das absolutistische System Luft gemacht. Er blieb bis zum April im Gefängnis am Klevertor, suchte dann in Bad Nenndorf Heilung und kehrte, scheinbar genesen, im Oktober nach Bremen zurück. Hier spielte er am 16. und 28. Dezember 1795 den „Alten Caziken“ in Kotzebues Schauspiel „Die Spanier in Peru oder Rollas Tod“. Auf dem Zettel der erstgenannten Aufführung steht folgende, gewiß wahre Randbemerkung: „Auf Schüttes Überredung, der wünschte, Koch (s. unten) einen Begriff von Großmanns Schauspielerkunst zu geben, spielte dieser seinem Freunde zu Gefallen, nachdem er längst, durch Krankheit abgehalten, nicht mehr aufgetreten war, heute noch den alten Katziken mit solcher Vortrefflichkeit, daß Alles zu Thränen gerührt wurde und endete mit Wiederholung dieser Rolle am 28. Dezember sein Auftreten auf der Bühne.“ Am Ende der vierten bremischen Spielzeit, die vom 6. Oktober 1795 bis 7. Januar 1796 dauerte und 63 Vorstellungen zeitigte, ging Großmann nach Hannover zurück, wo ihm und seiner Gattin unter verschärften Bedingungen die Spielerlaubnis gewährt wurde. Hier starb er an den Folgen eines Blutsturzes am 20. Mai 1796.

Schon am 4. März 1795 hatte Großmanns zweite Frau Victoria (geb. Schroth) an den Bremer Rat eine Supplik gerichtet, deren wichtigste Stelle lautet: „Die unangenehmen Verhältnisse, worin mein Ehe-

¹²⁾ Hannoversche Geschichtsblätter 1902 S. 25 (Schluß der genannten Bonner Dissertation).

mann... durch eine unglückliche Gemütskrankheit versetzt worden ist, und die ihn wenigstens vorerst von der Direktion des Theaters entfernen mußte, veranlassen mich... zu bitten, mir die nemliche Huld angedeihen zu lassen, welche ein Kgl. Oberhofmarschallamt mir zu erweisen geruht hat, indem dieselbe mir mit der Direktion die Rechte meines Mannes in Ansehung der Concession übertragen hat." Nach Genehmigung dieses Gesuches übernahm der Schauspieler und Regisseur Koch (Ekkardt, genannt Koch) nach Großmanns Tode im Namen der Erben die Leitung der Bühne. Die fünfte Spielzeit vom 3. Oktober bis 31. Dezember 1796 brachte es auf 59 Vorstellungen.

Von der Gründung des Theaters an schwebte über dem ganzen Unternehmen in der stillen Teilnahme und tätigen Mitarbeit Daniel Schüttes die unsichtbare Hand eines vorsorgenden Freundes, der darüber in seinem handschriftlichen Verzeichnis bremischer Schauspieler zum Jahre 1796 bemerkt: „Während der ganzen Zeit der Großmannschen Unternehmung, so auch in diesem Jahr, besorgte Schütte mit dem Unternehmer sämtliche Geschäfte unentgeltlich, wie er auch den ganzen Bau des Schauspielhauses und das Zusammenbringen der Actien besorgt hatte.“

IV. Großmanns Spielplan 1792—1796.

Wir betrachten die Leistung der Großmannschen Truppe als schauspielerisches Ganzes innerhalb der fünf Jahre. Man bot in jeder Spielzeit vom Oktober bis Dezember, manchmal bis in den Januar des folgenden Jahres hinein durchschnittlich 60 Aufführungen. Darunter war, soweit unsere Theaterzettel erkennen lassen, die komische Oper mit 53 Stücken und 107 Aufführungen vertreten, während Trauer-, Schau- und besonders Lustspiele an Werken und Aufführungen das Doppelte dieser Anzahl überschritten.

In der Oper erhielten sich die bekanntesten, schon von Abbt zum Teil eingeführten Stücke der italienischen *Opera buffa* und der französischen *Opéra comique* in der Gunst der Bremer. Unter den Italienern steht der noch auf Mozart Einfluß übende Giovanni Paisiello mit 7 Stücken und 12 Aufführungen voran. Seine *Molinara* (Müllerin) erscheint in der Bearbeitung von Heinr. Gottl. Schmie-der als „komisches Singspiel“ zweimal. Man gab auch seinen auf ein Lustspiel von Beaumarchais zurückgehenden Barbier von Sevilla, eine

Vorstufe zu Rossinis weit bedeutenderer Schöpfung aus derselben Quelle, allerdings mit possenhaften Zusätzen. Von Antonio Sallieri, einem Schüler Glucks, wird der *Axur rè d'Ormus*, ein politisches, gegen den Adel in der Art des Figaro von Beaumarchais gerichtetes Stück, gegeben. Der textlich auf Goldoni und da Ponte fußende *Talisman* beruht auf einer Übersetzung des Freiherrn von Knigge. Martiny Soler's berühmtes Singspiel *Lilla oder Schönheit und Tugend* erscheint dreimal. Außerdem hörte man die *Pastorella nobile* von Guglielmi und komische Intermezzos von Cimarosa und Sarti. Von den französischen Komponisten hatte sich d'Alayrac schnell in Deutschland eingebürgert, jedermann kannte seine „*Les deux Savoyards*“ mit den beliebten Murmeltierliedchen, bei uns in Schmieders Bearbeitung 6mal gegeben. Man führte auch sein Singspiel *Nina* mit dem Typus der Wahnsinnigen auf. Bemerkenswert ist ferner, daß seine ernst-düstere, aus dem Geist der Revolution von 1789 geborene Spieloper *Raoul Sire de Crécy* dreimal über die Bühne ging. Von Grétry gab man die schon bekannten Singspiele *La Rosière* (Rosenfest) *de Salenci* und *Zemire und Azor*, ferner den Richard Löwenherz, der auf dem Theaterzettel nur als Oper bezeichnet wird, da es sich um ein ernstes Werk mit zeitgemäßem Hintergrund handelt. Monsigny erscheint mit dem beliebten *Déserteur* und der *Belle Arsène* nur je einmal, dazu kommt ein Stück von Champain.

Zu diesen 24 Stücken von 11 ausländischen Komponisten mit 45 Aufführungen kommen 29 Stücke von 12 deutschen Komponisten mit 62 Aufführungen, so daß die einheimische Kunst neben der fremden etwas stärker zur Geltung kommt. Das Melodrama (gesprochener Text mit Musikbegleitung) *Medea* von Georg Benda, dem Gotthaer Benda, durch dessen so sehr erfolgreiche Aufführung unter Abbt's Direktion 1780 der Grund für das bremische Theaterleben gelegt wurde, erzielte unter Großmann eine dreimalige Wiederholung. Außerdem gab man zwei gleichgeartete Werke von ihm, *Romeo und Julia* nach Gotters Text, das der Theaterzettel als „Schauspiel mit Gesang“ bezeichnet, und *Ariadné auf Naxos*, als „Drama mit musikalischen Accompagnements“, Libretto von Brandes. Besonders bemerkenswert ist die einmalige Aufführung von Gluck's *Iphigénie en Tauride*, mit der sich sein ernster, getragener Stil bei der Inszenierung in Paris 1779 endgültig gegen die italienische Buffo-Oper durchsetzte. Unser Zettel nennt das Stück ein „heroisches Singspiel“

Mit Bewilligung hoher Obrigkeit
wird heute Donnerstag den 18ten December 1794
aufgeführt werden:

Iphigenia in Tauris.

Ein heroisches Singspiel in vier Aufzügen;

von Guillard.

In Musik gesetzt vom Ritter Gluck.

Personen:

Iphigenia, Oberpriesterin der Diana,	—	—	Madam Walter.
Orestes, Iphigeniens Bruder,	—	—	Herr Walter.
Pilades, ein griechischer Prinz, Orestens Freund,	—	—	Herr Müller.
Eboas, König von Tauris,	—	—	Herr Weinböfer.
Diana,	—	—	Dem. Bisler, d. jüngere.
Staatsbedienter des Eboas,	—	—	Herr Santorini.
Erste Priesterin,	—	—	Madam Hartens.
Zweite Priesterin,	—	—	Dem. Bisler, d. ältere.
Priesterinnen der Diana.			
Scythen.			
Leibwache des Eboas.			
Eumeniden und Nymphen.			
Griechen. Gefolge des Pilades.			
Der Geist der Klytemnestra.			

Die Handlung geht in Tauris vor.

Das Stück ist für 9 Grote zu haben.

Auch wird heute eine prächtig erleuchtete Kolonade zu sehen seyn.

Den Beschluß macht:

Wer wird sie bekommen?

Ein Lustspiel in einem Aufzuge; von einem Soldaten.

Personen:

Büschdorf, Beamter,	—	—	Herr Göhring.
Albert, sein Sohn, Dragonenlieutenant,	—	—	Herr Schwatka.
Beit, Dorfrichter,	—	—	Herr Bisler.
Grethe, eine Bäuerin,	—	—	Madam Bisler.
Eberste, ihre Tochter,	—	—	Demotiel Großmann.
Ferdius, Cantor,	—	—	Großmann.
Abber, Wachtmeister,	—	—	Herr Santorini.
Georg, Dragoner,	—	—	Herr Wohlbrück.

Da mit dem 31ten dieses Monats die hiesige Schaubühne geschlossen wird, so werden die respectiven Abonnenten erinnert, sich ihrer vorräthigen Billette gefälligst zu bedienen, weil solche beim Schluß weder eingelöst werden, noch im künftigen Jahre gültig seyn können.

Na ch r i c h t.

Der Schauspieltag ist in dem neu erbauten Schauspielhause auf der Bastion am Ostertore.

Preise der Plätze:

Im ersten Rang und Parquet, und in den beyden ersten Logen, linker und rechter Hand am Orchester	—	—	48 Grote
Im zweiten Rang und Parterre	—	—	36 —
Im dritten Rang	—	—	18 —
Im vierten Rang	—	—	12 —

Billette sind in des Notarius Damerken Wohnung in der Erdmachers Straße vom Morgen um 10 Uhr bis Nachmittags um 3 Uhr zu haben, gelten aber nur für den Tag, an welchem sie gekauft werden. Es wird zu Jedermanns Bequemlichkeit gereichen, sich vorher mit Billetten zu versehen, um Abends beim Eingange nicht aufgehalten zu werden. Abonniren kan man auf 10 und 15 Billette für 5 Rthl. in Barm oder ein Louidor in Golde.

Uebereins wird ein verehelichtes Publikum hiermit zugleich unterrichtet, daß die Eröffnung des Schauspielhauses, einer ausmehro getroffenen Verfügung zufolge, zu Abwendung aller Unannehmlichkeiten, unfehlbar nicht eher als pünktlich 4 Uhr geschehen wird. Der Anfang des Schauspiels ist pünktlich um 5 Uhr. G. F. W. Großmann.

128

Mit Bewilligung hoher Obrigkeit
wird heute Freitag den 3ten October 1794.
aufgeführt werden:

Die Zauberflöte.

Eine große Oper in zwey Aufzügen;
von Schikaneder.

Die Musik ist von Mozart.

Personen:

Sarastro, —			Herr Weinböfer.
Lamino, —			Herr Walter.
Ein alter Priester und Sprecher, —			Herr Santorini.
Erster } Priester, —			{ Herr Vöhring.
Zweiter } —			{ Herr Wohlbück.
Dritter } —			{ Herr Bihler.
Königinn der Nacht, —			Madam Großmann.
Pamina, ihre Tochter, —			Madam Walter.
Erste } Dame, —			{ Madam Hartwig.
Zweite } —			{ Antoinette Bihler.
Dritte } —			{ Madam Carlstein.
			{ Ludowike Bihler.
Drey Genien, —			{ — — —
			{ — — —
Papageno, —			Herr Müller.
Ein altes Weib, —			Madam Hartwig.
Monostatos, ein Nohr, —			Herr Halbe.
Erster } Sklave, —			{ Herr Ruth.
Zweiter } —			{ Herr Beckelmann.
Dritter } —			{ Herr Lohrs.
Priester. Sklaven. Gefolge. Geharnischte Männer.			

Der Text der Gesänge ist am Eingange für 9 Grote zu haben.

N a c h r i c h t.

Der Schauplatz ist in dem neu erbauten Schauspielhause auf der Bastion am Osthore.

Preise der Plätze:

Im ersten Rang und Parkett, und in den beyden ersten Logen, linker und rechter Hand am Orchester	—	48 Grote
Im zweyten Rang und Parterre	—	36 —
Im dritten Rang	—	18 —
Im vierten Rang	—	12 —

Billette sind in des Notarius Hammerkens Wohnung in der Gräbner Straße vom Morgen um 10 Uhr bis Nachmittag um 3 Uhr zu haben, gelten aber nur für den Tag, an welchem sie gekauft werden. Es wird zu Jedermanns Bequemlichkeit gereichen, sich vorher mit Billetten zu versehen, um Abends beim Eingange nicht aufhalten zu werden. Abonnenten kan man auf 10 und 15 Billette für 5 Rthl. in Dreier Grosen oder eine Luidor in Golde.

Sollte aber vielleicht jemand sein Billet zu Hause vergessen haben so wird er es sich gefallen lassen, seine Entrée baar an der Cassa zu entrichten, weil ohne Billet oder baar Geld niemand zugelassen wird.

Jeder, er habe welches Billet er wolle, Frey-Billette ausgenommen, als welche nicht abgegeben werden, muß solches bey der Cassa abgeben, woselbst er eine Contremarque erhält, die ihm den Einlaß auf seinen Platz verschafft. Bey dem Heraus- und Wiedereingehen beliebe man sich bey besonders dazu bestimmten Contremarquen zu bedienen.

Auch die Zuschauer auf dem dritten und vierten Platz werden freundlich ersucht, sich auf den Bänken zu allgemeiner Bequemlichkeit zu setzen; nicht auf solchen zu stehen.

Außer denen Personen, welche zum Theater gehören, wird Niemanden der Zugang aufs Theater, weder während der Probe, noch während der Vorstellung gestattet.

Die Abfarth der Kutschen geschieht durch die Osthorens Wallpforte, und ist an der nur zur Auffarth bestimmten Bischofs-Radel verboten.

Uebrigens wird ein verehrliches Publicum hiermit zugleich unterrichtet, daß die Eröffnung des Schauspielhauses, einer nunmehr getroffenen Verfügung zufolge, zu Abwendung aller Unannehmlichkeiten, unfehlbar nicht ebender als pünktlich 4 Uhr geschehen wird. Der Anfang des Schauspiels ist

pünktlich um 5 Uhr.

G. F. W. Großmann.

(s. Abb. 3). Es braucht nicht gesagt zu werden, daß der Text Gaillards inhaltlich auf Euripides, nicht auf Goethe zurückgeht. Von deutschen Singspielkomponisten erreicht Ditters von Dittersdorf mit 6 Stücken und 11 Aufführungen die Höchstzahl. Sein bekanntestes Stück „Doktor und Apotheker“, das trotz italienischer Beeinflussung im volksmäßigen Liedstil ein gut deutsches Werk darstellt und sich vereinzelt bis zur Gegenwart erhalten hat, gibt Großmann dreimal, ebenso das Rotkäppchen. Die älteren Singspiele Joh. Adam Hillers (Die Jagd, Der Teufel ist los I. Teil, Der Erntekranz) bringen es nur zu einmaliger Darstellung. Von den meistens possenhaften Zauberopern von Wenzel Müller sahen die Bremer das Sonntagskind und die Zauberzither, außerdem das heroisch-komische Singspiel Das Sonnenfest der Brahminen. Paul Wrantzky bereitet mit seinem Oberon-Singspiel nach Wieland stofflich auf Karl Maria v. Weber's ungleich wertvollere Große Romantische Oper vor. Der Tenorist und Komponist Ignaz Walter, der 1793 zur Großmannschen Truppe gehörte, wartet mit zwei Stücken auf, von denen die böse Frau viermal aufgeführt wird. Sonst gibt es noch einige Werke ähnlichen Stils von Lukas Schubaur, Josef Schuster und Stanislaus Spindler. Das Bedeutsamste und ein großes bleibendes Verdienst Großmanns ist die Einführung Mozarts auf unserer Bühne, 5. Opern in 18 Aufführungen. Zuerst gibt es den Don Juan (1792), dann Belmonte und Konstanze oder die Entführung aus dem Serail (1793), die Zauberflöte (1794), Figaros Hochzeit (1794) und sogar *Così fan tutte* (1795) — man wundert sich, daß der nicht ganz unbedenkliche Text von den Ratskommissarien zugelassen wurde. Die Zauberflöte erreichte in den Jahren 1794 und 1795 sieben Aufführungen und hat gewiß auch wegen ihrer freimaurerischen Tendenz Beifall gefunden (Abb. 4). Beim Don Juan gibt das Personenverzeichnis außer den Hauptrollen noch einen Juwelier, Gerichtsdiener und Eremiten an, woraus vielleicht zu schließen ist, daß die hamburgische Textbearbeitung von Fr. Ludw. Schröder mit Prosa-Einlagen zugrunde lag. Der Zettel von Figaros Hochzeit verrät uns, daß dies komische Singspiel vom Freih. v. Knigge aus dem Italienischen übersetzt, der Dialog von seiner Tochter Frl. Philippine verfaßt und die Musik von Mozart herührt — der berühmte Compositeur (so sagte man damals) kommt erst an dritter Stelle. Übrigens hat sich Knigges Übersetzung nach der

Angabe Georg Schünemanns neben derjenigen von Christ. A. Vulpius bis tief in das 19. Jahrhundert auf den deutschen Bühnen gehalten.

An Werken der großen dramatischen Kunst hatten Abbt und Nachfolger von Shakespeare Hamlet, Romeo und Julia, Macbeth und King Lear inszeniert. Großmann wiederholte Lear, Hamlet, Macbeth und fügte Die Komödie der Irrungen und Heinrich IV. mit der berühmten Falstaffrolle hinzu. Die deutschen Klassiker bildeten zu jener Zeit auf fast allen Bühnen nur einen kleinen Bruchteil des ganzen Spielplans. Lessing erscheint mit Emilia Galotti und Minna von Barnhelm auffallenderweise nur mit je einer Aufführung, was sich vielleicht durch eine Indiskretion Großmanns erklärt (an den Nathan wagte man sich überhaupt nicht). Als glühender Verehrer des 1781 gestorbenen Dichters war er empört, bei einem Besuch in Braunschweig 1788 kein Denkmal auf seiner Grabstätte zu finden. Er richtete deshalb an die deutschen Bühnenleiter eine Aufforderung, eine besondere Lessingfeier mit der Vorstellung einer seiner Dramen zu veranstalten und den Erlös der Errichtung eines Denkmals zuzuwenden. Der engere Ausschuß des bremischen Gesellschaftstheaters lehnte aber schon am 22. Februar 1791 ein diesbezügliches Gesuch Großmanns ab, da die wenigen Überschüsse für die bremischen Armen bestimmt waren. Zur Verbreitung seines Plans gab er eine Schrift „Lessing-Denkmal“ heraus, in der er die teils zurückhaltenden, teils ablehnenden Antworten mit persönlichen Bemerkungen ohne Wissen der Beteiligten veröffentlichte und dadurch großen Unwillen erregte¹³⁾. Auch bei der Beschaffung einer besonderen Trauerkantate gab es Schwierigkeiten. So schrieb der damals noch unbekanntere, spätere Musikdirektor der Großmannschen Gesellschaft Bernhard Anselm Weber aus Stockholm an seinen Gönner Freih. v. Knigge am 15. April 1791: „Nächstens werde ich an Großmann die Trauermusik für Lessing schicken, die zu verfertigen ich viele Mühe verwandte, weil sie mein erstes Werk ist, womit ich mich in meinem Vaterlande will bekannt machen¹⁴⁾.“ Er scheint aber nicht zum Ziele gelangt zu sein, denn bei der Lessingfeier in Bremen am 15. Dezember 1792 wird eine Kantate „verfertigt von C. G. Kahlen, in Musik gesetzt von Fischer“ angezeigt. Der von dem sonstigen Schema etwas abweichende Theaterzettel (s. Abb.) zeigt an,

¹³⁾ Vgl. J. Wolter, Hannoversche Geschichtsblätter 1902 S. 23 f.

¹⁴⁾ Aus einer alten Kiste S. 204. — Über B. A. Weber vgl. Riemanns Musiklexikon II, 1893.

daß der Ertrag der Vorstellung für das in Wolfenbüttel zu errichtende Lessingdenkmal bestimmt sei und im nächsten Wochenblatt angezeigt werden solle. Man gab Minna von Barnhelm mit Großmann als Riccaut. Schon bei der Aufführung des Lear am 22. November 1792 hatte er in einer „Nachricht“ betont, daß er trotz der bisherigen kalten Aufnahme fest entschlossen bleibe, seinem verstorbenen Freunde Lessing ein Denkmal zu errichten; die Schrift war für 36 Grote bei ihm zu erhalten. Zur Vorstellung selbst bemerkt der anonyme Kritiker der angeführten „Dramaturgischen Zeitschrift“: „Die heutige Vorstellung war zu Lessings Denkmal bestimmt. Die Idee von Herrn Großmann ist einzig lobenswert, findet aber zu wenig Unterstützung. Noch nie war das Schauspielhaus so leer als heute. Wir Bremer haben die Schrödersche Meinung: für die Versorgung der Schauspieler wäre es zweckmäßiger als für einen prächtigen Stein.“ Dazu bemerkt Großmann: „Wann wird doch ein Gemeingeist die teutsche Nation beleben! So sehr auch Verdienste von Einzelnen anerkannt und geschätzt werden, so kalt bleibt das Ganze, wenn von ihnen die Rede ist.“ Schiller und Goethe werden im Spielplan nicht weniger stiefmütterlich behandelt als Lessing. Von Schiller sahen die Bremer schon Die Räuber, Kabale und Liebe sowie Fiesco; Großmann wiederholte die beiden letzten Stücke und fügte den Don Carlos in der ursprünglichen Prosafassung hinzu (s. Abb.). Goethe erscheint erstmalig mit Clavigo und dem Götz von Berlichingen in je einer Vorstellung. Der gefällige Einakter „Die Geschwister“ erlebt drei Aufführungen in diesem Zeitraum.

Für den Spielplan maßgebend waren die schon vom Liebhabertheater bei uns eingeführten, damals hochgeschätzten, tonangebenden Dramatiker Iffland und Kotzebue nebst einem großen Anhang von anderen Lustspiel- und Possendichtern. Sie blieben bis in die Biedermeierzeit die Beherrscher der deutschen Bühne und können nicht, wie es häufig geschieht, verächtlich abgetan werden. Die an sich vollberechtigte ästhetische Beurteilung nach einem fast absoluten überzeitlichen Maßstab kann sehr wohl durch eine mehr relative Bewertung nach zeitgeschichtlichen Gegebenheiten und unvermeidlichen theatralischen Forderungen ergänzt werden. Um ein wahrheitsgetreues Abbild eines Zeitalters zu zeichnen, müßte die individualistische Betrachtungsweise durch eine mehr kollektivistische Zielsetzung erweitert werden. Von Iffland sah man in Bremen während unserer Periode 19 Stücke in 45 Aufführungen. Außer zwei Lustspielen waren es

17 Schauspiele, die den Typus des bürgerlichen Dramas, Familien- und Sittengemälde, darstellen, darunter das bekannte „Verbrechen aus Ehrsucht“ mit zwei Fortsetzungen und „Die Jäger“. Sie fanden wegen des hier stark ausgeprägten Familiensinns zweifellos großen Anklang. Kotzebue erscheint mit 13 Stücken und 31 Aufführungen. Darunter sind 8 Schauspiele, das bekannte „Menschenhaß und Reue“ wird viermal inszeniert, die Fortsetzung „Die edle Lüge“ zweimal. Ein exotischer Stoff liegt in der „Sonnenjungfrau“ vor, in der die Chöre der Braminen von Ignatz Walter komponiert wurden, und in der Fortsetzung „Die Spanier in Peru oder Rollas Tod“ mit der Chormusik von Gust. Fischer. Dazu kommen vier Lustspiele, darunter die „Indianer in England“, und ein komisches Singspiel „Der Spiegelritter“, von Ignatz Walter in Musik gesetzt. Der sehr begabte Schauspieler und Lustspieldichter Friedr. Ludwig Schröder ist mit 15 Stücken und 26 Aufführungen vertreten, darunter mehreren Komödien nach englischen Verfassern (Murphy, Centlivre, Lee, Colman-Garrick). Nach der Zahl der gespielten Werke wären weiter Joh. Friedr. Jünger mit 9 Lustspielen, Friedr. Julius Ziegler mit 8 Stücken ernsten und heiteren Inhalts und Friedr. Gust. Hagemann mit 6 Schauspielen und Lustspielen zu nennen. Großmann selbst führte von eigenen Stücken deren vier auf, sein bestes „Nicht mehr als sechs Schüsseln“ zweimal, das nach Rousseaus Nouvelle Héloïse gearbeitete Lustspiel „Henriette oder sie ist schon verheiratet“ dreimal, das Schauspiel „Adelheit von Veltheim“ mit der Musik von Gottlob Neefe einmal. Der Münchener Intendant Babo erscheint mit 4 Stücken und 10 Aufführungen, darunter das Lustspiel „Bürgerglück“ und das vaterländische Trauerspiel „Otto von Wittelsbach“, der Prager Schauspieler Chr. Heinr. Spieß mit 4 Stücken und 8 Aufführungen, darunter ein Maria Stuart-Drama und das Ritterschauspiel „Klara von Hohen-eichen“. Der durch seine Beziehungen zu Goethe bekannte Bearbeiter mancher französischen Werke Gotter bringt es mit 3 Stücken zu 5 Aufführungen. Im allgemeinen überwiegt im ernsten Drama das deutsche Ritterschauspiel, das auch durch den Grafen von Thörring-Cronsfeld vertreten ist; seine „Agnes Bernauerin“ (ein Vorläufer Hebbels) wird einmal gegeben. Zu erwähnen sind ferner der Weimarer Legationsrat Bertuch mit seinem Trauerspiel „Elfriede“ und der Stürmer und Dränger Leisewitz mit dem „Julius von Tarent“. Mit einer einmaligen Aufführung kommen noch etwa 40 damals be-

kannte Dichter zu Wort, die, zwar meistens im Goedeke verzeichnet, keine tiefergehende und bleibende Bedeutung besitzen (vgl. die Liste am Schluß).

Während wir für 1792 nur die erwähnte anonyme Kritik in Großmanns eigener Zeitschrift besitzen, steht uns für die folgenden Jahre eine Kritik mit offener Angabe ihres Verfassers zur Verfügung. Nach Malyoths Mitteilung (Brem. Nachr. 1. Juli 1900) veröffentlichte Daniel Schütte, der Freund Großmanns und Mitbegründer des Schauspielhauses, in den „Rheinischen Musen“ von 1794—1796 „Tagebuchblätter“, die mit mehr als 70 Aufführungen verschiedener Stücke der Großmannschen Herrschaft seit 1793 nicht gerade schonend umgehen. Die genannte, von Heinr. Gottlieb Schmieder herausgegebene, sehr seltene Zeitschrift konnte zwar in Darmstadt nachgewiesen werden, ist aber aus zeitbedingten Gründen jetzt nicht zugänglich. Ich muß mich daher mit den von Malyoth gebotenen und hier wörtlich wiedergegebenen, in ihrer Art interessanten Stichproben begnügen, nach denen das Dekorationswesen und die Kostümkunde in jener Zeit sehr im Argen lagen: Bei der Aufführung von Salieris Oper „Axur, König von Ormuz“ schreibt Schütte: „Das Meer floß durch eine mit Häusern besetzte Gegend“, „in Ormuz sah man eine herrliche christliche Kirche“, „die Zimmer waren alle deutsch und man dachte sich eher in dem Hause eines deutschen Kaufmanns als im Palast des Königs von Ormuz, das ganze krönte noch die schöne Illumination des englischen Gartens, welche aus einigen ausgeschnittenen pappenen Dingerchen bestand, die wir nicht anders als mit Barbierbecken vor den Baderstuben vergleichen können“.

„Kaspar, der Thoringer.“ Wieder eine große Haupt- und Staatsaktion, wobei es an allen Dekorationen fehlte. So standen zum Beispiel im Gewölbe zwei Coulissen mit Bäumen und das brennende Thoringen war eine Mauer mit zwei Türmen, hinter welchen der Theatermeister einige brennende Lumpen angesteckt hatte; o Illusion!

Beim „Spiegelritter“ von Kotzebue, Musik von unserm Ignatz Walter, ruft Schütte dem Theatermeister zu: „Das Meer fein in Bewegung halten, welches bis zur Abfahrt des Schiffes ganz ruhig war, alsdann aber desto wütender losbrach.“

In „Johanna von Neapel“ ließ der Theatermeister Bäume im Gefängnis wachsen. Das Costüm war erbärmlich.

In „Adelheit von Veltheim“ (Großmann) hätten wir gewünscht, daß der Bassa nicht ohne Matrosen gefahren wäre; wie leicht hätte es, seiner eigenen Führung überlassen, auf einer Klippe stranden und den Bassa um seine Adelheit bringen können — denn die beiden Geistlichen, welche ganz falsch als Katholische gekleidet waren, schienen schlechte Piloten zu sein! Doch war der Bassa vielleicht ein großer Ökonom, was wir aus seinem schlechten Anzuge und seinem geringen Gefolge vermuteten.

Von dem Trauerspiel „Anna Boley“ (von Soden) heißt es: „so schlecht wie heute die Verwandlungen gingen, waren sie noch nie; nach der Scene des Blutgerichts sah man noch den schwarz behängten Tisch in der folgenden Scene durch die offene Tür des Saals im Hintergrunde stehen.

Die großen Erwartungen auf die Oper „Oberon“ (von Wranitzky) waren sehr getäuscht. Logen, Parterre und Galerie waren voll, man rückte sogar ins Orchester und drängte die Musiker, daß diese kaum die Arme zum Spielen rühren konnten, was zur Folge hatte, daß der Ton der Instrumente gedämpft ward. Die Direktion hatte außer dem Wagen des Oberon, welcher für das Theater viel zu groß war und mit einem schrecklichen Geknarre nicht wußte, ob er vor- oder rückwärts gehen sollte und am Ende sogar sein Hinterteil, welches aus einer schlecht befestigten Wolke bestand, verlor, nichts Neues machen lassen; der Garten des Sultans von Ägypten war der nämliche des Bassa von Tunis, ein englischer Geschmack, und hatte gestern dem Grafen Almaviva gehört. Was die Tafel des Sultans betrifft, so war sie aus Ökonomie mit einem rohen Schinken herrlich besetzt, und dieser mußte den Gaumen der Herren Türken so behagen, daß einige derselben, statt ihrem Sultan bei dem Eintritt des Huon beizustehen, steif auf ihren Polstern liegen blieben und Fünfe gerade sein ließen. Mit der Regie schien es auch schlecht bestellt zu sein. Die Bezauberung der Janitscharen durch Huons Horn war höchst elend und lächerlich; alles ging durcheinander, keiner wußte, was er tun sollte, vermutlich war die Scene, welche wir auf dem Hamburger Theater so herrlich gruppiert ausführen sahen, von den Bremischen Soldaten gar nicht probiert worden. Titania war in einem rosenfarbenen gewöhnlichen Frauenzimmerkleide ganz kostümwidrig gekleidet.

In Agnes Bernauerin war das Dekorationswesen wieder erbärmlich. Das Turnier fiel ins Lächerliche, die Damen und Zuschauer fehlten

ganz. Im Hintergrund des Theaters zeigte sich eine Art Palast, vor welchem zwei Schilderhäuser standen; die Seiten-Coulissen waren Waldungen und zwar die nämlichen, welche die einsame Gegend an der Donau vorstellen sollten, wo Agnes spazieren geht; allein ob sie gleich dieses Flusses in ihrer Rede erwähnte, so war doch der hintere Prospekt ein dicker, dicker Wald, wo man nichts weniger als einen Fluß bemerkte; das allerärgste aber war, daß, als die Brücke erschien, das Wasser nicht unter derselben, sondern neben ihr herlief.

Im Grafen Essex war das Costüm sehr beleidigend, und es war äußerst widrig, die alten Britten in allerhand Uniformen oder in französischen Galaröcken mit Haarbeuteln auftreten zu sehen. Graf Essex glich in seiner hechtgrauen Uniform eher einem jungen Fähnrich. Lord Burly war ein komischer Hosenbandritter. Daß Ihre Lordschaft nicht bei Hofe erzogen waren, sah man ihnen an; sie glichen einem König auf dem Marionettentheater mit ihrem breit mit Gold gestickten Buffo-Kleide und machten schreckliche Sprachfehler mit „mir“ und „mich“.

Juliens Grabmal in Romeo und Julia war eine Art Rathaus mit zweien Schilderhäusern davor ganz in der Tiefe des Theaters. Das darüber geschriebene *Capulet sibi et suis* machte noch kein Grabmal. — Von Macbeth sagt er, die Hexenchöre (es war die Bürgersche Übersetzung der Hexenscenen gebräuchlich) gingen sehr schlecht; denn anstatt daß die Damen auf ihre musikalische Begleitung hätten Acht haben sollen, schäkerten sie untereinander und machten Späßchen, daß man nicht ein Wort verstand. Die Zimmer waren nichts weniger als königliche und die Erscheinung der acht Könige hinter dem Flor ein wahres Schattenspiel. Warum läßt man doch dergleichen Stücke nicht weg, wenn man sie nicht geben kann. —

Mit den Darstellern selbst geht Schütte ebenso streng ins Gericht, setzt aber auch dem Tadel die Anerkennung an die Seite. Oft führt er an, der und der hätte besser memorieren sollen. Köstlich sind, da Schütte ein feines Stilgefühl für Vortrag gehabt zu haben scheint, seine Anmerkungen gegen das laute Schreien und Toben auf dem Theater. Es sind manche Sätze, die man heute noch gelten lassen kann. Demoiselle Großmann deklamierte einen Prolog nicht zum besten, worin sie dem Publikum viele Komplimente schlecht knixte. — Der tragierende Held, statt im gewöhnlichen Erzählungston anzufangen, deklamierte gleich anfangs mit einem Ausbruch von Wut, welche na-

türlich im Steigen des Affekts in ein wahres Geschrei ausarten mußte. — Madame Großmann als „Blondchen“ in Mozarts Entführung kommt schlecht weg: man sah nicht das neckische, spaßhafte Mädchen, sondern eine lange, steife Figur, kalt wie Eis; hätte sie nur ihren Gesang durch ihr Spiel ersetzt, aber auch da haperte es; wenn man Schreien für Singen nehmen wollte, dann möchte es allenfalls noch hingehen; übrigens wäre ihr freundschaftlich zu raten, von allen Soubrettenrollen hübsch weg zu bleiben. Ein ander Mal sagte er: „Das Bremer Publikum liebt ja nur die wütenden Menschen und daher erhielt Norfolk un-aufhörlichen Beifall. — Madame Hartwig war zu affektiert und ging durch die Wand ab. — Der Sänger des „Axur“ König von Ormuz, sang, wenn anders schreien und brüllen singen heißt, unvergleichlich; man sagte uns, er habe die Festigkeit des Schauspielhauses mit seiner Stimme probieren wollen; sonst war er ohne Würde und Anstand; er schien noch nicht lange den Posten des „Königs“ bekleidet zu haben, denn er war so unbekannt in seinem Palast und Serail, daß er jedesmal beim Abgehen uneins mit sich selber war, aus welcher Tür er seinen königlichen Körper tragen wollte; seine Kleidung war die eines wahren Lumpenkönigs, und Armut leuchtete aus seinem Gefolge hervor, welches er aber ganz pffiffig durch die Damen seines Serails, freilich ganz gegen türkische Gewohnheit in Gegenwart fremder Personen, zu verstärken wußte. — Dem Beaumarchais in Gøethes „Clavigo“ rät unser Kritiker, in der Wut nicht so die Worte zu verschlucken, wodurch er den Zuhörern ganz unverständlich ist. — In Johanna von Neapel schien der Prinz eher der Erbe eines Ambosses als der eines Throns zu sein. Aber er ward weidlich beklatscht, während das gute Spiel des Partners wenig bemerkt wurde; bald möchten wir sagen, daß das Applaudieren unseres Publikums wenig Satisfaktion für den guten Schauspieler mehr sein kann, weil das Publikum den Wert des Konversationstons nicht zu schätzen weiß, sondern den Schauspieler nur nach der Stärke seiner Wut taxiert. — Ist es nicht, als ob man in Holteis „Letzten Komödianten“ blättert: Hamlet war wütend genug und sein Ton so dumpf, als wenn er aus den Gräbern käme. Der „Geist“ war nichts weniger als Geist und hatte überdem auch das Unglück, daß ihm im Abgehen das Casquet abfiel, nach welchem er sich denn auch suchend umsah und weidliches Gelächter erregte. — Herr Hagemann (in „Die Pilger“) wütete so schrecklich, daß er alle Reden in sich verschluckte. Wir bedauerten die arme Ludmilla, welche

gewiß blaue Flecke von seinem ausdrucksvollen Spiel zurückbehalten hat. — Mit Anerkennung spricht Schütte stets von Großmanns Schauspielkunst: wenn wir allenfalls etwas an seinem Spiel (als Geiziger) tadeln möchten, so wäre es das einzige, daß er, während der Justizrat sich mit seiner Tochter unterhielt, diesem den Puder vom Rücken klopfte und solchen in einem Papier auffing. Man sieht, mit welchen „realistischen Mätzchen“ Großmann zu Werke ging, während sein Heldenspieler so einen gewissen Karpfensprung hat, den er gewöhnlich im Sterben sehr zierlich anzubringen weiß.

Insbesondere finden der Komponist und Tenorist Ignaz Walter und seine Madame Walter, die als Sängerin vorzüglich war, Gnade vor des Kritikers Augen: Dieses Paar verdient einen der ersten Plätze unter den jetzt lebenden Mitgliedern des Deutschen Operntheaters. Endlich ward unsere Hoffnung erfüllt, eine Oper von der Composition unseres lieben Walter zu hören (Spiegelritter), im hohen Opernstil gearbeitet. Die musikalische Darstellung des Gewitters ist so eine ganz neue Idee, indem der Komponist die blasenden Instrumente in haltenden Tönen fortgehen läßt, welche durch die Saiteninstrumente unterbrochen begleitet werden. Der „Barbier von Sevilien“: Die Musik vortrefflich, der Text nicht gewöhnlicher Opernunsinn; die gute Aufführung ist der guten Direktion unseres Walter zu danken.

Man erkennt leicht, wie schwer es ist, aus den vorliegenden Quellen die Gesamtleistung der Großmannschen Truppe richtig abzuschätzen. Er selbst gehörte als ausübender Künstler nicht zu den ersten Größen, füllte aber seinen Platz mit Ehren aus und leistete in manchen Rollen Bedeutendes. In seiner ganzen Theaterlaufbahn ist er nach Wolters in etwa 140 Rollen sowohl in Lustspielen wie in Schauspielen und Trauerspielen aufgetreten; er spielte Charaktere, Väter, Militärs, Geistliche, Ordensbrüder, Juden, Helden und selbst Diener.

Liste der Aufführungen 1792—1796 nach den Verfassern der Stücke.

I. Singspiel und Oper.

1. Ausländische Komponisten.

1. Giovanni Paisiello

1. Das listige Bauernmädchen oder Die unerwartete Heirat. Kom. Oper, 2 Aufz. 22. 10. 92.
2. Die eingebildeten Philosophen. Kom. Singsp., 2 Aufz., von Stephani. 29. 10. 92.
3. Der fanatische Antiquarius. Intermezzo. 18. 12. 92.
4. Das Lebewohl! Intermezzo. 21. 12. 92.
5. Der Barbier von Sevilien oder Diesmal nützt die Vorsicht nicht. Singspiel, 4 Aufz., nach dem Franz. von Beaumarchais von Grossmann. 19. 10. 93. — 11. 12. 94.
6. Die Müllerin. Kom. Singsp., 3 Aufz., nach dem Italien. von Schmieder. 30. 12. 93. — 3. 11. 95.
7. König Theodor in Venedig. Kom. Singsp., 2 Aufz., aus dem Italien. 21. 10. 94. — 28. 11. 94. — 10. 12. 95. — 10. 11. 96.

2. Antonio Salieri

1. Axur, König von Ormuz. Singsp., 4 Aufz., nach dem Italien. und dem Franz. des Beaumarchais von Doktor Schmieder. 26. 9. 93. — 21. 12. 95.
2. Die Entzifferung. Kom. Singsp., 2 Aufz., nach dem Italien. 30. 9. 93.
3. Der Talisman. Singsp., 3 Aufz., Text von Goldoni mit Verbesserung von dem Abt da Ponte. Die Übersetzung von Freih. von Knigge. 9. 10. 94.

3. Vicente Martin y Soler

1. Lilla oder Schönheit und Tugend. Singsp., 2 Aufz., nach dem Italienischen der Cosa rara. 17. 10. 92. — 4. 10. 93. — 17. 11. 95.
2. Der Baum der Diana. Singsp., 2 Aufz., aus dem Italien. übersetzt von d'Arien. 12. 11. 92. — 13. 10. 95.

4. Guglielmi

1. Der Lohn weiblicher Sittsamkeit. Kom. Singsp., 2 Aufz., nach dem Italien. der Pastorella nobile. 31. 12. 95.

5. Cimarosa

1. Il Maestro di Capella oder Der Kapellmeister. Intermezzo. — Il Calzolaro oder Der lustige Schuster. Intermezzo. 13. 12. 92 (letzteres auch 18. 12. 92).
2. Der vorgebliche Savoyarde. Intermezzo. 18. 12. 92.

6. Guisepe Sarti

1. L'Avaro oder Der Geizige. Intermezzo. 13. 12. 92.

7. Nicolas d'Alayrac

1. Die beiden kleinen Savoyarden. Singsp., 1 Aufz., nach dem Franz. von Schmieder. 31. 10. 92. — 27. 11. 92. — 1. 11. 93. — 29. 12. 94. — 18. 12. 95. — 20. 12. 96.

2. Nina oder Was vermag die Liebe nicht? Singsp., 1 Aufz., nach dem Franz. von André. 16. 11. 92. — 26. 11. 93. — 5. 1. 95. — 12. 11. 95. — 1. 11. 96.
3. Die Wilden. Singsp., 3 Aufz., nach dem Franz. übersetzt von Schmieder. 8. 10. 95.
4. Rudolf von Crécy. Singsp., 3 Aufz., nach Raoul Sire de Créqui von Schmieder. 6. 11. 95. — 22. 10. 96. — 22. 11. 96.

8. Grétry

1. Das Rosenfest von Salenci. Singsp., 3 Aufz., aus dem Franz. 5. 12. 93.
2. Zemire und Azor. Singsp., 4 Aufz., von Marmontel 23. 12. 93.
3. Richard Löwenherz. Oper, 3 Aufz., aus dem Franz. des Sedaine übersetzt von André. 4. 12. 94. — 23. 11. 95.

9. Monsigny

1. Der Deserteur. Singsp., 3 Aufz., aus dem Franz. des Sedaine. 19. 11. 92.
2. Die schöne Arsene. Singsp., 4 Aufz., aus dem Franz. von Meißner. 23. 12. 94.

10. Désaide

1. Die drei Pächter. Singsp., 2 Aufz., nach dem Franz. des Monvel. 15. 11. 93.

11. Champein

1. Die Musiksucht. Kom. Singsp., 1 Aufz., frei übersetzt von C. G. Neefe (Schmieder?). 4. 12. 95.

II. Deutsche Komponisten.

12. Georg Benda

1. Romeo und Julie. Schausp. mit Gesang, 3 Aufz., von Gotter. 10. 12. 93.
2. Ariadne auf Naxos. Drama von Joh. Christ. Brandes, mit musikalischen Accompagnements. 16. 10. 94.
3. Medea. Musikalisches Schauspiel, 1 Aufz., von Gotter. 27. 11. 94. — 22. 12. 95. — 5. 1. 95.

13. Ditters von Dittersdorf

1. Das rote Käppchen oder Hilft's nicht, so schadt's nichts. Kom. Singsp., 2 Aufz. 19. 10. 92. — 6. 11. 94. — 9. 12. 96.
2. Der Apotheker und der Doktor. Kom. Singsp., 2 Aufz., von Stephani. 26. 10. 92. — 28. 11. 93. — 23. 10. 94.
3. Betrug durch Aberglauben. Kom. Singsp., 2 Aufz., von F. Eberl. 6. 11. 92. 17. 12. 93.
4. Der Schiffpatron oder Der Gutsherr. Kom. Singsp., 2 Aufz. 3. 12. 92.
5. Hieronymus Knicker. Kom. Singsp., 3 Aufz. 12. 11. 93.
6. Die Liebe im Narrenhause. Kom. Singsp., 2 Aufz., von Stephanie dem Jüngeren. 4. 1. 96.

14. Johann Adam Hiller

1. Die Jagd. Kom. Singsp., 3 Aufz. 21. 10. 93.
2. Der Teufel ist los oder Die verwandelten Weiber. Kom. Singsp., 3 Aufz., von Weisse. 28. 10. 93.
3. Der Erntekranz. Kom. Singsp., 3 Aufz., von Weisse. 21. 11. 93.

15. Wenzel Müller

1. Das Sonntagskind oder Der Geisterseher. Singsp., 2 Aufz., neu bearbeitet von Ernst Grossmann, Mitglied der Joseph-Lacondaischen-Schauspieler-gesellschaft. 20. 10. 95.
2. Die Zauberzither. Kom. Oper, 3 Aufz., von Perrinet. 17. 11. 95. — 30. 11. 95. 17. 11. 96.
3. Das Sonnenfest der Brahminen. Heroisch-komisches Singsp., 2 Aufz., von Carl Friedr. Heusler. 23. 12. 96. — 30. 12. 96.

16. Paul Wranitzky

1. Oberon, König der Elfen. Singsp., 3 Aufz., nach Wielands Oberon für die Bühne bearbeitet. 26. 10. 93. — 4. 11. 93. — 28. 10. 94. — 17. 12. 95. — 11. 10. 96. — 15. 12. 96.
2. Die Müllerin. Kom. Singsp., 3 Aufz., nach dem Italien. von Schmieder. 20. 10. 96.

17. Ignaz Walter

1. Die Hirten der Alpen. Singsp., 4 Aufz., von Prof. Schreiber. 7. 11. 93.
2. Die böse Frau. Kom. Original-Singsp., 2 Aufz., von Carl Herklotz. 3. 11. 94. 11. 11. 94. — 29. 10. 95. — 14. 12. 95.
Vgl. bei Kotzebue 5 (Spiegelritter) und 7 (Sonnenjungfrau).

18. Lukas Schubaur

1. Die Dorfdeputierten. Kom. Singsp., 3 Aufz., von Weisse. 19. 12. 96.

19. Josef Schuster

1. Der Alchymist. Singsp., 1 Aufz., von Meissner. 16. 12. 94. — 30. 12. 94. — 28. 12. 96.

20. Franz Stanislaus Spindler

1. Die vier Vormünder. Singsp. der Mistress Centlivre durch Herbst 6. 10. 96.

21. Pauneck

1. Die christliche Judenbraut oder Die Alte muß bezahlen. Kom. Singsp., 2 Aufz., von Girzick. 27. 10. 96.

22. Mozart

1. Don Juan oder Der steinerne Gast. Singsp., 2 Aufz., nach dem Italien. frei bearbeitet. 24. 10. 92. — 14. 11. 94. — 22. 10. 95. — 18. 10. 96.
2. Belmonte und Konstanze oder Die Entführung aus dem Serail. Singsp., 3 Aufz., von Bretzner. 19. 9. 93. — 17. 11. 94. — 4. 11. 96. — 6. 12. 96.
3. Die Zauberflöte. Große Oper, 2 Aufz., von Schikaneder. 3. 10. 94. — 13. 10. 94. — 25. 10. 94. — 31. 10. 94. — 26. 10. 95. — 27. 10. 95. — 29. 12. 95.
4. Die Hochzeit des Figaro. Kom. Singsp., 4 Aufz., nach dem Franz. des Beaumarchais, aus dem Italien. übersetzt von A. F. Freih. von Knigge. Der Dialog ist von Frl. Philippina von Knigge. 18. 10. 94.
5. Weibertreue oder Die Mädchen sind von Flandern. Kom. Singsp., 2 Aufz. Nach *Cosi fan tutte* frei bearbeitet von C. F. Bretzner. 16. 10. 95. — 24. 10. 95.

23. G l u c k

1. Iphigenia in Tauris. Heroisches Singsp., 4 Aufz., von Guillard. 18. 12. 94.

II. Trauerspiel, Schauspiel, Lustspiel.

1. A. W. I f f l a n d

1. Der Herbsttag. Schausp., 5 Aufz., 25. 10. 92. — 3. 12. 93. — 11. 12. 95. — 18. 11. 96.
2. Die Mündel. Original-Schauspiel, 5 Aufz., 13. 11. 92. — 21. 11. 94.
3. Die Jäger. Ländliches Sittengemälde, 5 Aufz., 24. 11. 92. — 2. 12. 93. — 11. 11. 96.
4. Das Verbrechen aus Ehrsucht. Ernsthaftes Familiengemälde, 5 Aufz., 29. 11. 92. — 20. 10. 94.
5. Die Hagestolzen. Noch ungedrucktes Original-Lustspiel, 5 Aufz., 30. 11. 92. 14. 10. 95. — 10. 11. 95. — 6. 1. 96. — Zwischen 24. und 29. 11. 96.
6. Bewußtsein! Schauspiel, 5 Aufz., erste Fortsetzg. von „Verbrechen aus Ehrsucht“. 11. 12. 92.
7. Elise von Valberg. Schauspiel, 5 Aufz., 14. 12. 92. — 3. 1. 95. — 3. 12. 95.
8. Reue versöhnt! Schauspiel, 5 Aufz., zweite Fortsetzg. von „Verbrechen aus Ehrsucht“. 21. 12. 92.
9. Scheinverdienst. Schauspiel, 5 Aufz., 31. 12. 94. — 5. 1. 95.
10. Allzu scharf macht schartig. Schauspiel, 5 Aufz., 6. 1. 95. — 8. 12. 95. — 7. 10. 96.
11. Alte Zeit und neue Zeit. Schauspiel, 5 Aufz., 15. 10. 95. — 9. 12. 95.
12. Der Vormund. Schauspiel, 5 Aufz., 19. 11. 95. — 4. 12. 95. — 29. 11. 96.
13. Die Reise nach der Stadt. Lustsp., 5 Aufz., 1. 12. 95. — 7. 12. 95. — 18. 10. 96.
14. Die Aussteuer. Schausp., 5 Aufz., 30. 12. 95. — 1. 1. 96.
15. Die Advokaten. Ein noch ungedrucktes Schauspiel, 7. 1. 96. — 4. 11. 96.
16. Dienstpflicht. Schausp., 5 Aufz., 10. 10. 96. — 15. 11. 96.
17. Das Vermächtnis. Schausp., 5 Aufz., 25. 10. 96. — 24. 11. 96.
18. Das Gewissen. Schausp., 5 Aufz., 9. 11. 96.
19. Der Spieler oder *Revenge Prag*. Schausp., 5 Aufz., 14. 12. 96. — 21. 12. 96.

2. A u g u s t v o n K o t z e b u e

1. Das Kind der Liebe. Schausp., 4 Aufz., 30. 10. 92. — 16. 10. 94. — 12. 11. 95.
2. Menschenhaß und Reue. Schausp., 5 Aufz., 2. 11. 92. — 9. 12. 94. — 24. 11. 95. — 16. 12. 96.
3. Die Indianer in England. Lustsp., 3 Aufz., 9. 11. 92. — 8. 11. 96.
4. Die edle Lüge. Schausp., 1 Aufz., Fortsetzg. von „Menschenhaß und Reue“. 23. 11. 92. — 9. 12. 94.
5. Der Spiegelritter. Kom. Singsp., 3 Aufz. In Musik gesetzt von Ignatz Walter. 10. 10. 93. — 23. 10. 93. — 20. 11. 94.
6. Der Papagei oder Schiffbruch und Ungewitter. Schauspiel, 3 Aufz., 6. 12. 93.
7. Die Sonnenjungfrau. Schausp., 5 Aufz., 28. 12. 93. — 27. 10. 94 (Die Chöre der Brahminen sind von Ignatz Walter). — 15. 12. 95. — 13. 10. 96.
8. Armut und Edelsinn. Lustsp., 3 Aufz., 2. 10. 94. — 4. 11. 94. — 13. 11. 95. — 14. 11. 96.

9. Graf Benjowsky oder Die Verschwörung auf Kamtschatka. Schauspiel., 5 Aufz., 5. 12. 94. — 17. 12. 94.
10. Die Spanier in Peru oder Rollas Tod., Fortsetzg. der Sonnenjungfrau. Schauspiel., 5 Aufz. (Musik zu den Chören von Gust. Fischer). 16. 12. 95. — 28. 12. 95. — 14. 10. 96.
11. Der Mann von 40 Jahren. Lustsp., 1 Aufz., 31. 12. 95.
12. Die Verläumder. Schauspiel., 5 Aufz., 3. 10. 96.
13. Die Witwe und das Reitpferd. Nachsp., 1 Aufz., 14. 11. 96.

3. Friedr. Ludw. Schröder

1. Die Übereilung. Lustsp., 1 Aufz., nach dem Engl. des Murphy. 29. 10. 92. 1. 10. 93. — 30. 10. 94.
2. Der Vetter in Lissabon. Lustsp., 3 Aufz. 6. 12. 92. — 27. 11. 94.
3. Der vernünftige Narr oder Er erschießt sich nicht. Lustsp., 1 Aufz. 7. 12. 92. — 3. 10. 93. — 23. 12. 94. — 9. 10. 95.
4. Die vier Vormünder. Lustsp., 3 Aufz., nach dem Engl. der Mistress Centlivre. 18. 12. 92.
5. Victorine oder Wohltun trägt Zinsen. Lustsp., 4 Aufz., 20. 12. 92. — 16. 12. 94.
6. Glück bessert Torheit. Lustsp., 5 Aufz., nach dem Engl. der Miss Lee, für deutsche Theater eingerichtet. 8. 10. 93.
7. Die Heirat durch ein Wochenblatt. Lustsp., 1 Aufz. 8. 10. 93. — 3. 1. 95. 23. 11. 95.
8. Der Ring. Lustsp., 5 Aufz. 15. 10. 93.
9. Die unglückliche Ehe aus Delikatesse. Lustsp., 4 Aufz. Eine Fortsetzung des Schröderschen „Der Ring“. 18. 10. 93.
10. Die Eifersüchtigen. Lustsp., 4 Aufz. 22. 11. 93.
11. Die Entführung. Lustsp., 4 Aufz. 26. 11. 93.
12. Die heimliche Heirat. Lustsp., 5 Aufz., nach Colman und Garrick. 12. 12. 93.
13. Das Blatt hat sich gewendet. Lustsp., 5 Aufz. 10. 10. 94.
14. Stille Wasser sind betrügerlich. Lustsp., 4 Aufz. 30. 10. 94. — 20. 12. 96.
15. Der Fährdrich oder Der falsche Verdacht. Origin.-Lustsp., 3 Aufz., 26. 11. 95. — 29. 10. 96.

4. Lessing

1. Minna von Barnhelm oder Das Soldatenglück. Lustsp., 5 Aufz. 15. 12. 92.
2. Emilia Galotti. Trauerspiel, 5 Aufz. 25. 11. 94.

5. Schiller

1. Kabale und Liebe. Bürgerliches Trauersp., 5 Aufz. 27. 10. 92. — 14. 10. 94.
2. Don Carlos, Trauersp., 5 Aufz. Von ihm selbst in Prosa bearbeitet. 8. 11. 92. 30. 11. 96.
3. Die Verschwörung des Fiesco. Republikanisches Trauerspiel, 5 Aufz. Für die Bühne bearbeitet von E. M. Plümicke. 17. 12. 92.

6. Goethe

1. Clavigo. Trauerspiel, 5 Aufz. 1. 10. 93.
2. Götz von Berlichingen mit der eisernen Hand. Schauspiel., 5 Aufz. Zur Vorstellung eingerichtet. 15. 12. 94.
3. Die Geschwister. Schauspiel, 1 Akt. 23. 12. 95. — 2. 1. 96. — 3. 11. 96.

7. Shakespeare

1. König Lear. Trauersp., 5 Aufz., von Bock nach Shakespeare. 22. 11. 92. — 6. 10. 94.
2. Hamlet, Prinz von Dänemark. Trauersp., 6 Aufz., 22. 10. 93. — 1. 12. 94. — 24. 10. 96.
3. Macbeth. Trauersp., 5 Aufz., nach Shakespeare von G.A. Bürger. 16. 12. 93 — 19. 12. 93.
4. Die Irrungen. Lustsp., 5 Aufz., nach Shakespeare. 2. 1. 94.
5. Heinrich IV., Schausp., 5 Aufz., fürs deutsche Theater eingerichtet von Schröder. 23. 12. 95.

8. Joh. Friedr. Jünger

1. Die Entführung. Lustsp., 3 Aufz. 31. 10. 92.
2. Das Ehepaar aus der Provinz. Original-Lustsp., 4 Aufz. 13. 12. 92.
3. Er mengt sich in Alles. Lustsp., 5 Aufz., nach dem Engl. der Mistress Centlivre. 20. 9. 93 — 1. 11. 96.
4. Der offene Briefwechsel. Lustsp., 5 Aufz. 24. 9. 93.
5. Der Wechsel. Lustsp., 4 Aufz. 31. 10. 93.
6. Das Weiberkomplott. Lustsp., 5 Aufz. 13. 12. 93.
7. Der Ton unserer Zeiten. Lustsp., 1 Aufz. 30. 12. 93.
8. Die unvermutete Wendung. Lustsp., 4 Aufz. 12. 10. 95.
9. Maske für Maske. Lustsp., 3 Aufz., nach Marivaux. 21. 10. 95.

9. Friedr. Julius Ziegler

1. Liebhaber und Nebenbuhler in einer Person. Lustsp., 4 Aufz. 16. 11. 92.
2. Mathilde, Gräfin von Giessbach. Trauerspiel, 5 Aufz. 5. 11. 93.
3. Die Pilger. Schauspiel, 5 Aufz., Fortsetzung von Nr. 2. 18. 11. 93.
4. Rache für Weiberraub. Gemälde der Barbarei des 11. Jahrhunderts, 4 Aufz. 18. 12. 93.
5. Weltton und Herzensgüte. Familiengemälde, 4 Aufz. 24. 10. 94 — 12. 11. 94.
6. Fürstengröße. Vaterländisches Schauspiel, 5 Aufz. 22. 12. 94.
7. Der König auf Reisen oder Das Inkognito. Original-Lustsp., 4 Aufz. 28. 10. 95.
8. Barbarei und Größe. Trauerspiel. 17. 10. 96.

10. Friedr. Gust. Hagemann

1. Leichtsinn und gutes Herz. Lustsp., 1 Aufz. 22. 10. 92 — 28. 11. 93 — 30. 10. 95 — 8. 12. 95.
2. Ludwig der Springer, Graf von Thüringen. Vaterländisches Schausp., 5 Aufz. 23. 10. 92 — 4. 10. 96.
3. Friedrich von Oldenburg oder Der Mann von Stroh. Schauspiel, 3 Aufz. 18. 9. 93.
4. Der Fürst und sein Kammerdiener. Lustsp., 1 Aufz. 14. 11. 93 — 24. 11. 96.
5. Weihnachtsabend. Lustsp., 3 Aufz. 23. 12. 93.
6. Leichtsinn und gutes Herz. Lustsp., 1 Aufz. 29. 10. 96.

11. G. F. W. Grossmann

1. Nicht mehr als sechs Schüsseln. Familien-Gemälde, 5 Aufz. Nach der echten Ausg. des Verfassers. 20. 10. 92 — 18. 11. 94.

2. Henriette oder Sie ist schon verheiratet. Lustsp., 5 Aufz. 27. 11. 92 — 24. 11. 94 — 18. 12. 95.
3. Adelheit von Veltheim. Schauspiel mit Gesang, 4 Aufz. In Musik gesetzt von G. C. Neefe. 17. 10. 93.
4. Der lustige Tag oder Figaros Hochzeit. Lustsp., 5 Aufz., von Beaumarchais, übersetzt. 25. 10. 93.

12. Joseph Marius Babo

1. Bürgerglück. Lustsp., 3 Aufz. 16. 10. 92 — 5. 1. 96 — 1. 12. 96.
2. Die Strelitzen. Heroisches Schauspiel, 4 Aufz., nach einer wahren Begebenheit. 15. 11. 92 — 22. 12. 95.
3. Otto von Wittelsbach, Pfalzgraf in Bayern. Vaterländisches Trauerspiel, 5 Aufz., nach einer neuen Umarbeitung von Freih. v. Steinsberg. 10. 12. 92 — 17. 10. 94 — 16. 11. 95 — 5. 12. 96.
4. Die Maler. Lustspiel, 1 Aufz. 5. 11. 93.

13. Christ. Hein. Spiess

1. Klara von Hoheneichen. Ritterschauspiel, 5 Aufz. 18. 10. 92 — 20. 12. 93 — 2. 1. 96.
2. Marie Stuart. Trauerspiel, 5 Aufz. 23. 9. 93 — 20. 11. 95 — 31. 10. 96.
3. Die drei Töchter. Original-Lustsp., 3 Aufz. 8. 11. 93.
4. Das Ehrenwort. Lustsp., 4 Aufz. 9. 10. 95.

14. Friedr. Wilh. Gotter

1. Zwei Onkels für Einen. Lustsp., 1 Aufz. 18. 9. 93 — 6. 12. 93 — 10. 10. 94.
2. Der schwarze Mann. Lustsp., 2 Aufz. 21. 10. 95.
3. Marianne. Bürgerliches Trauersp., 3 Aufz. 26. 10. 96.

15. Christoph F. Bretzner

1. Das Räschggen oder Die Zurückkunft aus Amerika. Lustsp., 4 Aufz. 4. 12. 92 — 22. 12. 96.
2. Der Eheprokurator oder Die Liebe nach der Mode. Lustsp., 5 Aufz. 14. 11. 93.
3. Heimbürg und Maria. Lustsp., 5 Aufz. 2. 12. 96.

16. Wilh. Heinr. Brömel

1. Die buchstäbliche Auslegung der Gesetze. Lustsp., 1 Aufz. 29. 11. 92 — 18. 10. 93 — 8. 11. 93 — 13. 11. 95 — 21. 11. 96.
2. Gerechtigkeit und Rache. Original-Schauspiel, 5 Aufz. 17. 9. 93.
3. Wie machen sie es in der Komödie? Lustsp., 1 Aufz. 6. 11. 94.

17. Heinrich Beck

1. Alles aus Eigennutz. Lustsp., 5 Aufz., nach dem Engl. des Generals Bourgoyne. 3. 1. 94.
2. Verirrung ohne Laster. Schausp., 5 Aufz. 7. 10. 94 — 8. 12. 96.
3. Die Quälgeister. Lustsp., 5 Aufz., nach dem Engl. 19. 10. 96.
4. Die Schachmaschine. Lustsp., 4 Aufz., nach dem Engl. frei bearbeitet (Manuskript). 28. 12. 96.

18. Franz Kratter

1. Johann von Neapel. Schauspiel, 5 Aufz. 14. 10. 93.
2. Das Mädchen von Marienburg oder Die Liebschaft Peters des Großen. Fürstliches Familiengemälde, 5 Aufz. 1. 10. 94 — 22. 10. 94 — 19. 10. 95.
3. Menzikof und Natalie oder Die Verschwörung wider Czar Peter den Großen. Trauerspiel, 5 Aufz. 5. 11. 95.

19. Joh. Jakob Engel

1. Der dankbare Sohn. Lustsp., 1 Aufz. 18. 12. 93 — 6. 12. 96.
2. Der Edelknabe. Lustsp., 1 Aufz. 22. 11. 96.

20. Jos. Aug. Graf von Thörring-Cronsfield

1. Kaspar der Thorringer. Vaterländisches Schauspiel, 6 Aufz. 27. 9. 93 — 29. 10. 93.
2. Agnes Bernauerin. Vaterländisches Trauerspiel, 5 Aufz. 11. 11. 93.

21. Heinrich Zschokke

1. Abällino, der große Bandit. Trauersp., 5 Aufz., nach der Geschichte dieses Namens von demselben Verfasser. 6. 10. 95 — 23. 10. 95.
2. Julius von Sassen. Trauerspiel, 4 Aufz., vom Verfasser des Abällino. 31. 12. 96.

22. Joh. Leonhardi

1. Der verdächtige Freund. Lustsp., 5 Aufz., nach dem Engl. 3. 10. 93.
2. Die Lästerschule. Lustsp., 5 Aufz., nach dem Engl. des Sheridan frei übersetzt. 12. 12. 94.

23. Joh. Christoph Unzer

1. Die neue Emma. Lustsp., 3 Aufz. 23. 11. 92.
2. Diego und Leonore. Trauerspiel, 5 Aufz. 13. 11. 94.

24. Fried. Julius Heinr. Freih. von Soden

1. Ignez de Castro. Heroisches Trauerspiel, 5 Aufz. 26. 11. 92.
2. Anna Boley, Königin von England. Trauerspiel, 6 Aufz. 24. 10. 93.

25. Ludw. Ferd. Huber

1. Macht solche Stiftungen, lieben Leute! Lustsp., 1 Aufz. 31. 10. 93.
2. Die offene Fehde. Lustsp., 3 Aufz., aus dem Franz. 15. 11. 93.
3. Güte rettet. Lustsp., 5 Aufz., nach dem *Road to ruin* von Holcroft. 29. 11. 93.

26. Max Roller (Ps. eigentl. F. G. J. Burchard)

1. Die Dichterverfamilie. Lustsp., 5 Aufz. 29. 10. 94.
2. Graf von Santa Vecchia. Gemälde von Schwärmereien des 18. Jahrhunderts, 5 Aufz. 10. 11. 94.

27. Ferdinand Ochsenheimer

1. Das Manuskript. Lustsp., 1 Aufz. 22. 11. 93.
2. Er soll sich schlagen. Lustsp., 1 Aufz. 28. 10. 95.

28. Anton Wall

1. Die beiden Billets. Lustsp., 1 Aufz. 6. 11. 95 — 26. 10. 96.
2. Der Stammbaum. 1. Fortsetzg. von 1.) Lustsp., 1 Aufz. 26. 11. 95 — 29. 10. 96.

29. P. L. Bunsen

1. Siegfried von Lindenberg. Lustsp., 5 Aufz., nach dem bekannten Müllerschen Roman. 5. 11. 92 — 2. 12. 94 — 13. 12. 96 — 29. 12. 96.
2. Der Emigrant. Schauspiel, 5 Aufz. 11. 10. 93.

30. Friedr. Justin Bertuch

Elfride. Trauerspiel, 3 Aufz. 2. 1. 95 — 21. 10. 96.

31. Joh. Anton Leisewitz

Julius von Tarent. Trauerspiel, 5 Aufz. 29. 12. 94.

32. Bernhard Christoph d'Arien

Natur und Liebe im Streit. Trauerspiel, 5 Aufz. 7. 10. 93.

33. Joh. Gottfr. Dyk

1. Die beiden Hüte. Lustsp., 1 Aufz. 11. 10. 93.
2. Der Graf von Essex. Trauerspiel, 5 Aufz. Nach dem Engl. des Banks. 9. 12. 93 — 12. 12. 96

34. Karl Martin Plümicke

Lanassa. Ein nach dem Franz. der Veuve du Malabar frei bearbeitetes Schauspiel, 5 Aufz., nebst Chören von André. 1. 12. 92.

35. J. G. A. Oelrichs

Blanca und Enrico. Trauerspiel, 5 Aufz. 30. 11. 93.

36. August Heinr. Julius Lafontaine

Die Tochter der Natur. Familiengemälde, 3 Aufz. 31. 12. 93.

37. Otto Heinr. Freih. von Gemmingen

Der deutsche Hausvater. Ein vaterländisches Schauspiel, 5 Aufz. 7. 12. 92 — 19. 11. 93.

38. Carl Steinberg

Die Hand des Rächers. Fortsetzung der „Jäger“ (von Iffland). Ein Familiengemälde, 5 Aufz. 2. 11. 95.

39. Jakob Maier

Fust von Stromberg. Schauspiel, 5 Aufz. Mit den Gebräuchen und Rechten seines Jahrhunderts. 7. 11. 94.

40. Joh. Alois Senefelder

Mathilde von Altenstein oder Die Bärenhöhle. Ritter-Schauspiel, 5 Aufz. 29. 11. 94.

41. Sebastian Winkes

Adelgunde und Friedrich oder an einem Tage Braut, Witwe und wieder Braut. Ritterschauspiel, 5 Aufz. 25. 11. 93.

42. Joh. Gottfr. Lucas Hagemester

Das große Loos. Lustsp., 1 Aufz. 9. 11. 92 — 24. 9. 93 — 24. 11. 94 — 9. 11. 95 — 7. 12. 95 — 29. 11. 96 — 22. 12. 96.

43. Cornelius Herm. von Ayrenhoff

Der Postzug oder Die noblen Passionen. Lustsp., 2 Aufz. 30. 12. 94.

44. Joh. Rautenstrauch

Der Jurist und der Bauer. Lustsp., 2 Aufz. 1. 12. 92.

45. Heinr. Gottl. Schmieder

Der gutherzige Sohn. Lustsp., 1 Aufz., nach Florian. 5. 12. 93.

46. Joh. Andreas Engelbrecht

Die Nebenbuhler. Lustsp., 5 Aufz., nach dem Engl. des Sheridan. 19. 12. 94.

47. Ch. Fr. Ferd. Anselm von Bonin

Die Drillinge. Lustsp., 4 Aufz., nach dem Franz. aufs neue umgearbeitet von B-n. 30. 10. 95.

48. Freih. von Lichtenstein

Curt von Sternheim. Lustsp., 2 Aufz. 19. 11. 92.

49. Karl Friedr. Kretschmann

Die seidenen Schuhe. Lustsp., 2 Aufz. 2. 1. 95.

50. Maximilian Scholz

Die beiden Fächer. Lustsp., 1 Aufz. 15. 10. 93.

51. Joseph Herbst

Der glückliche Zufall. Lustsp., 1 Aufz. 21. 10. 96 — 7. 11. 96.

52. Joh. Gottl. Schildbach

Die Rekrutierung. Eine Menschenszene in 1 Aufz. Nach einer wahren Anekdote bearbeitet. 20. 9. 93.

53. Salomo Friedr. Schletter

Der Eilfertige. Lustsp., 2 Aufz. 1. 11. 93.

54. Ernst Friedr. Jester

Freemann oder Wie wird das ablaufen? Schausp., 4 Aufz. 3. 11. 96 — 21. 11. 96.

55. Anna Bissler

Das Angebinde. Ein Nachspiel in 1 Aufz. 14. 12. 92.

56. P. W. (?) von Brahm

Der ungegründete Verdacht. Lustsp., 1 Aufz. 4. 12. 94.

57. Ungenannt

1. Liebe macht Narren. Posse, 1 Aufz., nach einem spanischen Original. 10. 12. 93 — 31. 12. 93.
2. Margot oder Das Mißverständnis. Lustsp., 1 Aufz. 13. 11. 94 — 25. 11. 94 — 8. 10. 95.
3. Die verstellte Kranke oder Der taube Apotheker. Lustsp., 3 Aufz., nach Goldoni. 8. 12. 94.
4. Die Einquartierung. Schausp., 1 Aufz. von M. W.
5. Wer wird sie bekommen? Lustsp., 1 Aufz. von einem Soldaten. 18. 12. 94. (Von Eckhardt?) oder von Großmann? (Goedeke, IV, 255).
6. Heinrich von Neideck. Ritterschauspiel, 5 Aufz. Nach der Geschichte dieses Namens fürs Theater bearbeitet. 9. 11. 95.
7. Elysium. Singsp., 1 Aufz. 1. 12. 96.
8. Der kleine Irrtum. Lustsp., 1 Aufz. 8. 12. 96.

VII.

Geschichte von Dunge und Lesumbrok.

Von A. Lonke.

Das ehemalige Dorf Walle und die Villa Dunge werden von allen Siedlungen unseres Landgebietes urkundlich zuerst bezeugt; von den Brüchen Lesumbrok und Brok Huchtingen, und zwar dieser bereits 1062 als Huchtingebroch, jener und die 2 Ortschaften im Jahre 1139.

In diesem Jahre — ohne Angabe des Tages, aber vor dem 13. März, muß es gewesen sein — nahm der 17. in der Reihe der hamburgisch-bremischen Erzbischöfe Adalbero die 50 Besitzungen (darunter Walle) des 1130 vor dem Ostertore begründeten Benediktinerklosters St. Pauli in den Schutz der Kirche. Am Ende dieser Urkunde (Bd. I Nr. 30) — übrigens der ältesten in unserem Staatsarchive bewahrten — heißt es dann:

„Berthtoldus, der erste Abt dieses Klosters, kaufte im Sumpfe Liestmunde, in der Villa, welche Dung genannt wird, $\frac{3}{4}$ Hufe Land. Machtradus schenkte derselben Kirche für den Gebrauch an Kerzen $\frac{1}{4}$ Hufe in demselben Sumpfe.“

Nicht, weil die Lesumbroker Deiche erst 1260 erwähnt werden, sondern weil die Anfänge der Deiche in unserem Gebiete nicht vor 1150 liegen, und die planmäßige Bedeichung erst nach 1200 begann, ist es völlig ausgeschlossen, daß der Lesumer Bruch, der palus Liestmunde, 1139 bereits bewohnbar gewesen sein sollte: Damals gab es nicht die Ortschaften Lesumbrok und Dunge, sondern nur die villa D u n g , d. h. die unbefestigten 3 Siedlungen, die wir heute als Martensscher Hof, Große und Kleine Dunge kennen.

Sehr umstritten ist der Name Dung. Daß er in Zusammenhang mit ags. dun-Berg „erhöhtes Land“ bedeutet, ist schon wegen des dort fehlenden „g“ nicht wahrscheinlich; auch der Hinweis auf schwedisch Dunge, das ein kleines Wäldchen im freien Felde bezeichnet, kann uns nicht weiterhelfen; ebensowenig wird Verwandtschaft mit Düne „Sandhügel der Küste“ vorliegen, denn — ganz abgesehen von dem auch hier unerklärbaren „g“ — ist dieses Wort erst seit dem 15. Jahr-

hundert aus dem Niederländischen bei uns eingeführt. Andererseits ist die ursprüngliche Bedeutung von Dung (oder oberdeutschem tung) „Keller, halb unterirdischer Webraum“; im Altnordischen ist davon dyngja „Frauengemach“ weitergebildet. Im Mittelniederdeutschen, dem älteren Plattdeutschen bis ins 16. Jahrhundert, bedeutet dunk stets nur ein „unterirdisches Gemach, Gewahrsam“. So werden wir unter unseren Dungen „kellerartige Wohn- oder Vorratsräume“ zu verstehen haben, die nach uralter Sitte mit Mist gegen die Kälte bedeckt waren, ein Brauch, woraus sich die jüngere zweite, uns geläufige Bedeutung des uralten Wortstammes entwickelte.

Wann und wer sich hier zuerst auf dem inselartig aus dem sumpfigen Bruche hervorragenden trockenen Gelände angesiedelt hat, weiß man nicht und, daß Grabungsfunde oder neue Urkunden uns darüber Auskunft geben werden, ist — wenn auch möglich — doch nicht sehr wahrscheinlich. Jedenfalls gehören die Dungen mit den Dörfern auf der Dünenreihe der älteren, vorchristlichen Besiedlung an, — ein zeitlich immerhin recht weiter und unbestimmter Begriff.

Da einer „Sage zufolge“ (wie der überaus fleißige und im ganzen zuverlässige Lüder Halenbeck schreibt) der Martenssche Hof, „das erste Haus im ganzen Werderland“ gewesen sein soll, beginnen wir mit ihm billigerweise unsre Schilderung, die freilich aus Mangel alter Nachrichten nur mager ausfallen kann. So wissen wir nicht, wann und von wem die Franziskanermönche des um 1235 gegründeten St. Johannisklosters dieses Grundstück erworben haben; die (ebenfalls überaus sorgfältige und zuverlässige) „Karte der Lesumbroker Feldmark“ von Senator Heineken aus dem Jahre 1804 nennt noch dieses Kloster den „Gutsherrn des Hausstandes von Diederich Martens“, der 1758 damit bemeiert worden ist, und im nächsten Jahre auf dem Klosterlande ein neues Haus hat erbauen dürfen. Wegen Steigens des Grundwassers wurde das Haus wiederholt „emporgeschaubt“, 1856 ist seine Wurt sogar um fast $1\frac{1}{2}$ Meter erhöht worden. Die Gutsherrschaft der Rechtsnachfolger des alten Klosters wurde am 30. November 1865 durch Georg Martens für 2540 Taler abgelöst, dessen Enkel Bernhard heute Herr und Besitzer des alten $26\frac{1}{2}$ Hektar umfassenden Hofes ist.

Ganz in der Nähe, kaum 200 Meter südöstlich, liegt die Große Dunge, deren Beiname die „Große“ im Gegensatz zur 800 Meter nordöstlich gelegenen „Kleinen“ zunächst eine Erklärung erfordert,

denn im alten und neuen Buchenau, unserer gar nicht hoch genug zu schätzenden „Heimatkunde“, steht zu lesen, die Kleine mit 64 Hektar sei gegenüber der Großen mit nur 54 Hektar in der Tat die größere; und diese müßte in Anbetracht der Ausdehnung ihrer Grundstücke richtiger die „lange“ und jene die „kurze“ heißen. Doch die vorhin genannte Karte Heinekens (die bis jetzt, wie mir scheint, gleich den übrigen 27 Blättern nach den 1928 von Dr. Dörries-Göttingen im Auftrage der Bremer Historischen Gesellschaft herausgegebenen Originalaufnahmen unseres Gebietes von Gildemeister und Heineken nicht die verdiente Wertschätzung und Auswertung gefunden hat); sie belehrt uns eines anderen! Danach sind die Grundstücke der Großen Dunge mit über 2600 Meter Länge nicht nur denen der Kleinen um fast das Siebenfache überlegen, sie selbst umfaßt nahezu das dreifache des Areals der Kleinen. Aber — und da liegt der Hund begraben! — im Buchenau ist der die ganze Kleine Dunge umfassende Besitz des Gutsherrn mit dem nur einen Teil der Großen umfassenden des nach ihr im besonderen benannten Gutes verglichen. Ob einst eine Trennung der Dunge in zwei so ungleiche Hälften bestanden hat, wissen wir wieder mal nicht; aus der Form der Grundstücke auf der Karte Heinekens (zumal er gerade diese laut der beigefügten Bemerkung „vermessen“ und nicht „nach der Anzeige der Landleute“ eingetragen hat) möchte ich schließen, daß beide Dungen einstmals überhaupt nicht vereinigt waren, sondern daß die Kleine die ältere ist und die Große erst später mit der Kultivierung des Lesumbruches ihre heutige Ausdehnung erhalten hat, wodurch sie dann eben die „Große“ geworden ist.

Sei dem nun, wie ihm wolle, das Gut „de grote Dunge“ wird zuerst am 22. März 1365 erwähnt, als der Bremer Ratsherr Bernhard Struve 2 Stücke Landes daselbst verkaufte. Nach 335 Jahren völligen Fehlens von Nachrichten ist uns dann die lückenlose Reihe der Besitzer überliefert, 1701 mit dem Bremer Syndikus Dr. Clamp anhebend, von dem sie Ratsherr Dr. Klugkist erwarb. Nachdem sie von 1739 bis 1781 zwei Dres. med. Runge gehört hatte, war sie bis 11. Mai 1849 Eigentum der Familie Iken, von der sie durch Kauf an Dietrich Lange überging. Im Besitz dieser bekannten Vegesacker Schiffsbauerfamilie blieb sie bis Dezember 1870; die Langes errichteten ein neues Wohnhaus und mehrere Nebengebäude; die gesamten Anlagen wurden erheblich erweitert, für Groß-, Klein- und Federvieh

neue Stallungen erbaut neben Wasch- und Backhaus, Scheune und Remise, Brennerei, Treibhaus und Sennerei. — Dann erwarb Grävings für 55 339 Taler und 6 Grote Gold das Gut, verpachtete es zuerst an Alb. Buschmann und seit dem 1. Januar 1891 an Dr. phil. Max Poppe, der es nach Grävings Tode im Juni desselben Jahres für 95 000 Mark erwarb und seitdem nun bald 50 Jahre Besitzer und Betreuer des vielhundertjährigen Gutes ist. —

Über die *Kleinen Dunge* fließen die Nachrichten etwas reichlicher, ohne aber im entferntesten uns ein lückenloses Bild ihrer Entwicklung zu geben. Auch sie wird zuerst bei Gelegenheit eines Landverkaufes, und zwar am 20. April 1337 erwähnt, wo der Bremer Ratsherr Heinrich Lorot vom Ritter Richard von Nigenlande auf der „lütteke Dunge“ 15 Morgen Land erwirbt. Dann hören wir 200 Jahre später von einem 34 Jahre lang geführten Prozesse, zwischen denen von der Hude und Bremer Bürgern um das Besitzrecht; man scheint sich aber später geeinigt zu haben, denn 1610 werden Vertreter beider Parteien als Eigentümer genannt, unter ihnen Hermann und Heinrich Esich, die uns 1618 das schöne Essighaus, Langenstraße 13, erbauten. 1642 verkaufte Caspar Detleff von Warnstedt, Erbgessesener zu Pichel in Mecklenburg, und Gatte der einzigen Tochter des Ratsherrn Arnold Steding, das nach dem Tode des Schwiegervaters ererbte Gut „für 1200 Speziesthaler sowie einen Rosennobel und ein gutes Pferd überher“ an den Junker Johann von Schönebeck zu St. Magnus.

Seitdem scheint eine Teilung der Kleinen Dunge in zwei Hälften eingetreten zu sein, die man später als die Smidtsche und Tissotsche zu bezeichnen pflegte. Das Gutshaus der letzteren lag östlich, unmittelbar neben dem anderen, die Grundstücke durcheinander; die Häuser waren durch zwei besondere Wege mit dem Lesumdeich verbunden, während ein Fußweg über Hochkamp nach der Straße Burg-Grambke beiden Vorwerken gemeinsam war. Diese sogenannte Tissotsche Dunge „mit der dabei befindlichen Fischerei und allen anderen pertinentiis“ erwarb 1678 am 14. Oktober von Wilkenius Wilckens, Verwalter zur Meyenburg, der Bremer Ratsverwandte Dethard Cöper, und in seiner Familie ist das Gut dann ununterbrochen bis zum Jahre 1826 (also fast 1½ Jahrhunderte) verblieben. 1758 erbte es die Witwe des Dr. med. Professor Hermann Tissot, geb. Cöper, deren jüngere, unvermählt gebliebene Tochter Christina laut Kaufkontrakt vom 25. April 1777 von den Miterben Haus und Landgut für 3500

Thaler erwarb — und zwar: „Ein großes, wohl unterhaltenes Haus mit 6 logeablen Zimmern, außer den kleinen Zimmern, so der Hofmeyer zu seinem Gebrauch hat, im gleichen abgeteilte Stallungen für Kühe und Pferde. Um das Haus herum ist ein großer, mit vielen fruchttragenden Bäumen besetzter Baum- und Gemüsegarten. Das Land an und für sich ist, wie durchgehend in dieser Gegend, von der besten und fettesten Art und ist seit undenklichen Zeiten her in Kauf und Verkauf zu 3 p. Ct. Wert gerechnet worden. Es besteht in lauter Heuerland von zusammen $36\frac{1}{2}$ Tagewerk, mit einem Pachtwert von jährlich etwa 183 Thalern“. Als die „alte Mamsel Tissot“, wie sie allgemein hieß, 1826 fast 90jährig das Zeitliche gesegnet hatte, verkauften ihre Erben das Cöpersche Gut an die damaligen Besitzer des Nachbarvorwerkes, Bürgermeister Johann Smidt und seine Schwester Catharine.

Nach den sehr fleißigen, aber nicht immer ganz kristallklaren Mitteilungen seines Sohnes Heinrich im „Anhange“ zu dem 1867 von ihm herausgegebenen „Der Familientag zur Dunge. Eine Idylle von Johann Smidt 1798“ war der Ratsherr Arnold Steding seit 1626/7 der erste nachweisbare Besitzer der Kleinen Dunge in engerem Sinne. In den weiteren schweren Zeiten des 30jährigen Krieges und den darauffolgenden (für Bremen noch weit schwereren) der Schwedennot sind die Güter der Dunge „mehr und mehr in den Spekulationsbesitz neuer Leute“ übergegangen. Am 10. Juli 1693 erwarb Senator Heinrich Klugkist für 5050 Thaler das stark — auch an ihn — verschuldete Gut, das 1715 sein Schwiegersohn Heinrich Edzard, Hofgerichts-assessor zu Aurich, erbte; dessen Eidam Melchior Holler, Dr. jur. und nachmaliger Senator, erheiratete es 1735 und seitdem hieß die Kleine Dunge fast 40 Jahre die „Hollersche“. Die letzte dieses Namens, Johanna, vermählte sich 31jährig am 26. Mai 1772 dem 60jährigen, bereits zweimal verwitweten Pastor an St. Stephani Dr. theol. Johann Smidt, der am 2. Februar des nächsten Jahres für sich und die Seinen die Kleine, nunmehr Smidtsche Dunge, aus der Hollerschen Erbschaft für 7700 Thaler erwarb und noch 23 Jahre sich dieses schönen Besitzes hat erfreuen dürfen.

Besonders durch die vorhin erwähnte, von dem Enkel Heinrich ausführlich kommentierte Idyllendichtung seines großen Sohnes Johann, dessen liebste Kindheitserinnerungen alle Zeit der Kleinen Dunge gehört haben, sind wir über sie im letzten Viertel des 18. Jahr-

hunderts einigermaßen unterrichtet. Die Einrichtung des Hauses war von großer Einfachheit: Die Diele des strohgedeckten Vorderhauses erstreckte sich ohne Abkleidung bis zu den sogenannten Herrschaftszimmern, vor deren Mitte die Herdstelle lag; die Fenster der großen Stube hatten kleine, in Blei gefaßte Scheiben, deren obere Reihe die Ratswappen zeigten; Balken stützten die Decke und Bretterwände ohne Tapeten trennten die oberen Kammern, zu denen eine Wendeltreppe hinaufführte. Vom Mobiliar werden besonders erwähnt: Gewundene Stühle mit gestickten Kissen, ein Eichentisch mit steinerner Platte, hohe Gardinenbettstellen, geschnitzte Anrichte mit Gläsergestell, Bratuhr mit Zubehör, 10 Familienbilder und ein Brettspiel mit scherzhaften Figuren und Inschriften auf den Steinen. — Die Hauptzierde des Gartens bildeten nicht die Blumen, sondern Büsche und Bäume, Gemüse und Obst; und zwar: Rötlich schimmernde Pfirsiche, Bamberger Zwetschen, Prager Äpfel, Honigbirnen, Bergamotten, Himbeeräpfel, Reine-Clauden, rötliche Pflaumen, Margaretenbirnen, spanische Kirschen, Orange-Aprikosen „mit roten Tüpfeln geziert“, Maulbeeren und der Jerusalemsapfel, „der letzte am Ende des Gartens“. An Gemüsearten werden lobend hervorgehoben: Türkische Bohnen, Erbsen und Gartenbohnen; ferner „... ein seltenes Gewächs... Es ist der echte Rhabarber“, den Dr. Smidt der Heilwirkung seiner Wurzeln wegen aus Amsterdam bezogen hatte; endlich der „Zarte Blumenkohl“, von dem der Gutsherr „aus England einst den Samen erhielt und dann ihn baute zur Dunge“.

Nach seinem 1796 erfolgten Tode und dem seiner Witwe am 23. September 1813 ging das Gut in den gemeinsamen Besitz ihrer beiden Kinder über, des damals 40jährigen Ratsherrn Johann und seiner um 1½ Jahre jüngeren Schwester Catharine, verwitweten Frau Senator Castendyk; nach ihrem am 10. November 1827 erfolgten Tode wurde 1828 ihr Bruder (seit 7 Jahren Bremens Bürgermeister) alleiniger Inhaber der Kleinen Dunge (die ja, wie oben erwähnt, bereits 1826 durch Ankauf der Tissotschen erheblich vergrößert war). Am 1. Oktober 1849, also nach 21 Jahren beglückenden Besitzes, hat er sie — während und vielleicht infolge der, ihn bis 1852 in Frankfurt von Bremen fernhaltenden, ihm tief unsympathischen Revolution — seinem jüngsten Sohne Wilhelm übergeben. Auch dieser hat das Gut durch Ankauf von Ländereien erweitert, mußte aber — „durch bereits jahrelange Krankheit gezwungen — untätig zuschauen“, wie

in der Nacht vom 12. zum 13. Dezember 1885 das Wohnhaus mit dem Familienarchiv und der Waffensammlung ein Raub der Flammen wurde. Nach seinem Tode besaß es 10 Jahre seine Witwe, Lucie geb. Lange, die es 1895 ihrem Sohne Heinrich vermachte. Nach dessen Tode am 9. Mai 1927 übernahm die Norddeutsche Kreditbank die Kleine Dunge, die also über 150 Jahre der Familie Smidt gehört hat. 1935 erwarb sie der Bremer Kaufmann Alfred Harder, ließ 1937 das 1894 erbaute Herrenhaus abbrechen und bestellte April 1938 einen Verwalter; sobald er das nötige Baumaterial bewilligt erhält, wird den beiden großen Ställen, den 3 Silos und der Verwalterwohnung wieder ein stattliches Herrenhaus hinzugefügt werden — und das uralte Gut dann hoffentlich Zeiten neuen Aufstiegs und Blühens entgegengehen.

Ehe wir uns nun den beiden Ortschaften zuwenden, noch einige Worte über den im äußersten Nordwesten außerhalb des Deiches gelegenen, etwa 100 Morgen großen Schönebecker Sand. Er ist und war „seit unvordenklicher Zeit“ Eigentum der Freiherren von der Borch, der Besitzer von Gut und Schloß Schönebeck; nach langen Streitigkeiten hat Hannover am 7. Juni 1823 auf die Landeshoheit über ihn zugunsten Bremens verzichtet. Er ist bis etwa vor 50— Jahren eine Insel gewesen; die Karte von Tätjenhorst und Duntze zeigt ihn noch 1882 von Weser, Lesum und Balge umflossen, dann ist er, im Norden beginnend, allmählich verlandet. Seit 1937 trägt er eine von Vegesack viel besuchte Badeanstalt, so daß ihm vielleicht eine ungeahnt glänzende Zukunft winkt, zumal vor ungefähr 10 Jahren man von einer hier im Zuge der Straße Vegesack—Bremen über die Lesum zu schlagenden Brücke munkelte. Für den Teil des Werderlandes zwischen Lesum, Weser und südlich der westlichen Hälfte des alten „Landweges nach Oslebshausen“, also für Dunge und Lesumbrok, könnte solch eine neue „Chaussee“ (wie man früher sagte) von unvorstellbaren Folgen sein; aber nicht die Zukunft unsres Landes ist meine Aufgabe, sondern ihre Vergangenheit.

Im Laufe des 13. Jahrhunderts muß man den Hausbau (wie auch heute noch) in engem Anschluß an die neuen Deiche durchgeführt haben. Bestimmtes über die Herkunft der ersten Bewohner kann nicht gesagt werden, ebensowenig, wann sich die Dörfer Lesumbrok und Dunge als politische Gemeinden gebildet haben; dieses wird 1334 zuerst erwähnt, aus jenem ein Zeuge bereits 1201. Wenn sie auch

keineswegs immer — wie von 1871 bis 1889 und wie gegenwärtig wieder seit 1921 — e i n e Gemeinde gebildet haben, so sind sie durch die gemeinsame Eindeichung doch auf Gedeih und Verderb zu einer untrennbaren Einheit in guten und bösen Tagen verschmolzen: Um Deichbau und Siele, Ent- und Bewässerung ging es und geht es und wird es gehen, so lange man Weser und Lesum nicht nötigt, ihr uraltes Bett mit einem neuen zu vertauschen. Heute sind in Folge der Weserkorrektion von den 1790 vorhandenen 22 Sielen nur noch 4 im Betriebe: Smidts Siel, der Grambke-Oslebshauser, der Mittelbürener und der Niederbürener-Vierstückssiel. Die Burger Entwässerungsanstalt von 1874 und die Lesumbroker — sehr teure — von 1872 sind außer Kraft getreten.

Große Veränderungen hat auch der schützende Deich sich gefallen lassen müssen! Schon im 16. Jahrhundert wurde er im Westen der Feldmark zurückverlegt, und der neue heißt hier bis heute Jlager Deich, d. h. der zurückgelegte; der vor ihm entstandene Mövensand ist dann 1932 für das Bürener Fahrwasser unserer zum Großschiffahrtsweg vertieften Weser weggebaggert. Infolge der 1936 bedenklich hoch gestiegenen Lesum ist dann der ganze Deich beträchtlich erhöht worden, und zwar zwischen 0,4 und 1,1 Meter, also 70 Zentimeter i. D. Nicht unerwähnt darf bleiben, daß die Kappe des Deiches (neben der 1889 gepflasterten, ihn bald unmittelbar, bald in geringem Abstände begleitenden Fahrstraße) den ebenso schönen wie windigen Fußweg der beiden Ortschaften seit nun auch bald 800 Jahren bildet.

Vor allem aber, wie die Rippen sich an die Wirbelsäule fügen, so in Dunge und Lesumbrok die Häuser der Menschen an des Deiches grünen Wall! Nach alter Überlieferung — der Glauben zu schenken, uns nichts verbietet — soll an Stelle des Siedenburgschen Hofes. Lesumbroker Landstraße 108, die erste Fischerhütte am Deiche erbaut worden sein, und 1581 wird schon ein Curdt Sidenborch als Besitzer des Hauses erwähnt, das bis zur Stunde in Erb und Eigen dieser Sippe geblieben ist. — Doch lassen wir die alten Höfe am Deiche gleich den Perlen einer Kette im Nordwesten beginnend, schnell Revue passieren.

In dieser äußersten Ecke liegt der stattliche Hof To'n Ort, d. h. an der Spitze, im 15. Jahrhundert, seitdem wir seine Geschichte kennen, To den vöten genannt. Das hochgiebelige, von hohen Bäumen umhegte Haus ist 1667 erbaut, Besitzer ist Christian Spiegel, dessen Sippe aus

Michelstadt im Odenwald stammt, wo sie bis 1490 etwa nachweisbar ist. Dann folgt der Hof von Bolland mit dem Hause von 1775, jetziger Eigentümer G. Buschmann; auf seinem Vorlande wurde 1669 der Schnabelwal erschossen, dessen Bild ja bis zur Stunde die obere Halle des Rathauses so eigenartig schmückt. — Bei der 1930 zugeworfenen Brake liegen mehrere mittelgroße und kleinere Häuser und die 1872 erbaute Schule Lesumbroks, während Dunge nie eine eigene besessen hat. In kirchlicher Hinsicht gehörten beide Ortschaften bis 1654 zu Burg; nach Zerstörung der dortigen Kirche kamen sie zum schwedischen, seit 1715 hannöverschen und seit 1866 preußischen Lesum; seit 1823 ist Lesumbrok nach Vegesack und Dunge nach Grambke eingepfarrt. — 300 Meter aufwärts bewundern wir die äußerst stattliche, steingepanzerte Wurt Lindemann. Dreimal hat der Brand das Haus vernichtet, das jetzige ist 1935 von Steinmann erbaut. — Der alte Jachenssche Hof, auf dem sich einst die Bauernschaft zu versammeln pflegte, ist nach dem Tode des letzten Jachens abgebrochen; Gemeindevorsteher Bernhard Garbade läßt dafür einen Neubau aus der Erde wachsen. — Neben dem Hofe Krudop-Bolland erhebt sich das Wigmodiheim. Es wurde 1763 erbaut; 1917 von Willi Meyer-Brok erworben, der darin Mai 1922 sein schönes heimatkundliches Museum eröffnete; nach seinem 1927 erfolgten Tode erwarb es Generalkonsul Dr. Ludwig Roselius. — Erquickend nach wind- oder sonnenreicher Wanderung grüßt uns das „Werderländische Haus“, seit Mai 1912 Eigentum von Gustav Flathmann, und 350 Meter aufwärts endet Lesumbrok mit dem bis 1719 zurückzuverfolgenden Spottschen Hause.

Dunge beginnt mit dem Hause Westermeyer, das durch seine Walfischkiewer an die Zeiten erinnert, in denen aus dem Werderland — zuletzt 1872 — mutige Männer hinauszogen auf Walfang und Robbenschlag, ein Gewerbe reich an Gewinn, reicher an Gefahr! — Unmittelbar aneinander grenzen das Doktorhaus — um 1800 dem Postmeister Gerhard von Heymann gehörend, seit 1928 dem Lloydkapitän a. D. Willemsen — und der vorhin erwähnte Hof Siedenburg. — Auf die beliebte und weithin bekannte „Gastwirtschaft zur Fähre von Diedrich Murken“, Haus von 1855, folgen heute noch 7 Nummern, darunter 3 Bootshäuser und der alte Hof von Martin Ficken: Die Siedlungsgemeinschaft auf der Kleinen Dunge (auch „AG.-Weser-Siedlung“ geheißen) bildet seit 1936 mit ihren 3 Straßen, in denen 14 Einzel- und 21 Doppelhäuser 56 Familien vorbildlich schöne Heim-

stätten gewähren, den würdigen Schluß unserer Wanderung auf der Lesumbroker Landstraße, — die sich ja nun von Carl Bosses Hause in Burg an bis zu den ersten Häusern von Niederbüren fast 7 Kilometer lang erstreckt.

Zum Schluß sei noch kurz einiger Unterbrechungen im ruhigen Flusse des 800 Jahre gewohnten Alltages kurz gedacht. Keine größere Not hat Dunge-Lesumbrok getroffen (und kann es treffen) als ein Deichbruch wie der vom Januar 1841 oder vom März 1855. Krieg und hohe Politik haben selten ihre nagenden Wellen bis in unsern friedlichen Winkel geworfen. Vom 8. September 1757 bis zum 11. Januar 1758 hatten die Franzosen das nahe Burg besetzt, und Gerd, der Hofmeier der Kleinen Dunge, erzählte 25 Jahre später seinen Gästen in der Kutscherstube:

Wie die Franzosen allda zur Dungen lustig gehauset,
Ihre Feinde geneckt am andern Ufer der Lesum;
Wie auch über den Fluß die trunkenen Vorposten einmal
Aufeinander gefeuert und ein Franzose geblieben,
Den am andern Tag zur Dunge man stattlich begraben.
Wie sie zur schleunigen Flucht der Herzog Ferdinand endlich
Eines Tages gebracht, und wie sie ihn damals gezwungen,
Ihre Bagage zu fahren in einem Tage bis Achim.

Unsere 2 Ortschaften gehörten nicht zum Kriegstheater im 7jährigen Kriege, denn sie waren zwischen 1741 und 1803 nicht (gleich den angrenzenden beiden Büren, Grambke und Burg) hannoverisch, sondern bremisch; daran erinnern vor der alten Entwässerungsanstalt an der Lesumbroker Landstraße 2 hohe Grenzsteine von 1743 mit den Wappen unseres Erzbistums und unserer guten Stadt Bremen. —

VIII. Nachrufe.

Heinrich Schecker.

Fern von der Heimat, im Osten unseres Vaterlandes, ist er am 28. März 1944 von seinen Leiden erlöst worden. Etwa zwanzig Jahre hat er der Schule gedient, in der er zum Oberstudienrat aufstieg. Aber nicht von seinen Leistungen als Lehrer soll hier gesprochen werden, die von Berufeneren beurteilt und gewürdigt werden mögen. Hier möchte ein Wort über den Gelehrten und über den feinen, liebenswürdigen Mann gesagt werden, den ein grausames Schicksal auf der Höhe des Lebens viel zu früh zu Boden gestreckt hat.

Ein Sohn der Thüringer Berge, kam er 1922 nach Bremen und trat schon nach Jahresfrist dem Kreise näher, dessen Mitglieder sich um die Förderung der Geschichtswissenschaft unserer Stadt bemühten. Schnell verbreitete sich der Ruf seiner erstaunlichen Gelehrsamkeit. Er hatte Theologie studiert und Philologie und Philosophie nicht minder. Die alten Sprachen beherrschte er wie die modernen, die semitischen — Hebräisch und Arabisch — waren ihm nicht fremd. In der Kunstgeschichte mit ihren verschiedenen Verzweigungen war er bewandert.

Aber seine eigene wissenschaftliche Produktion galt der Geschichte, und hier der bremischen Kulturgeschichte ganz besonders. Er ging da mit Vorliebe die unbetretenen Wege, auf denen er mit nie ermüdendem Forschungstrieb suchte und fand, was andere vor ihm kaum bemerkt hatten. Einzelperscheinungen auf dem Gebiet der Literatur, der Kunst, des Handels, der Schifffahrt, der allgemeinen Kultur. In 60 oder 70 kleinen Aufsätzen, von denen die besten verdienten, durch Zusammenfassung in einem Buche der Vergessenheit entrissen zu werden, legte er seine Ergebnisse in den bremischen Tagesblättern und lokalen Heimatzeitschriften nieder. Überblickt man sie, wie sie in der bremischen Bibliographie aufgezählt sind, so erkennt man, daß sie sich in ihrer Eigenart und Vielfältigkeit kaum in Rubriken ordnen lassen. Einige größere sind im Bremischen Jahrbuch abgedruckt, wenige, wie die Arbeiten über den bekannten Polyhistor Melchior Goldast, sind selbständig erschienen.

Und ein Polyhistor war der Verstorbene selber, ein Nachfahre jener Gelehrten der Barockzeit, mit denen ihn mehr als eine Ähnlichkeit verband. Man konnte eine Zeitlang die Hoffnung hegen, von ihm einmal eine Geschichte des bremischen Barocks zu erhalten, zu der er nach der Fülle seiner Kenntnisse mehr als jeder andere befähigt gewesen wäre. Aber dem

stand nun gerade sein ungeheurer Lerntrieb entgegen, jene gefährliche Neigung zur rastlosen Mehrung seiner Erkenntnisse, die jede strengere Konzentrierung ausschloß. Er empfand es als tiefste Befriedigung, jedem Frager eine zulängliche Antwort geben zu können, und wäre sie auch gespeist aus den entlegensten Quellen. Mit großer Bescheidenheit und Herzenshöflichkeit bediente er jeden, der zu ihm kam. „Es ist mein Unglück gewesen, daß ich gehofft habe, die Geisteswissenschaften in ihrer Totalität zu umfassen“, äußerte er einmal.

Damals war die Nacht schon für ihn angebrochen, deren Schatten sich alsbald tiefer und tiefer über ihn senkten. Als ein unerbittliches Geschick Schlag auf Schlag über ihn hereinbrach, nahm die schwere Erkrankung ihn ganz und gar gefangen, deren Keime wohl schon lange in ihm gelegen hatten. Vor der Zeit ist er, dreiundfünfzigjährig, ins Grab gesunken. Das Andenken des Menschen bleibt in Ehren, und in der bremischen Gelehrten-geschichte wird Heinrich Schecker mit seiner reichen, eigenwilligen Begabung stets seinen Platz behaupten.

H. Entholt.

Wilhelm Böhmert.

Böhmerts Vater Dr. Victor B. aus Roßwein, einer alten sächsischen Pfarrerfamilie entstammend, war Syndikus der Handelskammer in Bremen. Durch seine Mutter, Sophie Elisabeth Löning, eine Tochter des Ältermanns Justin Friedrich Wilhelm L. ergibt sich seine Verbindung mit alten bremischen Familien und seine unmittelbare Abstammung von einer Reihe bremischer Ratsherren, von denen nur Albert Löning, Gerhard von Aschen, Heinrich Lampe, Diedrich Klugkist, Bürgermeister Daniel von Büren und Bürgermeister Johannes Holler genannt seien. Mit der Berufung seines Vaters als Professor an die Universität Zürich begannen für den am 23. August 1866 in Bremen Geborenen zehn eindrucksvolle Jugendjahre in der freien Schweizer Luft, wo es damals schon den Pflichtbesuch einer unentgeltlichen für alle Volkskreise gemeinschaftlichen Grundschule gab. Als der später zum sächsischen Geheimrat ernannte Vater 1875 die Leitung des Sächsischen Statistischen Landesamtes übernommen hatte, folgte bis 1885 die Gymnasialzeit auf der Fürstenschule in Meißen. Weiterhin wurde die umfangreiche sozialpolitische Wirksamkeit des Vaters, zu der die Gründung des weite Kreise kulturell und wirtschaftlich betreuenden Vereins „Volkswohl“ in Dresden gehört, ihm Vorbild.

B. studierte in Tübingen und Leipzig, wo er Roscher hörte, sowie in Berlin Mathematik, Rechts- und Staatswissenschaften. 1891 promovierte er in Berlin bei dem Nationalökonom Gustav Schmoller, einem der sog. Kathedersozialisten, mit einer Arbeit über den englischen Nationalökonom John Stanley Jevons zum Dr. phil.. Auslandsaufenthalte vervollständigten die Ausbildung.

1891—1900 Gerichtsreferendar und -Assessor im Hannoverschen, eine Zeit lang Schriftleiter bei der Kölnischen Zeitung, dann Amtsrichter in Einbeck, wurde er am 11. April 1900 zum Direktor des aus dem bisherigen von einem Nichtfachmann geleiteten Statistischen Büro umgebildeten Bremischen Statistischen Amtes berufen, das er bis 1934 leitete. Sein Verdienst ist dessen Ausgestaltung zu einem wissenschaftlich genau arbeitenden Apparat, man könnte sagen zu einem Präzisionsinstrument, welches öfter auch vom Statistischen Reichsamt in Berlin zu statistischen Versuchserhebungen in Anspruch genommen wurde. Durch Zugehörigkeit zum Verein für Sozialpolitik sowie zur Gesellschaft für soziale Reform und zum Bund für Bodenreform wurde er in seinen besonderen Arbeitsgebieten Finanz- und Sozialpolitik maßgebend beeinflusst. Er leitete die Herausgabe der wissenschaftlichen Veröffentlichungen seines Amtes, insbesondere des Bremischen Statistischen Jahrbuches. Daneben trat er außer mit zahlreichen Aufsätzen in statistischen und volkswirtschaftlichen Zeitschriften mit einer Reihe eigener Arbeiten hervor. Darunter seien nur erwähnt als grundlegende Arbeit:

„Die Statistik und ihre Bedeutung für unser wirtschaftliches und soziales Leben“ in „Am Borne der Gemeinnützigkeit“. Festgabe zum 80. Geburtstag seines Vaters Victor B. Dresden. 1909.

Die bremischen Verhältnisse betreffen folgende Arbeiten:

„Die Wohnungen in den Gängen und Höfen der Neustadt“ (Bremen 1902).

„100 Jahre Geburtenstatistik in Bremen“ (Bremen 1926).

„Die Todesfälle an Tuberkulose und Krebs 1900—1930 nach Altersklassen, insbes. in Bremen“. (Im Jahrbuch für Nationalökon. u. Statistik Bd. 185 (1931)).

„Die Elemente des Wachstums einer deutschen Großstadt, Bremen 1900—1930“ (Madrid 1931).

B. beschränkte sich nicht auf den Gedankenaustausch im Verband der deutschen Städte-Statistiker und in der deutschen Statistischen Gesellschaft, sondern war auch Mitglied des Internationalen Statistischen Institutes, welches als Mitglieder die führenden Statistiker der Welt umfaßt mit begrenzter Mitgliederzahl auf 200. Dort verschaffte er sich internationale Geltung durch Vortragsreisen zu den statistischen Kongressen dieses Institutes in London, Tokio, Mexiko, Athen und Prag, wo er überall als Autorität anerkannt war. Außer erfolgreicher Betätigung in gemeinnützigen Vereinen spielte er mehrere Jahrzehnte im politischen Leben seiner Vaterstadt Bremen eine führende Rolle im fortschrittlichen, liberalen Flügel, dem er — ein Freund Friedrich Naumanns — einen starken sozialen Einschlag aufprägte. Immer wieder trat er nachdrücklich für das gleiche Wahlrecht zur Bürgerschaft und für das Frauenstimmrecht ein, und zwar auch, als manche Kreise ihm dies wegen seiner amtlichen Stellung arg verdachten. Ebenso lag ihm eine soziale Bodenpolitik und die weitere Ausgestaltung der bremischen Wohnungsbauweise und der Grünanlagen am Herzen, sowie überhaupt die Fürsorge für die Belange der Minderbemittel-

ten. Seit 1909 an der Spitze der fortschrittlichen Volkspartei in Bremen, aus der im November 1918 die Deutsche Demokratische Partei hervorging, die seit Juli 1930 in die Deutsche Staatspartei übergeführt wurde, stand er jahrelang bis 1929 auch als Vorsitzter an der Spitze der Deutschen Demokratischen Partei des Wahlkreises Weser-Ems. Hier waren es besonders Fragen des kleineren und mittleren Bauerntums, die er zu fördern suchte und der Ausgleich der Gegensätze zwischen Stadt und Land, um dem Landarbeiter menschenwürdige Lebensverhältnisse und dem großstädtischen Industriearbeiter durch Siedlungen eine krisenfeste Existenz zu sichern. 1911 bis 1918 war er Mitglied der Bremischen Bürgerschaft und von April 1919 bis Juni 1920 der Bremischen Nationalversammlung, dann wieder bis 1930 Mitglied der Bremischen Bürgerschaft. Bei der großen bremischen Besoldungsreform von 1927 konnte er für einen gerechten Ausgleich und für Aufstiegsmöglichkeiten Befähigter im Staatsdienst durch seine Mitarbeit in der Fraktion und im Plenum der Bürgerschaft eintreten.

Vom 19. Januar 1919 bis Mai 1920 vertrat er, getragen durch das Vertrauen des gesamten liberalen Bürgertums in Stadt und Land, den 37. Wahlkreis Hamburg-Bremen-Stade auf der verfassunggebenden Deutschen Nationalversammlung in Weimar, in enger Fühlung mit seinen alten politischen Freunden Naumann, Wiemer, Payer und anderen. Anstelle des zum Bremischen Gesandten in Berlin berufenen Senators Nebelthau trat er am 16. Januar 1920 in den Bremischen Senat ein, dem er bis zu dessen Umbildung am 9. Juli 1920 angehörte.

Anschließend setzte er seine Arbeit im Bremischen Statistischen Amt fort, bis er 1934 als alter Demokrat auf Grund des Gesetzes „zur Wiederherstellung des Berufsbeamtentums“ in den Ruhestand versetzt wurde, nicht ohne vorher noch Gelegenheit zur haben, die seinem Amte in diesem Jahre obliegende große Volks-, Berufs- und Betriebszählung noch durchzuführen. Durch die lebenslang gepflegten Auslandsbeziehungen hatte er sich einen weltbürgerlich weiten Blick erworben. Vor allem die Einrichtungen und die wirtschaftliche Struktur Englands und die Mitarbeit an deren Presse und die dauernde Fühlungnahme mit dieser, von denen er besonders den Manchester Guardian und den Economist neben anderen ständig verfolgte, haben dazu beigetragen, daß seine Gedanken über Menschen an den deutschen Grenzpfählen nicht haltmachten. So sah er stets hinter den trockenen statistischen Zahlen und Tabellen seines Berufes den lebendigen Menschen mit seinen Sorgen und Leiden. Durch sein ganzes Leben geht der Zug, immer wieder zum sozialen Ausgleich zu wirken. Nach dem Zusammenbruch 1945 bemühte er sich als einer der ersten um den Wiederaufbau einer demokratischen Partei in Bremen. Er hatte die Freude, deren Gründung zu erleben und ihrem vorläufigen Vorstand anzugehören. Durch seine glückliche Ehe mit Wilhelmine geborenen Jokusch, die ihm vier erfolgreich im Leben stehende Kinder schenkte, aber ihm bereits 1919 im Tode vorausgehen mußte, harmonisch ausgeglichen, war er eine vornehme Gelehrtennatur mit gediegenem Wissen. Kein lauter Volksredner, übte er doch durch

seine fortschrittliche, durch und durch soziale Gesinnung und Haltung und seine ganze Persönlichkeit, trotz seiner oft zurückhaltenden Art, einen nachhaltigen Einfluß aus. Am 4. Februar 1946 ist er gestorben.

Otto Wellmann.

Rudolf Jacobs.

Ein gütiges Schicksal führte den Sohn des bergischen Landes, den Architekten Rudolf Jacobs schon in jungen Jahren nach der Beendigung seiner Lehrzeit und dem Studium der Baukunst nach Bremen zur weiteren Ausbildung und ließ ihn hier nach Vertiefung seiner Kenntnisse und der ihm verliehenen Gaben allmählich zu einem tüchtigen Jünger der Architektur heranreifen.

Es war um die Jahrhundertwende, als unser Bremen einen neuen Aufstieg erlebte. Handel und Wandel blühten, überall regte sich neues Leben und brachte junge frische Kräfte zur Entfaltung. Weitsichtige Männer aller Berufskreise im Senat und der Bürgerschaft wetteiferten in der ehrenvollen Tätigkeit für das Gesamtwohl auf allen Gebieten des öffentlichen Lebens. Die Planung für die Neugestaltung unserer Stadt stand im Vordergrund. Straßendurchbrüche und Erweiterungen wurden beschlossen und durchgeführt, Wettbewerbe für die architektonische Gestaltung der neuen Straßenfronten unter den deutschen Architekten folgten, und so kam im Jahre 1905 der Wettbewerb für den Gebäudeblock am Kaiser Wilhelmplatz-Marktplatz zur Ausschreibung.

Der erste Preis wurde dem Entwurf von Rudolf Jacobs zugesprochen und ihm nach kurzer Zeit auch der ehrenvolle Auftrag erteilt, das Bauwerk nach seinen Entwürfen und unter seiner künstlerischen und technischen Leitung auszuführen. Die glückliche und vollendete Durchführung des Auftrages rechtfertigte den Entschluß von Senat und Bürgerschaft in vollstem Umfange.

Rudolf Jacobs war dadurch mit an eine der ersten Stellen unter den jüngeren bremischen Architekten gerückt, eine Stellung, die er durch sein Schaffen und seine Persönlichkeit bis zu seinem Ableben unbestritten behauptet hat. Es folgten nun für ihn eine Reihe schöner und erfolgreicher Jahre mit großen und ehrenvollen Aufträgen.

Genannt seien hier nur die folgenden:

Das Parkhaus im Bürgerpark. Wettbewerbserfolg und Ausführung. 1911.

Das Lloydgebäude an der Gustav Deetjen-Allee. 1912.

Das Haus Patzenhofer am Marktplatz. 1913.

Das Verwaltungsgebäude der Bremer Straßenbahn. 1914.

Das Postamt am Bahnhofplatz. Wettbewerbserfolg und Ausführung. 1927.

Die Hohentorskirche. Wettbewerbserfolg und Ausführung. 1930.

Rudolf Jacobs war ein guter Zeichner, nicht mehr, aber dafür ein vom Schicksal begnadeter Meister unserer Kunst, der mit sicherer Hand und unbestechlichen Augen die Bauformen und Verhältnisse beherrschte und Bauwerke schuf, die mit zu den besten gehören, welche in den letzten 40 Jahren in Bremen erstellt wurden.

Rudolf Jacobs ist zeit seines Lebens als Mensch und als Künstler der Sohn seiner bergischen Heimat geblieben. Das bergische Barock in seinen klaren und einfachen Bauformen war das künstlerische Element seines Schaffens. Diesen Geist atmen seine allermeisten Bauwerke, die er aber durch seine Meisterhand zu eigener hoher Vollendung führte.

Ein herbes Schicksal hat nun manches seiner schönen Werke völlig vernichtet und andere schwer beschädigt. Die Achtung vor den Leistungen des verstorbenen Meisters gebietet aber, daß mit der Wiederherstellung insbesondere der beschädigten Bauwerke am Kaiser Wilhelmplatz und am Marktplatz nur ein im Geiste der norddeutschen Renaissance erfahrener Architekt beauftragt wird.

Für den Wiederaufbau unserer schwer getroffenen Stadt war es Rudolf Jacobs nicht mehr vergönnt, an hervorragender Stelle mitzuwirken. Der Weltenbaumeister hat ihm den Zeichenstift aus der Hand genommen und ihn zu sich berufen in die Ewigkeit.

Ein gütiges Schicksal hat ihn dann nach kurzer schwerer Krankheit vor längerem Siechtum bewahrt. Das ist ein Trost für uns alle, die sich mit ihm menschlich und künstlerisch verbunden fühlten.

Sein Wirken und Schaffen als bremischer Baumeister und Baukünstler von Rang und Stand wird unvergessen in der Geschichte unserer Stadt verzeichnet stehen.

Heinrich W. Behrens.

Philipp Heinrich Behrens.

geboren den 8. Juli 1892; gestorben den 14. Juli 1946.

Zu den um Bremen verdienten Männern, die uns das Jahr 1946 genommen hat, gehört auch eine Persönlichkeit, die weder im öffentlichen Leben, noch mit schriftstellerischen Arbeiten nach außen hervorgetreten ist, sondern ganz in der Stille und Verborgenheit gewirkt hat: Philipp Heinrich Behrens. Was aber Behrens für Bremen geleistet hat, ist von solcher Bedeutung, daß es nun, da er durch einen allzu frühen Tod aus seiner Tätigkeit herausgerissen ist, eine Pflicht der Dankbarkeit und der geschichtlichen Wahrheit ist, das Bild dieses Mannes und seine Verdienste um unsere Vaterstadt in diesen Blättern festzuhalten und weiteren Kreisen bekanntzumachen.

Behrens ist am 8. Juli 1892 als Sohn eines Beamten der bremischen Generalkasse in Bremen geboren, hat am 20. September 1910 am Realgymnasium in Bremen das Zeugnis der Hochschulreife erworben und zunächst die mittlere Justizbeamtenlaufbahn eingeschlagen. Am 1. Januar 1926 wurde er vom Justizinspektor beim Amtsgericht Bremen zum Bürodirektor der Regierungskanzlei und in der Folge zum Regierungsrat und Oberregierungsrat befördert.

Diese ungewöhnliche Beamtenlaufbahn verdankt Behrens ganz seiner eigenen Tüchtigkeit. Durch seinen Fleiß und seine große juristische Begabung hatte sich Behrens umfassende Kenntnisse auf allen Rechtsgebieten, besonders auf dem des öffentlichen bremischen Rechts, erworben. Durch kluge Beobachtung aller öffentlichen Vorgänge verstand er es, fruchtbare Erfahrungen zu sammeln, die er durch ein vielseitiges gründliches Studium der Geschichte vertiefte und zu einer reichen lebendigen Bildung zu erweitern verstand. In den Akten heißt es von ihm: „Ausgezeichneter Beamter mit hervorragenden juristischen Fähigkeiten, von unermüdlicher Arbeitskraft, vorbildlicher Pflichttreue und Zuverlässigkeit“; „ein Mann von vornehmer Gesinnung und höchst taktvollem Wesen.“

Behrens wurde vom Senat u. a. zu wichtigen Arbeiten der Justizverwaltung herangezogen und hat die Entwürfe eines bremischen Gerichtskostengesetzes, einer Gebührenordnung für Notare, einer Gebührenordnung für Rechtsanwälte und Gerichtsvollzieher, eines Stempelsteuergesetzes und eines Gesetzes über das Verwaltungszwangsverfahren zur Beitreibung von Geldbeträgen mit den Begründungen angefertigt. Später, als die Justizverwaltung auf das Reich übergegangen war, wurde Behrens mit der Wahrnehmung der Geschäfte des Präsidenten der Gemeindeaufsichtsbehörde und des Landherrn betraut, hatte die Kommunalaufsicht über die Hafenstädte Vegesack und Bremerhaven und arbeitete auf verschiedenen Gebieten der inneren Verwaltung.

Die Wertschätzung, die Behrens als Beamter erfuhr, zeigte sich auch in zahlreichen Neben- und Ehrenämtern. So wurde er schon 1924 Mitglied der Prüfungskommission für die Abnahme der Ergänzungsprüfung für Verwaltungs- und Justizsekretäre, weiterhin Mitglied der Prüfungskommission für die Erste und Zweite Verwaltungsprüfung, Mitglied des Finanzgerichts im Gebiet des Landesfinanzamts Unterweser, steilv. Mitglied des Verwaltungsrats der Staatlichen Kreditanstalt Oldenburg-Bremen, und Staatskommissar für die Sparkassen in Bremerhaven und Vegesack.

Von den Arbeiten im bremischen Landgebiet, die der Tatkraft und Geschicklichkeit des Oberregierungsrats Behrens ihre Ausführung verdanken, seien erwähnt die mit einem Kostenaufwand von über 1 $\frac{1}{4}$ Millionen Reichsmark ausgeführte Regulierung und Neupflasterung der Stromer Landstraße sowie ihr Ausbau bis zum Mühlenhause, die Aufhöhung des Blocklander Deiches und des Lesum-Deiches, der für die Ernährungswirtschaft wichtige Ausbau von Bewässerungsanlagen am rechten und linken Weserufer und die Vereinheitlichung von 27 Wasser- und Bodenverbänden durch eine Neu-

ordnung des Deichwesens am rechten Weserufer, eine überaus verwickelte und schwierige Angelegenheit, die Behrens auf das Glücklichste geordnet hat. Eine ähnliche Regelung des Deichwesens am linken Weserufer ist von Behrens vorbereitet, aber von ihm nicht mehr zu Ende gebracht worden.

Bei allen diesen Maßnahmen ging Behrens nicht selbstherrlich vor, sondern hielt sich in enger Fühlung mit der beteiligten Bevölkerung und war unermüdlich in seinen Bemühungen, die betroffenen Kreise zur Mitarbeit heranzuziehen, bei ihnen Verständnis für seine Pläne zu wecken und alle Regelungen mit ihrem Einverständnis zu treffen.

Von größter Bedeutung für Bremen aber wurde die Tätigkeit des Oberregierungsrats Behrens, als er sich in der nationalsozialistischen Zeit mit den dringlich werdenden Fragen der Stellung Bremens im Nationalsozialistischen Reich zu befassen hatte. Durch das Reichsgesetz über den Neuaufbau des Reiches vom 30. Januar 1934 waren die Volksvertretungen der Länder beseitigt, die Hoheitsrechte der Länder auf das Reich übergegangen und die Landesregierungen der Reichsregierung unterstellt. Durch das Reichsgesetz vom 14. Februar 1934 war der Reichsrat aufgehoben. Damit waren die entscheidenden Schritte zum Nationalsozialistischen Einheitsstaat getan, die Länder waren zu Verwaltungsbezirken des Reiches herabgedrückt. Bremen war beim Verlust seiner Landeseigenschaft besonders gefährdet, da es zum Gau Weser-Ems gehörte, aber nicht Sitz der Gauleitung war, und da seine Häfen auf die Stadt Bremen und die Stadt Bremerhaven verteilt waren. Der nationalsozialistische Senat Bremens erkannte nicht, welche Gefahr für Bremen durch den Fortfall der Landesklammer hinsichtlich des Zusammenhanges mit seinen Häfen in Bremerhaven heraufzog, eine Gefahr, die durch die städtebauliche Verbindung der bremischen Stadt Bremerhaven mit der preußischen Stadt Wesermünde besonders bedrohlich war. Es wurde fraglich, ob Bremen seine Häfen in Bremerhaven, die mit den stadtbremischen Häfen eine organische Einheit bilden, in der Hand behalten würde, oder ob nicht bei der naheliegenden Verschmelzung der Städte Bremerhaven und Wesermünde zu einer preußischen Großstadt zugleich mit der Stadt Bremerhaven auch die Häfen Bremerhavens für Bremen verloren gehen würden. Es war durchaus möglich, daß Bremen in dem kommenden Einheitsstaat zu einer untergeordneten Provinzialstadt des Gauweser-Ems herabsank.

In dieser kritischen Lage Bremens entfalteten sich die politischen Einsichten und schöpferischen Kräfte des Oberregierungsrats Behrens. Er machte in Denkschriften und mündlichen Darlegungen Vorschläge, wie Bremen auch in den gänzlich anderen Verhältnissen des Nationalsozialistischen Einheitsstaates, wenn auch nicht seine alte Stellung und Wirksamkeit behaupten, so doch wenigstens vor einem Herabsinken zur Bedeutungslosigkeit bewahrt werden könnte. Er hat ferner mit wenigen anderen Männern die rettende Idee gefaßt, wie Bremen auch im Falle der Eingemeindung der Stadt Bremerhaven in die preußische Stadt Wesermünde vor dem Auseinanderreißen seiner Häfen geschützt werden könnte, und hat diesen Gedanken unter Überwindung großer Schwierigkeiten folgerichtig

bis zu Ende verfolgt und in die Tat umgesetzt. In langwierigen Verhandlungen, die unter seiner einflußreichen Mitwirkung mehrere Jahre lang in Berlin geführt wurden, ist die Eingemeindung der Bremerhavener Seehäfen in die Stadt Bremen und damit die feste Verbindung dieses wichtigen Teiles des einheitlichen bremischen Hafen-Organismus mit Bremen erreicht worden. Zugleich sind mit Aufgabe der Wohngemeinde Bremerhaven, die mit Wesermünde verschmolzen und der preußischen Provinz Hannover zugeschlagen wurde, die preußischen Gemeinden Mahndorf, Hemelingen, Lesum, Schönebeck, Grohn, Aumund und Blumenthal, die von der bremischen Wirtschaft durchdrungen und für die weitere wirtschaftliche und städtebauliche Entwicklung der Stadt Bremen notwendig sind, in die Stadt Bremen eingemeindet worden. Ebenso wurden die Hafenstadt Vegesack und drei bremische Landgemeinden, im November 1945 auch die übrigen bremischen Landgemeinden, zur Stadt Bremen gezogen. Damit war Bremen die Erfüllung seiner geschichtlichen Aufgabe in Seehandel und Seeschifffahrt für die Zukunft weiter ermöglicht und die Entfaltung Bremens als Großstadt, sowie die Erhaltung seines geschichtlichen Gebietsstandes auch im Falle eines Verlustes seiner Landeseigenschaft gesichert.

Dieses Werk mußte im offenen und im stillen, aber umso gefährlicheren Kampf mit übergeordneten Stellen der Regierung und Verwaltung und der Partei durchgeführt werden. Es stieß anfangs auch bei den einsichtsvollen und Bremen wohlgesinnten Stellen Berlins auf erheblichen Widerstand. Namentlich war es schwer, für die Eingemeindung der Bremerhavener Häfen in die räumlich davon getrennte Stadt Bremen Verständnis zu erwecken. Der Geschicklichkeit des Oberregierungsrats Behrens in der Vertretung seiner Ansichten, der Fülle seiner Gründe und seiner Geistesgegenwart bei der Widerlegung von Einwänden ist es zum großen Teil zuzuschreiben, daß alle Bedenken und Schwierigkeiten überwunden wurden.

Nach diesem diplomatischen und staatsrechtlichen Erfolg Bremens unternahm es Behrens, dem unter seiner wesentlichen Mitwirkung entstandenen erweiterten Bremen mit sachkundiger Hand maßvoll und wohlüberlegt eine geeignete Organisation zu schaffen, begnügte sich aber nicht mit der äußeren Regelung, sondern war zugleich darauf bedacht, die innere Verbindung der verschiedenen neuen Gebiete mit Alt-Bremen zu pflegen und zu fördern.

Nach dem Zusammenbruch und der Besetzung Deutschlands eröffneten sich Behrens weitere Aussichten für eine große und fruchtbare Wirksamkeit. Er war vom Vertrauen der leitenden Männer des neuen Senats getragen und hatte besonders für den Präsidenten des Senats, Bürgermeister Kaisen, wichtige Sachen zu bearbeiten.

In all dieser verantwortungsvollen und bedeutsamen Tätigkeit war Behrens von großer Bescheidenheit. Es lag ihm nichts daran, daß er selbst hervortrat oder daß sein Name genannt wurde. Seine Denkschriften und Ausarbeitungen trugen nicht seinen Namen; hinter den Kulissen arbeitete er in aller Stille und war zufrieden, wenn sein Bemühen zum Ziel führte

und Bremen förderte. Daher ist sein verdienstvolles Wirken, das für Bremen in den erwähnten Fragen der bremischen Häfen und der Eingemeindungen von geschichtlicher Tragweite war, der Öffentlichkeit nahezu unbekannt geblieben.

Viel war noch von seiner Tätigkeit für Bremen zu erwarten, fruchtbare Anregungen, wertvolle Ausarbeitungen, bedeutsame Mitwirkung bei Verhandlungen, besonders auch in den ihm vertrauten Fragen der Neugliederung Deutschlands und der Stellung der Hansestädte.

Aus dieser reichen Wirksamkeit riß ihn zuerst eine Entscheidung der Militärregierung, die ihn sehr schmerzlich getroffen hat, dann eine Krankheit, die in wenigen Tagen zum Tode führte.

Behrens hinterließ eine geschichtliche Arbeit, die die nationalsozialistische Herrschaft in Bremen von 1933 bis 1945 schildern sollte. Er war zu einer solchen Darstellung besonders berufen, da er sich dabei nicht nur auf die Akten zu stützen brauchte, sondern aus persönlicher Kenntnis der Vorgänge und mitwirkenden Männer und aus unmittelbarem Erleben schöpfen konnte. Leider ist das Werk nur zu einem Bruchteil vollendet. Auch dieser Bruchteil zeigt die ganze Persönlichkeit des Verfassers, seine Sachkunde und politische Reife, seine vornehme Gesinnung und seine Liebe zu Bremen, dem seine Sorge buchstäblich bis zum letzten Atemzuge galt. Noch in seiner Sterbestunde beschäftigten ihn Gedanken über die Ordnung des Deichwesens am linken Weserufer.

So wird der Name des Oberregierungsrats Behrens in ehrenvollem Andenken neben anderen um Bremens Schicksal verdienten Männern fortleben als eines bremischen Sohnes, der seine reichen Gaben und Kenntnisse, sein ganzes arbeitsreiches Leben in nie versagender Liebe und Treue seiner Vaterstadt gewidmet und in schwerer Zeit Wesentliches zur Erhaltung ihrer geschichtlichen Bedeutung beigetragen hat.

Th. Spitta.

Eduard Gildemeister.

geb. 5. Febr. 1848; gest. 6. Sept. 1946.

Anläßlich seines neunzigsten Geburtstages wurden Eduard Gildemeister vielerlei Ehrungen zuteil. Der Bund deutscher Architekten, der Künstlerbund Bremen, die Nordische Kunsthochschule, die Gewerbekammer ernannten ihn zum Ehrenmitglied. Nach einer dieser feierlichen Ernennungen meinte er lächelnd zu seinen Nachbarn: „Ich weiß natürlich ganz gut, daß ich dies alles nur meinem hohen Alter verdanke“. Ein Scherzwort, aber ein für sein Wesen charakteristisches, mit dem er da in liebenswürdiger Ironie und unbeirrbarer Klarheit des Urteils — auch über sich selber — den Vorgang in die richtige Beleuchtung zu setzen sucht. Aber wir können es als

wahr doch nicht anerkennen. Möchte immerhin das fast ein Jahrhundert umfassende Alter Veranlassung geben zu dieser und jener Feier — in einer Anerkennung, Verehrung und Liebe wie sie Eduard Gildemeister entgegengebracht wurden, spiegeln sich Lebenswerk und Charakter.

Das fast regelmäßig recht kritische Urteil der nachfolgenden Generation über die Leistungen der vorhergehenden pflegt gegenüber allen im Jahrhundert Gildemeisters entstandenen Werken der Baukunst ja ganz besonders absprechend zu sein. Denn so mächtig sich auch das Bauwesen quantitativ in dieser Zeit entfaltete, dem Baukünstler war sie äußerst ungünstig. Alle jene Lebensformen, die wir als bezeichnend für die wenig erfreulichen Seiten des 19. Jahrhunderts empfinden, begannen etwa zur Zeit von Gildemeisters Geburt sich auszubilden und auszubreiten. Geschildert und abgeurteilt ist diese Entwicklung oft genug. Die Maschine verdrängt die Handarbeit, das Wohlfeile gibt sich als wertvoll, das Surrogat ersetzt das Echte; die Masse imponiert, das Gefühl für rechtes Maß verliert sich.

Auf dem Gebiet der Bautechnik gibt es täglich neue Erfindungen; alles wird möglich, nur nicht die künstlerische Bewältigung dieser Möglichkeiten. Da man nun zu eigenen Ausdrucksformen nicht zu gelangen vermag, entsteht die Notwendigkeit, solche vergangener Zeiten zu entlehnen, welche doch den in der eigenen Zeit wirkenden Kräften dem Wesen nach fremd bleiben.

Solche Verhältnisse zu ändern steht nicht in der Macht eines einzelnen. Auch Gildemeister hat in den Formen, die seine Zeit verlangte, gebaut. Aber es ist ihm trotzdem gelungen, seine Leistungen von den jüngeren Generationen nicht nur als relativ gut, sondern z. T. als vorbildlich anerkannt zu sehen, und dies kam in jenen Ehrungen zum Ausdruck. Wenn das Stadtbild Bremens, insofern es der Zeit seines Schaffens angehörte, sich vielfach vorteilhaft unterschied von dem anderer deutscher Großstädte, so hat — neben der glücklichen Entwicklung, welche unserer Stadt im allgemeinen die Mietskaserne ersparte — das baukünstlerische Schaffen Eduard Gildemeisters ein Wesentliches dazu beigetragen.

Vielleicht aber wäre die volle Entfaltung seines Könnens ihm nicht beschieden gewesen, hätte er in einer anderen als in der Stadt seiner Verfahren sich betätigen müssen. Er selbst war jedenfalls stolz darauf und fühlte sich ganz als Sohn seiner Heimat. Die mangelnde Vertrautheit mit der Eigenart des Stadtbildes bezeichnet er (in einem Artikel für den Berliner Lokalanzeiger) als die Ursache des unbefriedigenden Ergebnisses der Bautätigkeit auswärtiger Architekten in Bremen.

Geboren wurde Eduard Gildemeister am 5. Febr. 1848 in Bremen als Sohn des Kaufmanns M. Eduard Gildemeister und seiner Gattin Friederike geb. Steinbrügge. Die hier seit Jahrhunderten ansässige Familie war zahlreich und weit verzweigt, mit dem bekanntesten Mitgliede, Bürgermeister Otto G., war er nur noch entfernt verwandt. Vom Besuch des humanistischen Gymnasiums nahm er vorzügliche Belesenheit in den antiken Schriftstellern mit. Als Student besuchte er die Hochschulen in Hannover und Stuttgart,

arbeitete bei Bohnstedt in Gotha und ging dann nach Berlin. Mit einer Reihe von Freunden machte er eine längere Reise durch Italien. 1878 ließ er sich als Architekt in seiner Vaterstadt nieder. 1888 schloß er die Ehe mit seiner treuen Lebensgefährtin.

Die wohlhabende, sich mächtig ausdehnende Vaterstadt bot dem Baumeister ein reiches Arbeitsfeld. Von den gegen Ende der 70er Jahre in Bremen wirkenden älteren Zunftgenossen Gildemeisters seien nur erwähnt der vielgeschmähte, aber dennoch hochbegabte Heinrich Müller, dessen größte, das Stadtbild Bremens lange Zeit wesentlich mitbestimmende Bauten damals schon standen, und Joh. Poppe, dessen bedeutendste Aufgaben in der Hauptsache noch vor ihm lagen. Unter den zu jener Zeit allein möglichen historischen Bauformen begann ein gotisierender Stil zurückzutreten. Renaissance war die Losung. In den Formen der italienischen Renaissance, in seinem Hauptwerk, der Kunsthalle, mit einer Hinwendung zum Klassizismus hat auch Ed. Gildemeister sein Bestes ausgesprochen.

Der in der bremischen Kaufmannschaft sich ansammelnde Reichtum verlangte nach baulichem Ausdruck, besonders in der Errichtung neuer, dem Lebensstil entsprechender, Wohnhäuser. Gegenüber der oft schwülstigen Pracht, wie sie J. Poppe zu zeigen liebte, bleibt aber Gildemeisters Bauen stets die Verkörperung einer gediegenen — obwohl uns heutigen märchenhaft anmutenden Wohlhabenheit. Aus der Zahl der von Gildemeister errichteten großen städtischen Wohnhäuser mögen hier genannt sein:

Matthias Gildemeister (Schleifmühle 22. 1882).

C. Schütte (Rembertistr. 16).

Heinr. Gildemeister (Schwachhauser Heerstr. 1 Ecke Bismarckstr.).

Bürgermeister Marcus (Rosenplatz, Ecke Contrescarpe. 1890).

Ed. Wätjen (Contrescarpe 74).

Theod. Lürman (Osterdeich 58).

Senator Hermann Frese (Schwachhauser Heerstr. 21. 1898).

G. Melchers (Parkallee 95. 1901).

G. Faber (Parkallee 87).

K. Ahlers (Parkallee 103).

Dr. C. Schütte (Vahrerstr. 405).

R. Loewe (Marcusallee 15. 1914).

Die Liste macht selbstverständlich keinen Anspruch auf Vollständigkeit. Daß sie nur größere Bauten enthält, bedeutet nicht, daß Gildemeister nur für den Wohlhabenden tätig gewesen sei, aber als Beispiele seines Könnens bieten sie die größte Mannigfaltigkeit. Vieles liegt heute in Trümmern. Was erhalten geblieben ist, vermittelt noch immer eine gute Vorstellung der Bauweise Gildemeisters. Außer in unserer Stadt hat er Wohnhäuser errichtet in Delmenhorst, Oldenburg, Blankenese und Freiburg i. Br., ferner eine Reihe großer und kleiner Landhäuser in Bremens nächster Nachbarschaft.

Eine schöne Charakteristik von Gildemeisters Schaffen als Erbauer von Wohnhäusern gibt sein Freund und Kollege W. Rauschenberg in einem ge-

legentlich seines siebenzigsten Geburtstags in der Weser Zeitung erschienenen Artikel: „Gildemeister baut seine Häuser“, — heißt es da — „wirklich zum täglichen Bewohnen, zur behaglichen Daseinsfreude der Familie, und Türgriffe und -schlösser, Türen und Fenster spielen dabei fast wichtigere Rollen als Stuck und Malerei. Oder, um es richtig auszudrücken, er faßte von Anfang an seine Kunst als Raumkunst auf, nicht sowohl um die Räume zu schmücken, sondern vielmehr um sie schön gestaltet dem gewohnten Bremer Lebensbedürfnis dienen zu lassen.“

Von zahlreichen Aufgaben anderer Art sei erinnert an das Petri-Waisenhaus, an die Ausgestaltung der Liebfrauen- und der Ansgariikirche, und an den Saal im Schütting. Vor allem aber an die Meisterleistung Gildemeisters, die Fassade der Kunsthalle. Die Tradition der antikisierenden Bauweise, welcher die bremischen Wallanlagen die schönen Torhäuser verdankten, wird hier aufs glücklichste wieder aufgenommen und mit Renaissanceformen verschmolzen, es wird hier eine künstlerische Höhe erreicht, welche diese Formen nicht mehr als historisierend, sondern als zeitlos empfinden läßt.

Diesem Lebenswerk galt, und gilt noch heute, die Achtung seiner Zunftgenossen. Aber nicht nur von ihnen, und nicht nur als vortrefflicher Baumeister und guter Kollege wurde Eduard Gildemeister geschätzt. Seine lebenswürdige Persönlichkeit, die glückliche Mischung von männlichem Ernst, und freundlichem Humor, von Geistigkeit und Verständnis für alles Menschliche gewährten dem Umgang mit ihm besonderen Reiz. So war er der verehrte Mittelpunkt seiner Familie — er durfte neun Kinder heranwachsen sehen — wie eines größeren Freundeskreises.

Er freute sich dessen und nahm die darin liegenden Bindungen gerne auf sich. Daneben aber blieb er seinem Hang zur Unabhängigkeit treu. Und wenn ihn in dieser Neigung ein diktatorischer Uhrzeiger behindern wollte, so konnte er ihn unter Umständen gänzlich ignorieren. Dem jungen Studenten wurde aus solchen Gründen einmal vom Rektor nach damals herrschender Hochschulsitte Karzer zu Teil. Solche Erziehungsversuche blieben natürlich erfolglos. Und wenn später einmal etwa ein Bauherr versuchte, ihm die Unabhängigkeit vom Zeitmesser zu verübeln, so brachte Gildemeister die Sache mit einem entwaffnenden Scherz alsbald ins Reine. Denn am Ende rechtfertigte ihn ja die Leistung. Unabhängig machte er sich auch von einer Schwäche, die manchen anderen vielleicht hätte menschen-scheu werden lassen. Ein nervöses Anstoßen beim Sprechen hat er niemals ganz überwinden können. Aber er ließ sich auch dadurch nicht hindern und vermochte durch geistesklare und humorgewürzte Rede seine Zuhörer trotzdem zu fesseln. Unabhängig blieb er im Urteil über sich und andre, über Kunst und Politik, über alles, was im weiten Bereich seiner Interessen lag. Vielleicht könnte man selbst die lange Dauer seines Lebens deuten als ein solches Sich-unabhängig-machen, als einen Protest gegen die Zwangsläufigkeit der Lebensvorgänge, eine Absage an jene körperliche Zartheit, die ihn 1870 als zum Kriegsdienst untauglich erscheinen ließ. Den Achtzigjährigen

sah man auf Leitern an dem von seinen Architektensöhnen Hermann und Eberhard errichteten Gebäude der Nordwolle (heute Haus des Reiches) herumklettern. Stets brachte er — auch darin, gegen das Altern protestierend, der Jugend, der Zukunft, Liebe und Interesse entgegen, bis in seine allerletzten Lebenstage.

Der Umgang mit geistig angeregten Freunden war ihm Bedürfnis. Schon in der Studienzeit hat er sich vortreffliche Freunde zu gewinnen gewußt. Mit L. Eisenlohr, Friedr. v. Thiersch und andern ging er damals nach Italien. In Bremen fand er, als er sich hier niederließ, ein reges geistiges Leben und nahm vollen Anteil daran. Die Namen H. Allmers, O. Gildemeister, Bulthaupt, Bulle, A. Fitger u. s. w. geben dieser Zeit das Gepräge. Die Brüder Dr. Wilhelm Olbers Focke und Dr. Hans Focke, Dr. Runge, Architekt Rauschenberg gehörten zum engeren Freundeskreis.

Seine Ansichten vertrat er nicht nur im geschlossenen Zirkel. In Zeitschriften und Tageszeitungen, in dem Sammelwerk „Bremen und seine Bauten“ (herausgegeben vom Architekten- und Ingenieurverein) und an anderen Stellen beweisen seine Beiträge Sachkenntnis und flüssige Feder. Aus seinen meist wohl nicht für einen großen Leserkreis bestimmten Dichtungen gibt ein 1929 im Auftrag der Bibliophilen Gesellschaft herausgegebener schmaler Band eine Auswahl. Im Kommersbuch des Architekten- und Ingenieurvereins ist noch mancher humorvolle Sang von ihm zu finden. Es versteht sich, daß er auch den anderen Künsten zugetan war. Er schrieb Kunstkritiken für die Weser Zeitung und kaufte gern gelegentlich ein gutes Bild. Die Musik pflegte und liebte er.

Was Eduard Gildemeister in einem Leben, welches im Anfang des Revolutionsjahres 1848 begann und im Sommer des Jahres 1946 endete, als Zeitgenosse an deutscher Geschichte miterlebt und in tiefster Seele mitgeföhlt hat, kann hier nicht einmal angedeutet werden. Für Bremens bauliche Entwicklung bedeutet diese Spanne das Hinauswachsen aus mittelalterlicher Beengtheit zur Großstadt und zum Welthafen, und wiederum das Erliegen vor den Kräften der Zerstörung, die Verwandlung in die erschütternde Trümmerstätte von heute.

Abnehmende Sehkraft, die zu fast völliger Erblindung führte, hat Gildemeister davor bewahrt, das ganze Ausmaß des Unheils zu erkennen. Aber die Klarheit des Geistes blieb ihm bis zuletzt. In der Geschichte der bremischen Baukunst bleibt ihm ein hervorragender Platz gesichert.

H. Fitger.

IX.

Die Toten der Berichtszeit Oktober 1943 bis September 1946.

Prof. Dr. Anton Delbrück, Direktor der Nervenklinik von 1904—1927,
† 21. Februar 1944 (geb. 23. Januar 1862).

Oberstudienrat Dr. Heinrich Schecker,
† 28. März 1944 (geb. 10. Februar 1891).

Finanzpräsident a. D. Dr. Johannes Bollmann,
† 29. März 1944 (geb. 3. September 1873).

Dr. Wilken v. Alten, Kustos der Kunsthalle seit 1913,
† 19. August 1944 (geb. 14. Mai 1885).

Senator a. D. Gustav Rasso, Mitglied des Senats 1907 bis 1919,
† 1. September 1944 (geb. 9. April 1855).

Architekt Otto Blendermann,
† 4. November 1944 (geb. 17. September 1879).

Senator a. D. Rudolf Feuß, Mitglied des Senats 1910 bis 1919,
† 13. Januar 1945 (geb. 12. Mai 1862).

Prof. Dr. Emil Waldmann, Direktor der Kunsthalle seit 1914,
† 17. oder 18. März 1945 (geb. 15. Dezember 1880).

Postrarat i. R. Dr. h. c. Otto Sigfried Reuter,
† 5. April 1945 (geb. 2. September 1876).

Lehrer i. R. Hans Lüdeking, langjähriger Vorsitzender des Bremischen
Lehrervereins,
† 16. November 1945 (geb. 14. Juli 1864).

Dr. Wilhelm Böhmert, Direktor des Statistischen Amtes von 1900 bis
1933, Mitglied der Deutschen Nationalversammlung 1919/20 und des
Senats 1920,
† 4. Februar 1946 (geb. 23. August 1866).

Architekt Rudolf Jacobs,
† 21. Februar 1946 (geb. 4. April 1879).

Oberregierungsrat Philipp Behrens,
† 14. Juli 1946 (geb. 8. Juli 1892).

Architekt Eduard Gildemeister,
† 6. September 1946 (geb. 5. Februar 1848).

Nachtrag

Bürgermeister a. D. Carl Deichmann, Mitglied der Deutschen National-
versammlung 1919/20 und des Senats 1919 bis 1920 und 1928 bis 1931,
† 21. Februar 1940 (geb. 5. Oktober 1863)*)

*) Der Name des trefflichen, um Bremen sehr verdienten Mannes kann
erst jetzt aufgeführt werden, da der damalige nat.-soz. Bürgermeister dies
verboten hatte. D. Herg.

Die Autoren.

Dr. phil. Emil S c h w a r t z e , geb. 1888. Bis zum Ausbruch des Weltkrieges (1914) Assistent an der Universitätsbibliothek in Marburg, seit 1915 im höheren Schuldienst zu Bremen, seit 1919 am „Alten Gymnasium“. Er veröffentlichte außer Beiträgen in wissenschaftlichen Zeitschriften und Tageszeitungen Vorträge über „Bismarcks Staatsauffassung und politische Methode“ in den „Abhandlungen der Bremer Wissenschaftlichen Gesellschaft“.

Prof. Dr. phil. Hermann E n t h o l t , geb. 1870. Direktor des bremischen Staatsarchivs 1914 bis 1936. Kommissarischer Direktor des bremischen Staatsarchivs und der bremischen Staatsbibliothek seit 1945 und Präsident der Wittheit zu Bremen seit 1946. Arbeitsfach: Geschichte. Bisherige Veröffentlichungen s. „Das Schrifttum zur bremischen Geschichte“, Bremisches Jahrbuch, Bd. 40 (1941), S. 37—40.

Prof. Dr. phil. Hermann T a r d e l , geb. 1869 in Güstrow. Studienrat a. D. in Bremen. Arbeitsfächer: Germanistik (neuere und vergleichende deutsche Literaturgeschichte), Volkskunde. Schriftenverzeichnis von 1894—1943 als Privatdruck 1944 erschienen. Arbeiten über bremische Literaturgeschichte usw. s. „Das Schrifttum zur bremischen Geschichte“, Bremisches Jahrbuch, Bd. 40 (1941), S. 114—117. Ausgabe von Chamisso's Werken, im Bibliographischen Institut (Leipzig) und von Herweghs Werken, im Deutschen Verlagshaus Bong (Berlin) in der Goldenen Klassiker-Bibliothek.

Prof. Alwin L o n k e , geb. 1865. Studienrat a. D. in Bremen. Arbeitsfächer: Germanistik, Geschichte, Geographie, Latein. Veröffentlichungen: Königin Luise; Hauptdaten der deutschen Literatur 1830—1900; Tannennadeln (Gedichte); Gießener Beiträge zur deutschen Philologie (1946); Arbeiten zur bremischen Geschichte s. „Das Schrifttum zur bremischen Geschichte“, Bremisches Jahrbuch, Bd. 40 (1941), S. 66—67.

Hanna L a m p e , geb. 1897. Aus Liebhaberei Beschäftigung mit der Geschichte der bremischen Vorstädte. Bisherige Veröffentlichung: „Der Barkhof“, Bremisches Jahrbuch, Bd. 41 (1944), S. 241—256.

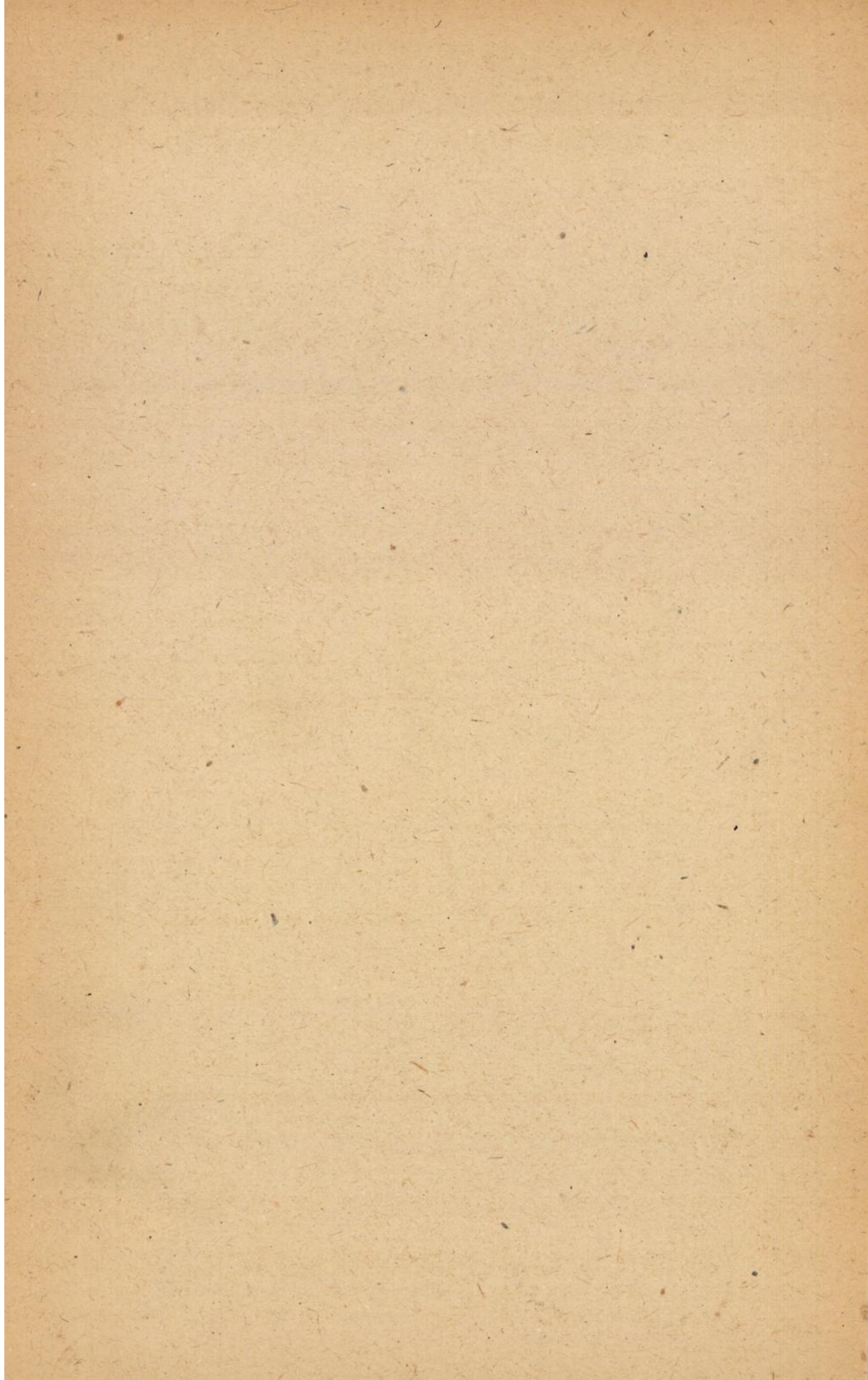
Heinrich W. B e h r e n s , geb. 1873. Architekt BDA. in Bremen. Veröffentlichungen: „Das neue Deutschland“; „Sozialistische oder Soziale-Demokratische Regierung?“ Abhandlung über „Die Wohnungsfrage und das Bauwesen“ und über „Die städtebauliche Entwicklung Bremens“.

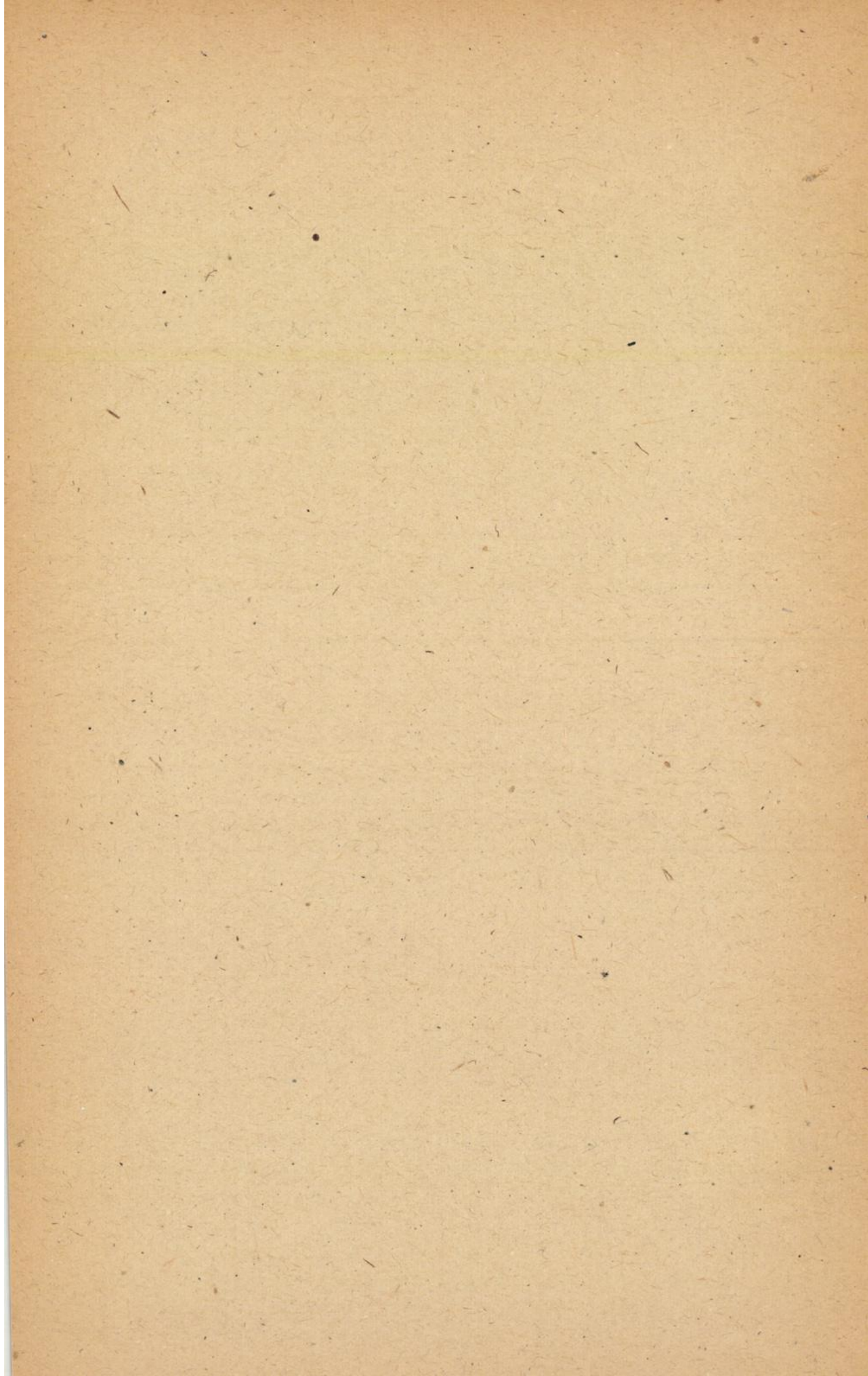
Dr. jur. Otto W e l l m a n n , geb. 1882. Rechtsanwalt und Notar. Bis 1933 viele Jahre Führer der liberalen Jugend in Bremen und Bauherr der re-

formierten St. Martinigemeinde in Bremen. Vorsitz der Goethebund in Bremen.

Dr. jur. Theodor Spitta, geb. 1873. Senator und Bürgermeister in Bremen 1911—1933 und seit 1945. Veröffentlichungen: Bürgermeister Smidt, Abh. u. Vortr. d. Bremer Wissenschaftl. Gesellschaft, Jg. 1 (1926), S. 27—51; Dr. Martin Donandt, Bürgermeister in Bremen, ein bremisches Lebens- und Zeitbild. 1938.

Hermann Fitger, geb. 1891. Kunstmaler in Bremen. Vorsitz der „Vereinigung für Städtebau“.





Von der
HISTORISCHEN GESELLSCHAFT

würden herausgegeben u. a.

Bremische Biographie des 19. Jahrhunderts

Arthur Geist Verlag, 1912

**Atlas des Gebiets der Freien Hansestadt Bremen
(1790 - 1798)**

von **Johann Gildemeister** und **C. A. Heineken**. 28 Kartenblätter. Im Auftrag
der Historischen Gesellschaft neu herausgegeben von **Hans Dörries**.

Arthur Geist Verlag, 1928

Bremische Weihnachtsblätter

Arthur Geist Verlag

- Heft 1: **E. Grohne**, Altbremischer Kunstwerke Schicksal und Verlust. 1928.
„ 2: **H. Tardel**, Bremen im Sprichwort. 1929.
„ 3: **G. Dettmann**, Bremens Stellung in der Kunstgeschichte. 1930.
„ 4: **A. Lonke**, Römisches im Bremischen. 1934.
„ 5: **H. Tardel**, Goethes Beziehungen zu bremischen Zeitgenossen. 1935.
„ 6: **H. Reincke**, Bremen und Hamburg. 1936.
„ 7: **G. Dettmann**, Heimatliche Altertümer geschichtlicher Zeit. Die Ernte
der letzten Jahre an bremischen Boden- und Weserfunden. 1937.
„ 8: **H. Entholt**, Bürgermeister Smidt in der Zeit der deutschen Revo-
lution. 1938.
„ 9: **H. Entholt**, Von bremischen Ratmännern des 19. Jahrhunderts. 1941.

Zur Bremischen Geschichte

erschienen u. a. ferner:

- A. Lonke**, Altbremen, die Stätte und Stadt (bis 1305). Bremen 1919. Arthur
Geist Verlag.
H. Entholt, Bremische Kultur gegen Ausgang des Mittelalters (Abhandl. u.
Vorträge, herausgeg. v. d. Bremer Wissenschaftlichen Gesellschaft,
Jahrg. 8/9). Arthur Geist Verlag, 1934.

G. Bessell, Bremen. Die Geschichte einer deutschen Stadt. Leipzig 1935.
Inselverlag.

H. Entholt und **L. Beutin**, Forschungen zur bremischen Handelsgeschichte.
Heft 1 u. 2. H. Böhlau Verlag, Weimar 1937 und 1939.

F. Prüser, 800 Jahre St. Stephanikirche. Ein Stück bremischer Geschichte.
Verlag Arndt-Buchhandlung, O. Melchers & Co., 1940.

Veröffentlichungen aus dem Staatsarchiv der Freien Hansestadt Bremen

Arthur Geist Verlag

U. a.:

- Heft 1: **G. Jaeger**, Die Entwicklung der Eigentumsübertragung an städtischen Grundstücken in Bremen.
B. Gätjen, Der Rentenkauf in Bremen. 1928.
- „ 3: **H. Albers**, Die Anleihen der Stadt Bremen vom 14. bis zum 18. Jahrhundert.
W. Randermann, Die bremischen Staatsanleihen im 19. Jahrhundert. 1930.
- „ 4: **E. Thikötter**, Die Zünfte Bremens im Mittelalter. 1930.
- „ 5: **K. A. Eckhardt**, Die mittelalterlichen Rechtsquellen der Stadt Bremen. 1931.
- „ 6: **A. Lonke**, Das älteste Lassungsbuch von 1434—1558 als Quelle für die Topographie Bremens. 1931.
- „ 10: **C. Allmers**, Geschichte der bremischen Herrschaft Bederkesa. 1933.
- „ 12: **A. Ackermann**, Die wirtschaftlichen und sozialen Verhältnisse des bremischen Bauerntums in der Zeit von 1870—1930. 1935.
- „ 14: **K. H. Schwebel**, Bremens Beziehungen zu Kaiser und Reich, vornehmlich im 18. Jahrhundert. 1937.
- „ 15: **A. Krieger**, Bremische Politik im Jahrzehnt vor der Reichsgründung. 1939.
- „ 16: **U. Wegener**, Die lutherische Lateinschule und das Athenaeum am Dom in Bremen in ihrer politischen und kulturellen Bedeutung. 1941.
- „ 17: **E. Elstermann**, Die Lederarbeiter in Bremen. 1941.